

Mahieu

Jacques de Mahieu

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF



**DES
SONNENGOTTES
TODES-
KAMPF**



Die Wikinger in Paraguay

Jacques de Mahieu

**Des Sonnengottes
Todeskampf**

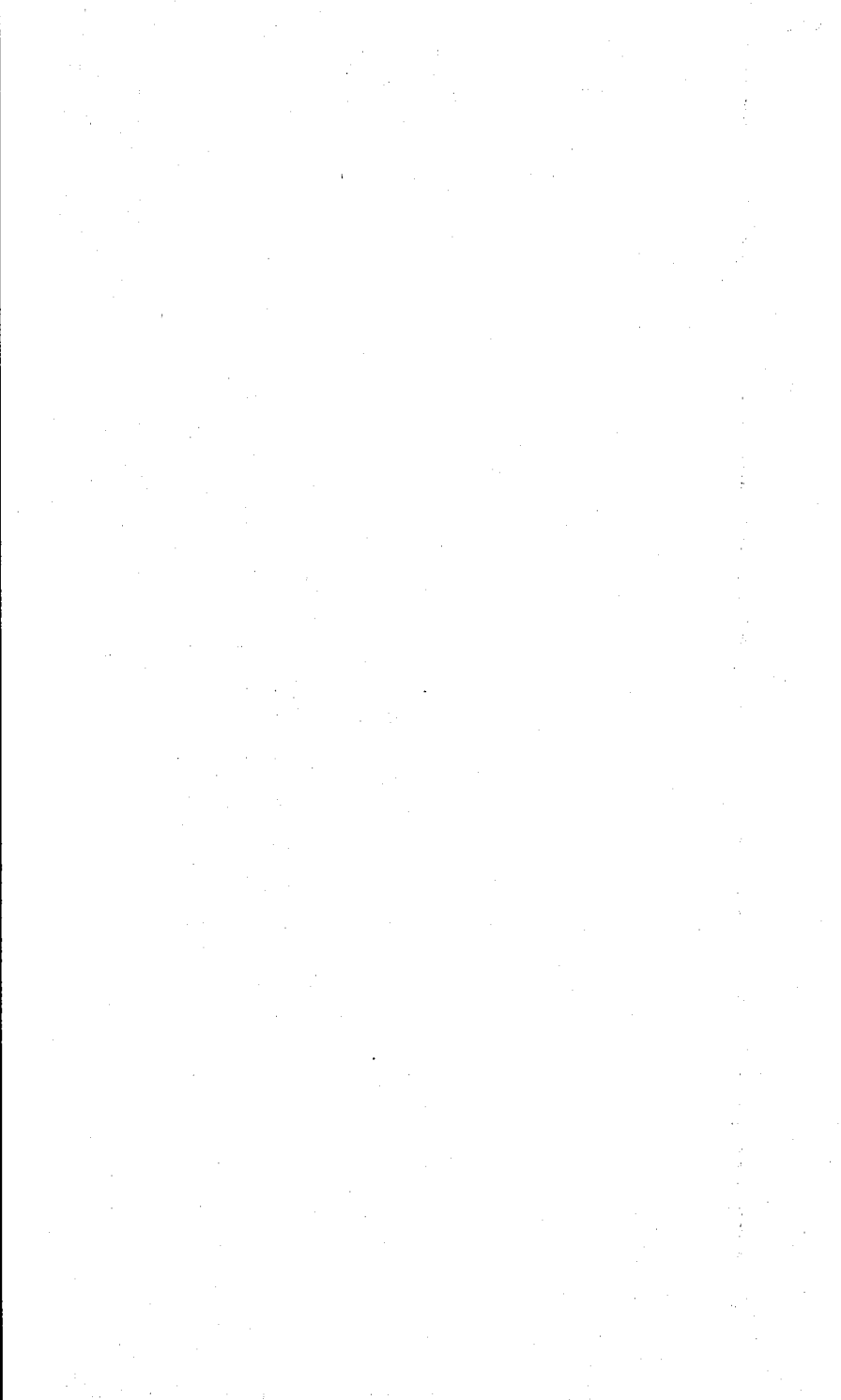
Die Wikinger in Paraguay

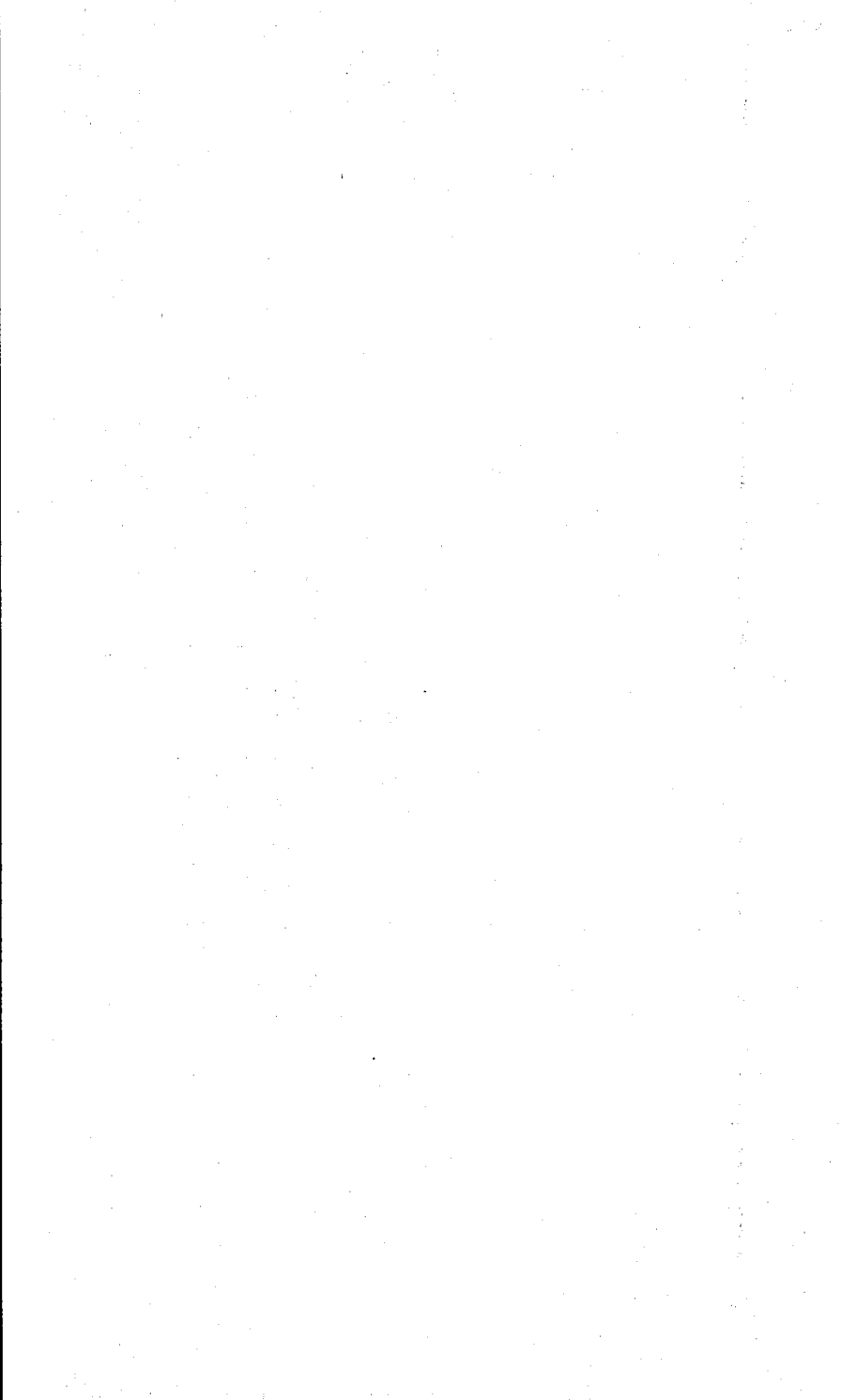
Nachdem der erste Band „Des Sonnengottes große Reise“ im In- und Ausland großes Interesse erregt hat, gelingt es Professor de Mahieu in seinem neuen Werk weitere überzeugende Beweise zur Erhärtung seiner Theorie vorzulegen. Im Rahmen einer dritten Expedition beschäftigt er sich erneut mit den „Weißen Indianern“ im Amazonasgebiet. Er weist eindeutig nach, daß diese Indianer Nachkommen der in der Schlacht auf der Sonneninsel im Titicacasee geschlagenen Wikinger sind. Die wichtigste Rolle bei diesem Nachweis spielen neben sorgfältigen anthropologischen Untersuchungen die Funde zahlreicher Runen-Inschriften. Die letzten Kapitel enthalten geradezu sensationelle Entdeckungen, über die in zahlreichen südamerikanischen Zeitungen und im Französischen Fernsehen ausführlich berichtet wurde. Neue Expeditionen sind in Vorbereitung, um im Urwald weitere Geheimnisse zu erforschen. Mit diesen Forschungsergebnissen wird Professor de Mahieu seine Wikinger-Trilogie abschließen.

GRABERT-VERLAG TÜBINGEN

de Mahieu

Des
Sonnengottes
Todeskampf





JACQUES DE MAHIEU
DES SONNENGOTTES TODESKAMPF

JACQUES de MAHIEU

Des Sonnengottes Todeskampf

Die Wikinger in Paraguay

Aus dem Französischen übersetzt
von Wilfred v. Oven



1973

GRABERT-VERLAG · TÜBINGEN

Druck: Gulde-Druck, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Abbildungen und Bildtafeln:
Graphische Kunstanstalt Künstle, Tübingen
Schutzumschlag: Erdmute von Maydell, Tübingen

Internationale Standard-Buchnummer
ISBN 3 87847 027 4

© 1973 by Grabert-Verlag, 74 Tübingen

Alle Rechte der Verbreitung durch Film, Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger aller Art oder durch auszugsweisen Nachdruck sind vorbehalten. Ausgenommen ist die französische Originalausgabe.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung

DIE HELDENSAGE VON DEN WIKINGERN IN MEXIKO UND PERU	9
--	---

I. Kapitel

PARAGUAYS „WEISSE INDIANER“

1. Zwerge nordischer Herkunft?	15
2. Ein entartetes Volk	30
3. Der blonde Zwerg der Guayaki-Mythologie	39
4. Die runenähnlichen Zeichnungen der Guayakis	44
5. Die „Schrumpfgermanen“	47

II. Kapitel

DAS VERSTECK DER RUNEN

1. Ein vergrabener „Schatz“	49
2. Allgemeine Eigenart der Inschriften	60
3. Ein Datum und ein geographisches Symbol	64
4. Von Dänemark zur Osterinsel	67
5. Die Anrufung Odins	72
6. Schlüssige Beweise	75

III. Kapitel

DER WEISSE APOSTEL

1. Eine Erfindung der Jesuiten?	78
2. Pay Zumé, der weiße Apostel von Guayrá und Paraguay	87
3. Thunupa, der weiße Apostel Perus	97
4. Die „Spuren“ des Apostels	111
5. Die Christianisierung von Tiahuanacu	123

IV. Kapitel

DIE PFADE DES PARADIESES

1. Das Reich von Tiahuanacu	125
2. Das inkaische Straßennetz	136
3. Die „weichen Wege“	140
4. Die steinerne Karte von Yvytyruzú	150
5. Straßen für Gold und Silber	153
6. Dänische Ortskunde in Paraguay und Guayrá	157
7. Der Zugang zum Atlantik	164

V. Kapitel

DIE WIKINGERPOSTSTATION VON YVYTYRUZU

1. Die Wespen als Wächter	165
2. Die Orientierungs-Wandkarte	169
3. Die Drachenschiffe auf dem Kreuz	172
4. Das Bild des Sonnengottes	175
5. Genaue geographische Angaben	178
6. Ein ungewöhnliches Meisterwerk	180
7. Der Höhepunkt des Festes	182

VI. Kapital

GNUPAS LAND

1. Die Erben der Wikinger	185
2. Die geheime Geographie Amerikas	192
3. Der Handel mit Brasilholz	201
4. Die Expeditionen von Dieppe nach Brasilien	205
5. Pater Gnupa, der Normanne	214

Nachwort	219
----------	-----

Bibliographie	225
---------------	-----

Abbildungen	231
-------------	-----

Bildtafeln	257
------------	-----

DIE HELDENSAGE VON DEN WIKINGERN IN MEXIKO UND PERU

Im Jahr 967 unserer Zeitrechnung ging ein Wikingerfürst, der sich wahrscheinlich Ullman (nach Ull, dem nordischen Gott der Jagd) nannte, in Panuco, einer kleinen Ortschaft am Golf von Mexiko, an Land. Er war in Schleswig geboren, der Provinz im Süden Dänemarks, wo sich Skandinavier und Deutsche damals wie heute vermengen.

Es war die Zeit der großen Seefahrten der „Könige des Meeres“. In jedem Sommer verließen die Wikinger ihre karge Heimerde, gingen hinaus auf den Atlantischen Ozean und drangen über die großen Ströme Westeuropas bis zu den reichen Städten vor, die sie im Sturm eroberten und plünderten. Wenn ihnen das möglich war, zogen sie es jedoch vor, sich in den durch Waffengewalt eroberten oder durch Verträge überlassenen Gebieten für ständig niederzulassen und sie zu ihren Vasallen zu machen. Irland, Schottland, die Normandie und ein guter Teil Englands wurden so ihrer Hoheit unterworfen. Ihre „drakar“ (Drachenschiffe) durchpflügten die westlichen Meere, um Krieg zu führen oder Handel zu treiben. Es waren hochseegängige Schiffe, denen jedoch ihr quadratisches Segel nur eine beschränkte Manövrierfähigkeit ge-

stattete. Manchmal trugen die schweren Nordstürme sie weit in den Ozean hinaus, und die uns durch Sagen überlieferten großen Entdeckungen jener Zeit (Islands, Grönlands und Vinlands, heute Neu-England) mögen das unerwartete Ergebnis solcher unfreiwilligen Irrfahrten gewesen sein. Wir sind zu der Annahme berechtigt, daß auch Ullman auf diese Weise eines schönen Tages an die Küste Mexikos gelangte.

Welchen Empfang bereiteten die Indianer von Panuco den großen weißen Kriegern, die an ihrer Küste landeten? Wir wissen es nicht. Die Geschichte des skandinavischen Heerzuges durch Mittel- und Südamerika ist uns im wesentlichen durch mythische und unvollständige Erzählungen gebildeter Eingeborener überliefert, die zur Zeit der Konquista von spanischen Chronisten gesammelt und aufgezeichnet wurden, während die im Gegensatz dazu sehr genauen mexikanischen Bücher von einigen, wie dem Bischof Diego de Landa, in missionarischem Übereifer verbrannt wurden. Fest steht, daß die Indianer durch das Schiff (oder die Schiffe) der Wikinger erheblich mehr beeindruckt wurden, als durch deren körperliche Erscheinung. Weiße Menschen waren ihnen schon vorher zu Gesicht gekommen, nämlich irische Mönche, nach skandinavischem Brauch „papas“ genannt, die wahrscheinlich aus Huitramannaland oder Groß-Irland, einem Gebiet im Norden des heutigen Florida, gekommen waren. Die „drakkar“ dagegen mit ihrem schlanken Bug, mit ihren von metallenen Schilden bedeckten Bordwänden, die in der Sonne blitzten, und mit ihrem großen, gebauschten Segel, das sich im Wind wie ein atmender Leib zu bewegen schien, mußten ihnen wie unheimliche Fabeltiere er-

scheinen. Vielleicht war dies der Grund, daß Ullman in die mexikanische Geschichte unter dem Namen Quetzalcoatl, das heißt gefiederte Schlange, einging.

Unter dem heißen und feuchten Klima, das ihnen unerträglich erschien, und vom Entdeckerdrang getrieben, zögerten die Wikinger nicht lange, die niedrigen Küstengebiete zu verlassen, um sich auf der Hochebene des Anahuac niederzulassen. Dort unterwarfen sie die Tolteken, einen Stamm der Nahuatl. Quetzalcoatl wurde ihr fünfter König. Er gab den Eingeborenen Gesetze, er bekehrte sie zu seinem Glauben und er lehrte sie die Kunst des Ackerbaus und der Metallbearbeitung.

Etwa zwanzig Jahre nach seiner Landung in Panuco wurde Ullman von einem Stamm der Maya nach Yucatan gerufen. Es waren die Itzas, die ihn in ihrer Sprache Kukulcan nannten. Er blieb nur zwei Jahre in dieser südlichen Provinz Mexikos, wo er jedoch Zeit fand, auf den Ruinen einer zerfallenen Ortschaft die Stadt Chichen-Itza zu gründen und die umliegenden Gebiete zu besuchen, wo man sich seiner unter dem Namen Votan erinnert. Ein Eingeborenenaufstand, aus welchem Szenen auf den Fresken des Kriegertempels der erwähnten Stadt dargestellt sind, zwang ihn, nach dem Anahuac zurückzukehren.

Dort erwartete ihn eine unerfreuliche Überraschung. Ein Teil der Wikinger, die er unter dem Befehl eines seiner Statthalter zurückgelassen hatte, war während seiner Abwesenheit Verbindungen mit Indianerinnen eingegangen, deren Früchte in Gestalt zahlreicher kleiner Mestizen unverkennbar waren. Betrübt, aber ohnmächtig, etwas daran zu ändern, verließ Ullman Mexiko. Mit seinen ge-

treuen Gefährten schiffte er sich an der gleichen Stelle wieder ein, wo er 22 Jahre zuvor gelandet war. Wir begegnen den Spuren der Wikinger in Venezuela und Kolumbien wieder. Gemächlich durchzogen sie diese Länder und gelangten bis an die Pazifikküste, wo sie unter dem Befehl eines neuen Häuptlings, der sich Heimlap (norwegisch: Stück Heimaterde) genannt zu haben scheint, aus Seehundsfell gebaute Boote bestiegen, um weiter südlich das Königreich Quito und später, um die Mitte des 11. Jahrhunderts, das Reich von Tiahuanacu zu gründen. Wir kennen den Namen des Fürsten nicht, der sie anführte, als sie die Höhe des jetzigen Hafens Arica (bis 1883 Peru, jetzt Chile) erreichten und zum Hochland von Peru aufstiegen. In den Überlieferungen der Eingeborenen wurde er tatsächlich in einem nur wenig verballhornten Dänisch Huirakocha (Weißer Gott) genannt. Denn in Süd- wie in Mittelamerika trugen die Indianer keine Bedenken, die Helden, die ihnen jeweils die Zivilisation gebracht hatten, zu vergöttern, so schlecht sie auch bei Lebzeiten von ihnen behandelt worden waren.

Über fast 250 Jahre hinweg regierten die Wikinger in den Gebieten, die heute Bolivien und Peru ausmachen. Etwa um das Jahr 1290 jedoch wurden sie von Kriegern des Araukanerstammes der Diaguitas angegriffen, die unter Führung des Kaziken Cari aus Coquimbo (Chile) gekommen waren. In verschiedenen Schlachten geschlagen, verloren die Weißen ihre Hauptstadt Tiahuanacu und flüchteten sich auf die Sonneninsel im Titicacasee. Die Indianer verfolgten sie auch dorthin, und das Waffenglück war dem Erben Huirakochas einmal mehr ungünstig. Die Mehrzahl seiner Gefährten wurde von den Siegern umge-

bracht. Er selbst konnte mit einigen wenigen entkommen. Sie zogen die Küste hinauf in nördlicher Richtung bis zum heutigen Puerto Viejo (Ecuador), bauten sich Flöße und fuhren mit ihnen auf die Inseln im Pazifischen Ozean. Anderen gelang es, sich im unzugänglichen Bergland zu verbergen, wo sie neue Kräfte sammelten und verstärkt durch ergebene Eingeborenenstämme, zu neuem Kriegszug gegen Cuzco aufbrachen, um hier das Inka-Reich zu gründen. Einige kleinere Trups schließlich fanden in den Urwäldern der östlichen Niederungen Unterschlupf, wo sie langsam degenerierten.

All dies haben wir in „Des Sonnengottes große Reise“¹ aufgrund der Daten nachgewiesen, die uns die Überlieferungen der Eingeborenen, die Anthropologie, die Theologie, die Philosophie, die Kosmographie, die Archäologie, die Ethnologie und die Soziologie liefern. Aber wir wollten auf diesem Wege nicht verweilen. Wir suchten materielle, greifbare, unanfechtbare Beweise. Wir haben sie gefunden.

I. PARAGUAYS „WEISSE INDIANER“

1. Zwerge nordischer Herkunft

Im tropischen Urwald Ost-Paraguays, zwischen Villarica und der brasilianischen Nordgrenze, leben Haufen von Eingeborenen, deren physische Erscheinung von derjenigen der Indianer völlig verschieden ist. Es sind die Aches, die von den Indianern und Paraguayern Guayakis genannt werden, ein Name, der sich aus den Quichua-Wörtern *huaila* (Ebene) und *k'kellu* (Weißling, Milchgesicht) zusammensetzt (ll und y sprechen sich gleich aus, und e und i verbinden sich zu einem einzigen Vokal) und daher „Milchgesichter der Ebene“ bedeutet. Die spanischen Chronisten der Konquista kannten sie bereits unter der Bezeichnung Caaiguas² oder Guachaguis³. Aber die Versuche der Jesuiten, sie zu bekehren oder sich ihnen auch nur zu nähern, waren vergeblich. Spanier und Indianer fürchteten sie derart, daß sie in ihnen eine Art Affen sehen wollten. So konnte der Fregattenkapitän Juan Francisco Aguirre als Geograph der Grenzkommission gegen Ende des 18. Jahrhunderts schreiben: „In meinem Tagebuch befindet sich eine Bemerkung über die Guayaki-Indianer, deren Kleinheit und affenartige Lebensgewohnheiten ich mit Lächerlichkeit beschreibe . . . Es sind aus-

gesprochene Pygmäen mit außerordentlichen Geschlechtsteilen... der männliche derart deformiert, daß er sich einmal um die Taille des schwächlichen Körpers schlingen läßt... Derartige Plattheiten gehören ihrer Lächerlichkeit und Grillenhaftigkeit wegen nicht in eine für die Öffentlichkeit bestimmte ernsthafte Arbeit, weshalb ich, um die Geneigtheit des Lesers nicht zu mißbrauchen, mit der Beschreibung der Guayaquiles unter der Versicherung fortfahren werde, andere noch schmähhchere Bemerkungen wegzulassen.“

Erst im Verlauf der letzten 70 Jahre gelang es einigen wenigen Ethnologen⁵, sporadische Verbindung mit diesen merkwürdigen Eingeborenen aufzunehmen. Auf dem Gebiet der Anthropologie gab es bis zu unserer Untersuchung nur partielle Daten als Ergebnis von Untersuchungen unbedeutender Reihen oder gar Einzelpersonen, die nicht gestatteten, zu ernsthaften Schlußfolgerungen zu gelangen. Was wir in dieser Beziehung über die Guayakis wußten, überschritt insgesamt nicht den Bereich rein persönlicher Eindrücke. Es ist daher keineswegs überraschend, daß die auf wissenschaftlich so fragwürdigen Grundlagen erarbeiteten Theorien über die rassische Abstammung dieser verirrtten Gemeinschaft in keinem ihrer Aspekte übereinstimmen. Menghin⁶ rechnet die Guayakis den prämongoloiden Feuerlandindianern zu, die die erste Welle der über die Behringstraße kommenden Einwanderung dargestellt hätten, aber er stützt sich bei dieser Behauptung lediglich auf einige Daten archäologischer Art. Diese These nimmt an, daß eine von den prähistorischen Weißen (die bis zum Einbruch der Gelben Zentralasien bevölkerten) abstammende Rasse auf amerikanischem Boden 15 000 bis 30 000

Jahre überlebt habe. Das wäre ein kaum glaubliches Phänomen. Es wird um so unwahrscheinlicher, als es anderseits morphologisch betrachtet zwischen Feuerlandindianern⁷ und Guayakis keinerlei wesentliche Übereinstimmung gibt, wenn man von dem niedrigen Wuchs absieht, der so vielen verschiedenen Rassen gemeinsam ist. Manrique⁸ dagegen will in ihnen das evolutionäre Produkt einer Mischung von Langiden und Amazoniden sehen, bei der aufgrund gewisser somatologischer Hinweise das erstgenannte Element überwogen habe. Aber weder diese noch jene Rassenmerkmale stimmen mit denen der Guayakis überein⁷.

In einer kurzen Bezugnahme erwähnt Imbelloni⁹ die Guayakis als eine südliche Gruppe der Tupi-Guarani-Familie, was ihn nicht hindert zuzugeben, daß die Rasse „sicherlich fremdstämmig“ und „erst kürzlich von den Guaranis assimiliert“ worden sei. Diese Feststellung bringt uns dazu, von vornherein die These auszuschließen, daß es sich bei den Guayakis um die Vorfahren der Guaranis oder um eines ihrer vorzeitigen Überbleibsel handeln könne. Maynthusen¹⁰, der lange Jahre unter den Guayakis lebte, gibt zu, daß sie somatisch gesehen von den Guaranis sehr verschieden sind, bringt sie aber trotzdem mit diesen in Verbindung. Cadogan¹¹, der dieselbe Ansicht vertritt, stützt sich nur auf die kulturellen Aspekte des Problems: „Sowohl die Sprache als auch die grundsätzlichen Elemente der Mythologie der Guayakis haben zweifellos Guarani-Ursprung.“ Wir werden später sehen, daß Imbelloni in dieser Beziehung recht hatte, und daß es sich ohne Frage um eine angenommene Kultur handelt. Bleibt die pygmäoide Theorie, die von Miraglia und Sa-

guier¹¹ aufgestellt und von Pater Juste¹² aufgenommen wurde, der nach einer gewagten Widerlegung der Einteilung der menschlichen Spezies in kaukasoide, mongoloide und negroide Rassen zu der Annahme gelangt, daß der niedrige Wuchs der Guayakis keinerlei rassische Bedeutung habe, da es „für uns ebensowenig eine natürlich pygmäoide Gruppe gibt, sondern nur eine ‚pygmäoide Regel‘, die wir für das Ergebnis einer Anpassung an die Umgebung des Urwaldes halten. Diese Tatsache ist bei verschiedenen Rassen und in verschiedenen Gegenden der tropischen Zone zu beobachten“. Ohne auf das zurückzukommen, was man über die authentischen negroiden Pygmäen weiß, sei nur darauf hingewiesen, daß diese sich nicht nur durch eine Körpergröße von weniger als 150 cm, sondern auch durch eine große Zahl verschiedenartiger philogenetischer Kennzeichen charakterisieren¹³. Die Anpassung an die Umwelt schafft keine Pygmäen, sonst müßten es alle im afrikanischen Urwald lebenden Neger sein. Wohl aber bewirken widrige Lebensverhältnisse, daß gewisse Rassen in ungewöhnlicher Form degenerieren. Was man in Südamerika antrifft, sind Volksgruppen, die unter den veränderlichen Folgen des Zwergwuchses leiden. Wir werden sehen, daß dies bei den Guayakis der Fall ist. Bei Beginn unserer Forschungen hatten wir keinerlei solide Grundlage, nur partielle und anfechtbare Daten und widersprüchliche Theorien ohne wesentliche Begründung. Selbst die Hautfarbe der Guayakis wurde unterschiedlich beurteilt. Von den fünf bekannten Gruppen der fraglichen Rasse — 300 bis 500 Personen, obwohl es noch andere bisher nicht ermittelte Gemeinschaften geben muß — zeichnen sich vier durch eine hellweiße Hautfarbe aus,

während die fünfte bräunlich ist. Schon Bertoni¹⁵ wollte in dieser unterschiedlichen Hautfärbung den Beweis für eine zweifache rassische Herkunft erblicken, wobei er die Braunhäutigen für den Ausgang einer späteren Entwicklung hielt. Cadogan¹¹ übernimmt die These von der starken Pigmentierung der frühen Guaranis. Die weiße Hautfarbe der Rasse rühre von einer Kreuzung mit Frauen der Caaiguas her. So hätten die Guayakis „nicht nur die von Pater Lozano und anderen Chronisten für so wichtig gehaltenen weißen Caaigua vollständig assimilieren können, sondern gleichzeitig auch ein Überwiegen der physischen Eigenschaften derselben in einigen Gruppen herbeigeführt ...“ Mit anderen Worten: Cadogan bildet sich das „Weißwerden“ einer farbigen Rasse durch Mischung mit fremdrassigen Elementen ein. Eine solche Annahme ist vom biologischen Gesichtspunkt aus unzulässig, da eine solche Mischung, selbst wenn ihr ein langer innerer Entwicklungsprozeß gefolgt wäre, nur eine Mischrasse von mehr oder weniger farbigen, im besten Fall annähernd weißhäutigen Einzelpersonen hätte hervorbringen können. Andererseits beweist die Beschreibung, die uns Lozano von den Caaiguas gibt, daß sie die direkten Vorfahren der Guayakis waren — ausschließlich eine Frage der Bezeichnung. Schließlich wissen wir, daß die bräunliche Hautfarbe und der mongoloide Gesichtsschnitt der Mitglieder einer der Gruppen von einer kürzlichen Vermischung mit sieben ungewöhnlich dunkelhäutigen Mataco-Indianern herühren, die im Jahre 1907 aus der argentinischen Reservation von Santa Ana entwichen und sich einer Gruppe weißhäutiger Guayakis anschlossen, die sicher nicht mehr als 30 Mitglieder hatte. Unsere Arbeitshypothese, wonach

die fragliche fremde Rasse von der weißen Bevölkerung des präkolumbianischen Peru, das heißt von den Dänen Tiahuanacus, abstammt, war zweifellos wesentlich befriedigender als dieses Durcheinander widersprüchlicher Behauptungen. Aber ihre Richtigkeit mußte bewiesen werden. Das haben wir getan. Zunächst glaubten wir, unsere Untersuchung würde einfach sein. Im Jahre 1959 war es den paraguayischen Behörden gelungen, zwei Gruppen von Guayakis, eine weiße und eine bräunliche, insgesamt etwa 70 Personen, zu befrieden und im Lager Arroyo Moroti in der Nähe der Ortschaft San Juan Nepomuceno sesshaft zu machen. So konnten die interessierten Ethnologen ohne größere Schwierigkeiten arbeiten. Als unsere Forschungsgruppe vom Instituto de Ciencias del Hombre in Buenos Aires nach Paraguay kam, hatte gerade eine heftige Grippeepidemie die Hälfte der Bewohner der Kolonie ums Leben gebracht. Die Überlebenden waren weiter nördlich nach Cerro Moroti geschafft worden, einem Ort, der neun Kilometer innerhalb der von den Behörden nicht kontrollierten Zone liegt. Durch diese Maßnahme wollte die paraguayische Regierung die Berührung ihrer Bevölkerung mit den Urwaldbewohnern vermeiden, die zwar den Biß einer Giftschlange überleben, nicht aber den Kontakt mit einem harmlosen Zivilisationsvirus, gegen den sie keine Abwehrstoffe besitzen. Außerdem sollte die ohnehin derart reduzierte Gruppe gewissermaßen als Köder dienen, um die in der Gegend frei umherschweifenden Gruppen anzulocken. Das war im Januar 1970 gelungen, als wir unsere Forschungsarbeit aufnahmen. 30 Guayakis hatten sich bereits der ursprünglichen Kolonie angeschlossen, 70 weitere folgten im Februar 1971.

Für unsere Expedition bestand das erste Problem darin, nach Cerro Moroti zu gelangen. Trotz der Ratschläge der Militärbehörden und dank ihrer Hilfe gelang es. Wir konnten eine zufriedenstellende anthropologische Untersuchung von 28 erwachsenen Einzelpersonen (20 männlichen und 8 weiblichen) durchführen, für deren jede ein Karteiblatt mit den wichtigsten Kennzeichen angelegt wurde, die wir später durch anthropometrische Fotografien ergänzten. Das erlaubte uns, die geometrische Körperform des typischen Guayaki (s. Abb. 1) zu entwerfen im Vergleich mit denjenigen, die wir auf gleiche Weise vom *Homo europaeus septentrionalis* (arisch nordisch), vom *Homo europaeus alpinus* (arisch alpin) und vom Quichuaindianer der Andenhochebene besitzen, für die europäischen Typen nach den Messungen von Nicola Pende¹⁶ und für den peruanischen nach denjenigen von Ferris¹⁷. Außerdem nahmen wir 28 Haarproben.

Wir haben nicht die Absicht, unsere Leser mit 30 Seiten detaillierter Angaben zu langweilen, die jeder Spezialist in dem von unserem Institut veröffentlichten Bericht¹⁸ nachlesen kann. Wir beschränken uns daher hier darauf, die wichtigsten Angaben zusammenzufassen.

Vom morphologischen Gesichtspunkt aus hat der männliche Guayaki sechs Haupteigenschaften: kleiner Wuchs (1,57 m im Durchschnitt); großer, langer, schmaler Schädel, der so dicht auf den Schultern aufsitzt, daß von vorne der Hals nicht zu erkennen ist; stark entwickelter, sehr breiter Oberkörper mit relativ schlanker Taille und einen ungewöhnlichen Brustumfang; anormal entwickelter Geschlechtsteil, dessen großer Penis in Ruhestellung länger als der Hodensack ist; kurze Gliedmaßen; schlanke Beine,

die im Verhältnis zur Höhe des Beckens lang erscheinen. Der Guayaki erweckt somit den Anschein eines zusammengesetzten Biotyps: vom Gürtel aufwärts kurz, darunter lang. Er hat die typische Körperform des Zwerges, der an Breite das gewann, was er an Länge verlor. Seine horizontale Struktur, seine kurzen und denjenigen eines Reiters entgegengesetzt gekrümmten Beine und seine einwärts gerichtete Fußstellung verleihen ihm beim Gehen ein affenartiges Aussehen. Wenn wir seine Silhouette jedoch mit den zum Vergleich herangezogenen in Bezug setzen, stellen wir fest, daß sie dem arisch nordischen Typ viel mehr ähnelt als dem alpinen oder dem des Quichua. Nur in einem Punkt nicht: sein Brustkasten ist derjenige eines Menschen, der — nach Sigaud — im Hochgebirge zu atmen gewohnt ist. Fügen wir noch hinzu, daß er stark ausgebildete Muskeln, eine ungewöhnliche Körperkraft — die benachbarten Mbya-Indianer können seinen Bogen nicht spannen — und eine ungewöhnliche Beweglichkeit besitzt.

Die morphologischen Messungen ergeben keinerlei Unterschied zwischen weißen und braunen Guayakis. Das Gleiche gilt für die Gesichtsform: kein Anzeichen vorstehender Backenknochen; hohe, breite und fast gerade Stirn mit (bei einigen) offensichtlicher Großköpfigkeit degenerativen Ursprungs; Mund arischen Typs bei 60 der untersuchten Personen; leicht adlerförmige Nase mit feinem Rücken, wenn sie nicht eine Einbuchtung klar degenerativen Ursprungs zeigt, und feiner Wurzel in mehr als der Hälfte der Fälle; gerade stehende Augen arischen Typs bei 27 %, leicht schräg gestellt bei 54 % und beim Rest ausgesprochen indianisch, wenn auch stets ohne Mongo-

lenfalte. Nur einer von fünfem hat ausgesprochen vorstehende Backenknochen.

Ergänzen wir diese Analyse mit dem Hinweis, daß die Achés gern und leicht lachen und also im Gegensatz zu den Indianern nicht nur eine starke Neigung haben, ihre Freude zu zeigen, sondern auch die Gesichtsmuskeln, die ihnen dies gestatten. Alles in allem zeigt das Gesicht des Guayaki gemischte Eigenschaften, wobei jedoch die physiognomischen Charakteristika des Ariers eindeutig überwiegen.

Diese Schlußfolgerung wird bekräftigt durch einen außerordentlich variablen Schädelmaßindex (am lebenden Objekt genommen), dessen Durchschnitt bei Männern 81,4 (höchstens 86,7, wenigstens 76,7) und bei Frauen 82,8 (höchstens 86,1, wenigstens 78,3) beträgt. Die Rasse schwankt also zwischen Mittelköpfigkeit bei den Männern und Unterkurzköpfigkeit bei den Frauen. Tatsächlich sind die Variationen, auf die wir soeben hingewiesen haben, viel wichtiger als die ermittelten Durchschnittswerte. Sie können nämlich nur die Folge einer kürzlichen Vermischung zweier verschiedener Rassenelemente sein, eines langschädeligen und eines kurzschädeligen. Nun, die Guarani- und anderen Indianer Paraguays und umliegender Gebiete sind stark kurzschädlig, während sich die ursprüngliche Guayakirasse durch ausgesprochene Langschädligkeit auszeichnete. Wenn andererseits die Vermischung schon vor längerer Zeit erfolgt wäre, hätte der bei so kleinen Inzuchtgruppen besonders schnelle Prozeß der Vereinheitlichung die individuellen Indizes einander so angenähert, so daß diese kaum von der Durchschnittsziffer abweichen würden.

Offensichtlich bringt ein Vergleich der Hautfarbe die Unterschiede zwischen Weißen und Braunen am stärksten zum Ausdruck. Die erstgenannten sind tatsächlich so hellhäutig wie nordische Europäer, und einige ihrer Frauen zeigen, ohne krank zu sein, jene typisch rosige Hautfarbe, die in der Anthropometrie als Kennzeichen der Lungenkranken gilt. Die letzteren dagegen haben eine Haut in den verschiedensten Tönungen von hell- bis dunkelbraun. Die Augen sind bei den einen hell-, bei den anderen dunkelbraun. Ebenso spielt die Haarfarbe zwischen hell- und dunkelbraun, wobei gelegentlich ein rötlicher Schimmer festzustellen ist.

Die männlichen Guayakis haben einen üppigen Haarwuchs, aber ihre Stirn ist meist sehr hoch, und es zeigen sich gelegentlich Ansätze von Kahlköpfigkeit (Geheimratsecken). Bei der untersuchten Gruppe war an der Hälfte der Männer eine manchmal prononcierte Kahlköpfigkeit am Hinterkopf festzustellen. Das kommt bei Indianern nie vor. Zwei von ihnen hatten gewelltes Haar vom europäischen Typ. Die im Laboratorium für Pathologische Anatomie (Lehrstuhl für Gerichtsmedizin) der Medizinischen Fakultät der Staatsuniversität von Buenos Aires vorgenommene Untersuchung der 28 entnommenen Haarproben ergab bei allen einen ovalen Querschnitt in verschiedenen Annäherungsgraden an den kreisrunden, ohne diesen jedoch je ganz zu erreichen. Der ovale Haarquerschnitt ist das Kennzeichen der weißen Rassen. Die Indianer haben wie alle Mongoloiden einen kreisrunden. Schließlich haben alle männlichen Guayakis auch einen üppigen Bartwuchs, der Kinn, Oberlippe und Wangen bedeckt, ohne in das Haupthaar überzugehen. Normaler-

weise rasieren sie sich mit einem aus Rohr gefertigten Instrument, doch bleiben die Stoppeln sichtbar. Der Mediziner der Reservation trug einen Vollbart. Nun, die Indianer sind im allgemeinen bartlos, und nur in fortgeschrittenem Alter zeigt sich bei einigen Rassen ein spärlicher mongoloider Bartwuchs, der nie mehr als das Kinn bedeckt. Die Körperbehaarung war bei den untersuchten Personen verschiedenartiger als der Bartwuchs. Sie fand sich stets reichlich in der Schamgegend, aber oft dürrtig unter den Achseln. Nur bei wenig mehr als der Hälfte der Untersuchten war Haarwuchs auch auf dem Rumpf festzustellen. Fast alle weißhäutigen Guayakis männlichen Geschlechts, mehr als die Hälfte der braunhäutigen und fast die Hälfte der Frauen zeigen Haarflaum auf den Gliedmaßen, als ein Phänomen, das unter Indianern vollkommen unbekannt ist. Noch beachtlicher ist die Tatsache, daß zahlreiche Guayakimänner kräftige Haarbüschel in Ohren und Nasenlöchern haben.

Die Bildtafel I zeigt uns die (in der Galerie der Abteilung für Eingeborenenangelegenheiten in Asuncion befindliche) Zeichnung eines typischen weißen Guayaki: mittel- bis vielleicht sogar langschädlig, hohe Stirn, prononcierte Kahlköpfigkeit, bärtig, langes Gesicht, gerade stehende Augen. Auf der Tafel II ist ein anderer weißer Guayaki mit bemaltem Gesicht und Körper zu sehen. Es fallen auf: sein Pferdegesicht, das vorspringende Kinn, die großköpfige Stirn und der außerordentlich entwickelte Penis (es handelt sich um einen Kranken). Tafel III ist die Fotografie eines Guayaki von eindeutig arischem Aussehen. Man beachte die hellweiße Hautfarbe, das gewellte Haar, die hohe Stirn, die gerade stehenden (wenn auch der Son-

ne wegen halbgeschlossenen) Augen. An den Indianer erinnert nur die leicht eingedrückte Nase. Er könnte sich in jedem Teil Eruopas sehen lassen, ohne aufzufallen.

Bleiben zwei Punkte von ungleicher Bedeutung. Der eine, die hämatologische und serologische Untersuchung, wurde von uns nicht berührt. Einerseits gibt es auf diesem Gebiet ernsthafte Untersuchungen. Andererseits aber ist der Wert dieser Technik für die Klassifizierung der Rassen sehr umstritten. Sie ermöglicht es einigen Anthropologen, sich in ihren Schlußfolgerungen über die Grenzen hinauszuwagen, die ihnen die ermittelten Daten setzen sollten. Hinter den statistischen Durchschnittswerten verbergen sich ethnische Eigenarten, die selbst in allzu einfache Schemata nicht hineinpassen. Über die bestehenden Beziehungen zwischen serologischen und morphologischen Faktoren weiß man überhaupt nichts, und wir verfügen über keinerlei klinische Untersuchung über die physiologischen Veränderungen, die der Abstieg einer Rasse — mit oder ohne Vermischung — hervorruft. Schließlich wird die angebliche hämatologische Einheitlichkeit der Indianer allzu oft verallgemeinert. Der größte Teil von ihnen gehört zur Blutgruppe 0; aber man trifft, z. B. bei reinrassigen Blood- und Blackfeetindianern, „einige der höchsten Frequenzen von A, die in der ganzen Welt bekannt sind“¹⁹, und die Verteilung der Typen A, B und 0 unter den nicht vermischten Eskimos entspricht derjenigen, die unter Europäern zu beobachten ist.

Wir werden hier nicht ins Detail von allzu komplexen Analysen gehen. Beschränken wir uns auf die Feststellung, daß die Guayakis — wie der größte Teil der Indianer — zur Blutgruppe 0 gehören, aber daß sie sich von diesen

durch alle sonstigen serologischen Faktoren unterscheiden. Das sind die Ergebnisse, die Saguier Negrete²⁰ bei der Untersuchung von siebenzig Personen, Brown und Gajdusek²¹ bei einer gleichen Anzahl und Matson und seine Mitarbeiter²² bei 51 erzielten. Die letztgenannten schließen daraus, daß die Guayakis „in Wirklichkeit den Europäern mehr ähneln“ als den Indianern. In dieser Hinsicht hat die Abwesenheit des Diegofaktors bei sämtlichen Guayakis besondere Bedeutung, da er bei 20% der sie umgebenden Guaranis auftritt. Trotzdem versichern Brown und Gajdusek (reichlich unüberlegt), die Guayakis seien reine und einheitliche Indianer, insbesondere wegen ihrer Blutgruppe 0. Wenn wir nicht ein Problem untersuchen, sondern eine Theorie unter allen Umständen beweisen wollten, dann könnten wir das gleiche Argument als Beweis dafür heranziehen, daß die „Weißen Indianer“ von den Normannen abstammen, da diese (in Frankreich) zu 75% zur Blutgruppe 0 gehören.

Der zweite Punkt, der zu erwähnen bleibt, ist viel wichtiger. Es handelt sich um die Untersuchung der Hautlinien. Die menschlichen Fingerabdrücke rühren von Erhöhungen der Haut her, die drei Grundformen haben können: Bogen, Schlaufe oder Strudel. Das Verhältnis zwischen Grundformen ist bei jeder Rasse anders. Bei den Europäern überwiegen die Schlaufen gegenüber den Strudeln in einem durchschnittlichen Verhältnis von 2,24 zu 1. Bei den Indianern ist das gleiche Verhältnis 1,16 zu 1. Wir haben 22 Guayakis sämtliche Fingerabdrücke (also 220 insgesamt) genommen und sie der Medizinischen Fakultät von Buenos Aires zur Untersuchung eingereicht. Es ergab sich ein Verhältnis von 2,66 zu 1 zwischen Schlaufen und

Strudeln. Damit sind die Guayakis definitiv aus der Rasse der Indianer auszuschließen und im Gegenteil nicht nur der arischen Rasse zuzurechnen, die innerhalb der weißen Großrasse den höchsten Index hat, sondern sogar der nordischen Unterrasse, die wiederum innerhalb der arischen Rasse den höchsten Index aufweist. So stellen wir²⁴ bei den Dänen der Gegenwart ein Verhältnis von 2,23 zu 1 und bei den noch rassenreineren Norwegern ein solches von 2,64 zu 1 fest. Es ist nahezu genau das gleiche, das wir bei den Guayakis ermittelten.

Dagegen unterscheiden sie sich sowohl von Europäern als auch von Indianern durch einen beträchtlichen Prozentsatz von Bogen. Beträgt dieser bei Europäern zwischen 0 und 12% (Dänen: 5,7%, Norweger: 7,4%) und bei Indianern zwischen 2 und 8%, so ist er bei den Guayakis 18,6 Prozent. Eine ähnlich hohe Proportion von Bogen in den Fingerlinien findet sich nur noch bei einigen afrikanischen Pygmäen und bei den Buschmännern. Das Phänomen hat nichts mit dem Pygmäentum zu tun. Es tritt weder bei den Kiwu-Pygmäen, noch bei den Bakolas auf, und die Buschmänner, bei denen es feststellbar ist, sind keine Pygmäen. Vielleicht handelt es sich um die Folgen eines Prozesses der regressiven Degeneration. Wir können uns sogar fragen, ob die kleinen Rassen mit hohem Prozentsatz von Bogen in Zentralafrika wirklich Pygmäen oder nicht vielleicht ganz einfach Zwerge wie die Guayakis und die Buschmänner sind. Aber das ist nur eine Hypothese.

So formuliert und ohne Indizes und Vergleichswerte können die von uns angeführten anthropologischen Teildaten ein wenig zusammenhanglos erscheinen. Es sei uns daher gestattet, hier wenigstens die allgemeinen Schlußfol-

gerungen unseres vollständigen Berichtes¹⁸ anzuführen:

1. Die Guayakis gehören zu einer langschädlichen weißen Rasse nordischen Aussehens unter leichter Beimengung indianischer Elemente. Das beweisen die Farbe der Haut und des Haares, die Eigenarten der Behaarung (Bart, Kahlköpfigkeit und ovaler Haarquerschnitt), die Hautlinien, die Schädelform und die grundsätzlichen Körpermerkmale.
2. Die Vermischung mit indianischen Elementen ist jüngeren Datums. Das beweisen die großen Unterschiede der Schädelmessungs-Indexziffern.
3. Biologisch sind die Guayakis degeneriert. Das beweist das Mißverhältnis zwischen ihrem großen Kopf und ihren überentwickelten Geschlechtsteilen einerseits und andererseits ihre kurzen Glieder und ihr niedriger Wuchs. Die Ausmaße des Schädels und besonders die Länge des Gesichtes entsprechen Personen von sehr hohem Wuchs.
4. Ursprünglich waren die Guayakis hochwüchsig. Das beweisen die scheinbare Länge und Schlankheit ihrer Beine.
5. Die Guayakis lebten lange Zeit auf dem Andenhochplateau. Das beweisen die kurzwüchsigen Charakteristika ihres Rumpfes, die starke Entwicklung ihres Brustkastens und ihre hohe Atmungsfähigkeit.

Zusammenfassend: Die Guayakis sind die Nachkommen einer Gemeinschaft von Menschen weißer Rasse und langwüchsigen Biotyps — wie der *Homo europaeus septentrionalis* — die während Jahrhunderten auf dem Altiplano lebte, wo sich der Schrumpfungsprozeß ihres Rumpfes vollzog. Später zog diese Gemeinschaft in die Niederungen des tropischen oder subtropischen Urwaldes, wo sie

einen Degenerationsprozeß erlitt, der ihre Statur mit allen Charakteristika des krankhaften Zwergwuchses zusammenschrumpfen ließ. Später vermischte sie sich mit Indianerfrauen, wahrscheinlich Guaranis, die mongoloide Erbmerkmale beitrugen. Dieser letztgenannte Prozeß begann erst kürzlich — vielleicht vor zwei oder drei Generationen — denn in den weißhäutigen Gruppen hat sich die Verschmelzung der beiden Mischelemente — weiß und gelb — noch längst nicht vollzogen. Gleichzeitig vermischte sich die fünfte Gruppe in akzentuierter Form mit einigen Indianern einer besonders dunkelhäutigen Rasse. Diese Erkenntnisse stützen unsere ursprüngliche Arbeitshypothese in solider Weise. Die Guayakis, trotz ihrer Vermischung von weißer Rasse und nordischer Erscheinung, kamen vom Altiplano, wo bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die Nachkommen der Dänen lebten, die 250 Jahre zuvor aus Mexiko gekommen waren. Alles ließ daher vermuten, daß zwischen den einen und den anderen eine direkte Verbindung bestand. Aber es fehlten die konkreten Beweise.

2. Ein entartetes Volk

Die biologische Degeneration hat für die Guayakis sehr schwere demographische und soziale Folgen gehabt. Aus wissenschaftlich bisher noch nicht enträtselten Gründen sind bei ihnen von vier Geburten drei männlichen und nur eine weiblichen Geschlechts. Das gleiche Phänomen tritt in Tibet und bei den Waikas, einem Stamm „Weißer

Indianer“ im Amazonasgebiet auf. Bei den Guayakis war das nicht immer so. Sie bewahren die Erinnerung an eine weit zurückliegende Zeit, in der bei ihnen die Vielweiberei herrschte, d. h. ihr Familienleben sich nach den biosozialen Normen der Kriegervölker ausrichtete. Doch schon im 18. Jahrhundert begann sich ein männlicher Geburtenüberschuß abzuzeichnen. Tatsächlich schrieb der Pater Lozano damals schon: „Sie bekriegen sich untereinander, um sich die Frauen zu rauben, denn die Zahl der Männer ist viel größer als die der Frauen, was in Amerika selten vorkommt.“³

Dieses Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern hat eine doppelte Wirkung hervorgebracht. Einmal ist die Geburtenziffer sehr niedrig, was zusammen mit den außerordentlich harten Lebensbedingungen und dem Kriegszustand die Rasse zum Untergang bestimmt. Zum anderen hat sich die polyandrische Familie durchgesetzt: jede Frau lebt mit zwei oder drei Männern zusammen, einem Hauptgatten und ein oder zwei Stellvertretern. Das führt zu einem äußersten Verfall der Sitten. Der stellvertretende Gatte ist im allgemeinen ein „legitimierter“ Liebhaber. Innerhalb einer solchen sozialen Gruppe befiehlt die Frau zwar nicht, stellt aber doch das wichtigste Element dar, das nicht so leicht zu ersetzen ist. Das führt dazu, daß sie sich für den Kontinuitätsfaktor innerhalb der Familie hält und ihre Gatten nach Wunsch und Laune wechselt. Die Kinder andererseits haben zwei oder drei „leibliche“ Väter und dazu noch die wechselnden Ehegatten ihrer Mutter. Innerhalb einer dreißig- bis sechzigköpfigen Horde ist praktisch jeder mit jedem verwandt und verschwägert. Wir geraten so sehr nahe an den Zustand des sozialen

Chaos. Die Autorität des Mannes wird durch seine Abhängigkeit von der Frau innerhalb der Familie untergraben. Wenn die natürliche Ordnung in der Familie nicht herrscht, kann sie es auch nicht innerhalb des Stammes. Das Nomadenleben bestärkt noch die soziale Unstabilität. Ein Krieger oder Jäger setzt sich durch seine Taten durch, so daß sich alle seiner Autorität beugen. Aber er wird alt, und es nähert sich der Tag, da er für die Seinen zur Last wird und man ihn den Geiern überlassen muß. Aber noch lange ehe es soweit ist, taucht bei den Guayakis ein Jüngerer auf, um den Chef abzulösen, geradeso wie bei ihnen im Familienleben ein frischer Ehemann den alten ersetzt.

Nehmen wir zu diesen Faktoren der Unordnung noch das Nomadentum an sich hinzu, so wird uns verständlich, warum eine Horde von Guayakis einem Rudel Wölfen ähnlicher als einer menschlichen Gemeinschaft ist. Auch hierbei handelt es sich um eine erst relativ kürzlich entstandene Situation. Bis zum 17. Jahrhundert waren die Guayakis sesshaft. Gewiß, sie jagten, sie gingen auf Kriegspfund gegen ihre Nachbarn, die Mbyas-Guaranis, und untereinander. Aber sie hatten ihre Dörfer und bauten Mais an. Noch im 18. Jahrhundert hebt Lozano das hervor, als ihre Degeneration schon einen fortgeschrittenen Grad erreicht hatte. Warum dieser Wandel ihrer Lebensart? Warum verwandelten sich diese Ackerbauer und Jäger in Jäger und Sammler? Wegen ihres Unabhängigkeitsdranges. Tatsächlich hatten die Jesuiten im Jahr 1628 Guayakídorf Cerro Morotí entfernt. Wir werden noch von dort mitgebrachten Neubekehrten, wie sie sie nannten, einerseits zwischen den Strömen Parana und Paraguay und

andererseits in den heutigen argentinischen Provinzen von Misiones und Corrientes angesiedelt. So verstärkten sie die in diesen Gebieten bereits bestehenden Reduktionen, aber sie gründeten auch neue. Eine solche Gründung befand sich in San Joaquín, etwa 20 km von dem großen Guayakí-Dorf Cerro Morotí entfernt. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Warum ließen sie sich dergestalt mitten in einem unkontrollierten Gebiet nieder? Selbstverständlich um es zu kontrollieren. Die Jesuiten hatten versucht, ein eigenes Reich im Gebiet von Guayrá zu errichten, hatten aber unter portugiesischem Druck von diesem Vorhaben Abstand nehmen müssen. Es blieb ihnen gar kein anderer Ausweg, als den eigentlichen jungfräulichen Urwald Paraguays zu erobern — in möglichst weiter Entfernung von den spanischen Behörden. Wenn der Pater de Carlevoix²⁵ von Guayrá spricht, macht er aus der Absicht kein Hehl, sich abzusetzen: „Als die Patres Cataldino und Maceta sich von den spanischen Siedlungen entfernten, um bei der Bekehrung der Indianer auf weniger Hindernisse zu stoßen ...“

Für die Guayakís war das eine ernste Gefahr. In San Joaquín befand sich nicht nur eine Gruppe von Kolonisten, sondern eine wohl ausgebildete und mit Feuerwaffen aus Guayrá ausgestattete Miliztruppe. Eines Tages würde man sich unterwerfen und die an Sklaverei grenzende Vormundschaft der Jesuiten ertragen müssen, wie schon den Guaranís nichts anderes übrig geblieben war. Sie zogen es vor, ihre Häuser und Felder zu verlassen und in den Urwald zu ziehen. Das Nomadenleben, das sie annahmen, war damals noch nicht so schwer, wie es

heute ist. Gewiß, man mußte darauf verzichten, unter einem festen Dach zu leben, ja sogar Kleider zu tragen. Aber an jagdbarem Wild mangelte es nicht. Und vor allem waren die neuen Urwaldbewohner frei. Niemand verbot ihnen, abends ihre alten Lieder zu singen und den neuen Generationen die Geschichte ihrer Vorfahren zu überliefern. Sie konnten ungestört an diesem oder jenem Tag des Jahres sich an irgendeinem geweihten Ort zusammenfinden, um wie einst ihrem Sonnenkult zu huldigen. Dieses primitive und in gewisser Weise paradiesische Leben konnte nicht von langer Dauer sein. Die Jesuiten waren im 19. Jahrhundert abgezogen. Aber die aus Europa zuwandernden Weißen und die von ihnen gezeugten Mestizen wurden immer mehr. Die Rodungen und kultivierten Gebiete fraßen sich immer tiefer in den Urwald hinein. Bis an die Zähne bewaffnete Gruppen von „beru“ — so werden die Weißen und Mestizen Paraguays von den Guayakís genannt — durchstreiften ihre Jagdgründe und rotteten deren Tierwelt rücksichtslos aus. Jedes Jahr stärker begannen die Nomaden, die bis dahin von erjagtem Wild und dem Honig wilder Bienen auskömmlich gelebt hatten, Hunger zu verspüren. Sie mußten von dem Mark der Pindopalme, ja sogar von den Larven einer großen Käferart leben, die in faulendem Holz vorkommt. Sie bekamen dagegen Tiere zu sehen, die sie nicht kannten und für die ihre Sprache nicht einmal eine Bezeichnung hatte. Der Mais, mit dem sie jetzt wieder Bekanntschaft machten, war ihnen noch aus der Überlieferung bekannt. Der Hunger ist ein schlechter Ratgeber. Die Guayakís begannen, die unbekannten, aber friedlichen Tiere — Kühe und Pferde — mit ihren Steinäxten zu erschlagen und die Fel-

der der „beru“ zu plündern. Das mochten diese nicht. Sie sahen sich um die Früchte ihrer Arbeit gebracht. Von Zeit zu Zeit rüsteten sie daher Strafexpeditionen aus, von denen sie Gefangene, meist Kinder, mitbrachten, die ihnen als Sklaven dienten. Sie hatten dabei natürlich auch Verluste, denn der Bogen der Guayakís ist eine schreckliche Waffe. Es war eben Krieg, und es ist noch heute Krieg. Aber wenn sich in einem Konflikt dieser Art Sesshafte und Nomaden gegenüberstehen, so gewinnen auf die Dauer stets die ersteren. Das war der Grund, daß sich an einem Tag des Jahres 1959 die erste Gruppe von Guayakís den Eindringlingen unterwarf.

Ihre Rasse war inzwischen beschleunigt degeneriert. Was war aus jenen dänischen Soldaten geworden, die um das Jahr 1290 im Urwald Zuflucht gesucht hatten? Zu was waren jene gut organisierten Ackerbauer des 16. Jahrhunderts geworden? Wenig mehr als wilde Tiere. Die Guayakís streiften unentwegt umher, völlig unbekleidet, sie schliefen im Freien um eine Feuerstelle, ohne auch nur ein Dach aus Blättern, das sie vor dem Regen geschützt hätte, jede Nacht an anderem Ort. Längst schon pflanzten sie nichts mehr. Außer ihren Bögen, Pfeilen, Äxten und jenen merkwürdigen, mit einem Deckel aus Wachs verschlossenen Körben, in denen sie ihren Honig aufbewahrten, wußten sie nichts mehr herzustellen. Das Töpferhandwerk hatten sie noch nicht ganz verlernt, wenn es auch immer weniger Gelegenheit gab, es auszuüben. Andererseits fehlten ihnen Frauen. Warum sollte man sie nicht bei den „Mbyas“, dem benachbarten Guaraní-Stamm rauben, wie man den Paraguayern ihr Vieh stahl? Aber diese gefangenen Frauen hatten fremdes Blut, fremde Bräuche,

eine andere Sprache. Die langsam in Vergessenheit geratenden Traditionen der Guayakís wurden immer mehr guaranisiert, und in den Gesichtern der Kinder begannen die Kennzeichen der Vermischung aufzutreten. Alles wurde anders, nur der Hunger nicht, der schon seit einiger Zeit gewisse Gruppen von ihnen zu Kannibalen gemacht hatte. Die Menschenfresserei ist in Südamerika ziemlich verbreitet. Man begegnet ihr in zwei recht verschiedenen Formen. Die Indianer, die dem Exokannibalismus huldigen — das war beim größten Teil der Guaranís der Fall — verzehren ihre Kriegsgefangenen, nachdem sie sie wie Wildbret auf dem Rost gebraten haben. Das ist nicht nur eine erwünschte Bereicherung des Speisezettels, sondern gleichzeitig auch eine rituelle Rachehandlung. Der Endokannibalismus vollzieht sich unter ganz andersartigen Gesichtspunkten. Er besteht darin, sich die Gebeine eines verstorbenen und eingeäscherten Stammesmitgliedes, zu Pulver zerrieben und mit einer alkoholischen Flüssigkeit oder auch klarem Wasser vermengt, einzuverleiben. Im erstgenannten Fall hat die Menschenfresserei vor allem Ernährungsgründe, wenn auch einige Ethnologen darin gleichzeitig eine Art „Kommunion“ sehen wollen, mittels derer man sich die Lebenskraft des Opfers einverleibt. Im zweiten Fall haben wir es mit einem Ritual zum Schutz gegen den Geist des Verstorbenen zu tun, den man dadurch unwirksam macht, daß man die Gebeine, in denen er sitzen soll, verzehrt. Beide Formen des Kannibalismus kommen sehr selten gleichzeitig in dem gleichen Stamm vor.

Auch in dieser Beziehung unterscheiden sich die Guayakís von Amerikas Indianern. Der größere Teil von ihnen (der

kleinere kennt den Kannibalismus nicht) verspeist seine Feinde wie die eigenen Toten — und zwar alle, ohne Ausnahme — mit dem gleichen Vergnügen. Die Leiche wird gebraten oder, wenn es sich um kleine Kinder handelt, gekocht. In beiden Fällen wird das gesamte Fleisch verzehrt, mit Ausnahme der weiblichen Geschlechtsteile, die eingegraben werden. Die Knochen und besonders der Schädel werden zerschlagen und liegengelassen, was auch die nicht menschenfressenden Guayakís tun, wenn die Leiche in einen genügend weit fortgeschrittenen Zustand der Zersetzung geraten ist. Denn durch das Zerschlagen des Schädels wird der Geist des Toten, der die Lebenden bedroht, gebannt. Erfolgt dies nicht, so flüchtet er in den Urwald. Der Kannibalismus ist also vom Begräbnisritual unabhängig, wenn er es auch begleitet. Wir dürfen daraus schließen, daß er im Hunger seinen Ursprung hatte. Der Abscheu, den bei uns die Vorstellung hervorruft, Menschenfleisch zu essen, ist nur das Ergebnis einer gewissen Empfindlichkeit, die die Umstände, wie jüngste Beispiele beweisen, beseitigen können. Bei den Guayakís stellt die Menschenfresserei nur einen sekundären Aspekt des Degenerationsprozesses dar, den sie in einer immer feindlichen Umwelt zu erleiden hatten.

Ist die historische Realität dieses Prozesses zur Genüge festgestellt? Wäre es nicht möglich, daß unsere „weißen Indianer“ entgegen dem Zeugnis Lozanos ganz einfach Primitive im vollen Sinn des Wortes Unterentwickelte waren? Nein — Pierre Clastres²⁶ hat es bewiesen. Dieser Ethnologe erklärt uns tatsächlich, daß die Guayakís in ihrer Sprache für den Mais, den sie nicht anbauen, ein Wort („waté“) haben, das von demjenigen der Guaranís

(„avati“) verschieden ist, während sie kein solches für die „mandioca“ (Batate) kennen, die sie jedoch essen, wenn sie sie auf den Feldern der Paraguayer gestohlen haben. Sie haben also früher einmal Mais angebaut, nicht aber „mandioca“, es sei denn, sie hätten die Bezeichnung für diese Knollenfrucht vergessen.

Noch bezeichnender ist — immer nach Clastres — eine andere Tatsache. Die Guayakís nennen die Metallgefäße, die sie den Paraguayern stehlen, „jaka“. Nun gibt es in der Guaraní-Sprache einen sehr ähnlichen Ausdruck: „ajaka“, mit dem ein großer Korb bezeichnet wird, in dem die Maiskolben und Mandiocawurzeln transportiert werden. Das Guayakíwort („jaka“) kann nicht erst kürzlich entlehnt worden sein, denn die Guaranís benutzen zur Bezeichnung von Metallgefäßen das spanische Wort „lata“, das bei den Guayakís unbekannt ist. Diese hatten also in ihrer Sprache einen Ausdruck für einen Behälter, der im Ackerbau verwendet wurde, den sie nicht mehr benutzten, aber an den sie sich noch undeutlich erinnerten, und den sie nun auf die den „beru“ entwendeten Gebrauchsgegenstände anwendeten. Die Tatsache, daß das Wort mehr oder weniger dasselbe wie das von den Guaranís gebrauchte ist, kann keineswegs auf eine kürzliche Entlehnung zurückzuführen sein. Wenn es so wäre, würden die Guayakís — wie die Guaranís — ihre Gefäße „latas“ nennen. Sie erklärt sich ganz einfach durch den Ursprung ihrer Sprache: eines Guaraníidialektes oder doch — die Ansichten der Linguistiker gehen da auseinander — eines stark guarinisierten Dialektes.

Es gibt also keinerlei Zweifel. Die Guayakís sind keine Primitiven, sondern Degenerierte. Wir werden dafür noch

schlüssigere Beweise bringen. Aber es sei hier schon zur Stützung dieser These die außerordentliche Fähigkeit einzelner Angehöriger dieser Rasse, die aus diesem oder jenem Grund dem Urwaldmilieu entfliehen konnten, sich ihrer neuen Umwelt wieder anzugleichen, erwähnt. Sie verwandeln sich nicht nur außerordentlich schnell in unermüdliche Arbeiter, was bei den Indianern ganz gewiß nicht der Fall ist, sondern auch in Handwerker von außergewöhnlicher Geschicklichkeit. Wir haben in Cerro Morotí selbst gesehen, wie sie sich Holzhäuser bauen, die nicht nur einfache Bretterhütten sind, und wie sie z. B. mit einem Haumesser („machete“), das wahrlich nicht das dafür angebrachte Instrument ist, Axtstiele schnitzen, die so vollkommen sind, als wären sie von einer Maschine gemacht. In Paraguay leben heute viele Guayakís, über deren Ursprung es keinen Zweifel gibt. Bei Strafexpeditionen als Kinder oder Halbwüchsige aus ihrem Stammesverband herausgerissen, wuchsen sie auf paraguayischen Estanzen auf und fügten sich ohne Schwierigkeiten der Bevölkerung ein. Ein Guayakí-Mädchen, das im Alter von vier Jahren von einem Franzosen aus dem Urwald geholt und von ihm erzogen wurde, studierte in Argentinien und Europa und besitzt heute den Dokortitel mit einer bemerkenswerten anthropologischen Arbeit.

3. Der blonde Zwerg der Guayakí-Mythologie

Wir haben nicht die Absicht, hier den Glauben der Guayakís auseinanderzusetzen. Er unterscheidet sich von dem

der ihnen benachbarten Guaranís nur durch seine extreme Einfachheit, oder vielmehr seine extreme Reinheit. Allvater Donner-Blitz entstand aus dem Urnebel und zeugte, ohne sich seiner Gattin zu nähern, nur durch die Kraft seines Wortes, den Schöpfer, der aus seiner Brust das Licht aufflammen ließ und danach aus seiner eigenen Substanz die Welt schuf. Aber diesem gemeinsamen mythologischen Urgrund sind bei den Guayakís zwei Mythen hinzugefügt, die uns aus verschiedenen Gründen besonders interessieren.

Der erste ist derjenige der Koblode. Der eine von ihnen ist dunkel, vielleicht sogar schwarz. Es ist Baión, der Geist des Bösen, der Herr der Nacht, der den Mond in einem riesigen Topf aus Erde gefangen hält. Der andere, Jacarendy, ist ein Zwerg von weißer Haut und blondem Haar. Er trägt Pfeil und Bogen und flötet beständig wie der „andyrá“, einer der Vögel, die den Donnerblitz überall hin begleiten. Er ist der gute Geist der Bienen und versteckt ihre Honigwaben. Er ist nicht böse, liebt aber die Späße. Hinter den Frauen her wird er von seiner eigenen dafür gezüchtigt. Es handelt sich bei den beiden also ganz offenbar um die Personifizierung der beiden zusammenlebenden Rassen. Die dunklen Indianer sind als Feinde natürlich die Schlechten. Die weißen Guayakís haben dagegen nur liebenswerte Defekte, und Gott steht ihnen bei. Das Bemerkenswerte ist, daß Jacarendy nicht nur weißhäutig wie unsere „Achés“, sondern auch blond ist. Man wird also zugeben müssen, daß es auch die Vorfahren der Guayakís waren.

Wo wir uns schon mit Kobolden beschäftigen, müssen wir in Parenthese auch Japery erwähnen, den Wassergeist, der

die häßliche Gewohnheit hat, die Guayakís mit einem Stock zu schlagen, den sie „wyrá paén“ nennen, von dem sie aber auch nicht die geringste Beschreibung geben können, weil er für sie nur auf mythologischer Ebene existiert. Clastres²⁶, dem wir diesen Hinweis verdanken, war daher höchlichst erstaunt, als er hörte, wie die Guayakís die Haumesser so nannten, die er ihnen schenkte. Er schloß daraus, daß sie früher einmal Schwerter gehabt haben müssen wie diejenigen, mit denen die Guaranís ihre Gefangenen enthaupteten, und die diese ebenfalls „paén“ nannten. Was uns an der Gültigkeit dieser Erklärung zweifeln läßt, ist, daß die Guayakís, wenn sie vom Stock Japerys sprechen, ihn nicht „paén“, sondern „wyrá paén“ das heißt einen „paén“ aus Holz nennen, was darauf schließen läßt, daß sie eine unbestimmte Erinnerung an einen „paén“ haben, der, wie das Haumesser, aus anderem Material, nämlich nichts anderem als Metall, gemacht war. Für Nachfahren der Dänen von Tiahuanacu wäre, wie wir glauben, nichts natürlicher als dies.

Diese Hypothese widerspricht entgegen dem ersten Anschein keineswegs dem Mythos vom Ursprung der Guayakís. „Die ersten Vorfahren der Guayakís kamen aus der Tiefe der Erde, indem sie, wie der Gürtelkrebis, die Wände des Abgrundes aufkratzten, um herauszukommen. Der Ausweg, der sich den ersten Vorfahren der Guayakís aus den Tiefen der Erde bot, war ein wunderbarer Wasserlauf. Die ersten Vorfahren stanken unter den Achseln, waren von dunkler Haut und hatten weder Pfeil, noch Bogen, noch sonst etwas.“ Cadogan¹¹, von dem dieser Text stammt, schließt aus dem fraglichen Mythos, daß die Vorfahren der „achés“ dunkelhäutig waren. Aber er er-

klärt uns gleichzeitig, daß das Guayakí-Wort „braa“ nicht nur dunkel oder schwarz, sondern auch schmutzig bedeutet. Es scheint, daß diese Bedeutung in unserem Fall die richtige ist: Als die Vorfahren der Guayakis einem Flußlauf folgend flüchten konnten, fehlte ihnen alles, und sie waren schmutzig bis zum üblen Geruch. Mehr noch: Wir fragen uns, ob der Ausdruck „aus der Tiefe der Erde“ nicht auf einen Übersetzungsfehler zurückzuführen ist und es sich in Wirklichkeit um die „Tiefen des Gebirges“, das heißt der Anden, handelt, aus denen tatsächlich die Dänen kamen, die im Urwald Zuflucht suchten. In der Guaraní-Sprache hat nämlich Erde (yvy) und Gebirge (yvyty) den gleichen Ursprung. Dasselbe gilt auch für den Guayakí-Dialekt.

Der andere Mythos, der uns hier interessiert, ist nur ein auf den ersten Blick unbedeutender Aspekt des Glaubens an die Unsterblichkeit. Der Guayakí hat zwei Seelen, die im Augenblick seines Todes frei oder überhaupt erst geboren werden: eine irdische, die ein Geist und als solcher den Lebenden gefährlich wird, und eine himmlische Seele, die als „barendy“, als flammensprühendes Wesen dem Himmel zustrebt und sich im „Unsichtbaren Hain“, dem Paradies²⁶, der Sonne vermählt. Diese letztere kann jedoch die irdischen Gefilde mittels eines etwas überraschenden Verfahrens verlassen. Eine große tönernen Urne wird mit Asche gefüllt, um den „Seelenvögeln“ als Nest zu dienen. Im Augenblick, da sie zum „Unsichtbaren Hain“ entschwebt, wird die Urne zwischen den Wurzeln eines Baumes begraben, und die Vögel fliegen mit der Seele davon.

Pierre Clastres²⁶, dem wir die Kenntnis dieses „sehr

merkwürdigen Glaubens“ — wie er selber sagt — verdanken, gibt uns dafür eine Erklärung, die uns keineswegs befriedigt: „Es ist daher sehr überraschend, daß die Aché auf dem Gebiet des Mythos einen Vorgang kennen, den die Guaraní praktisch und wirklich vollziehen. Denn der mythische Seelentopf ist nichts anderes als die große Begräbnisurne der Guaraní . . . Die Geschichte von der Seelenurne ist (daher) die Erinnerung an ein altes Begräbnisritual, das die Guayakí in einer Zeit ausführten, als sie noch als Ackerbauer und später wenigstens noch teilweise Sesshafte die großen Urnen für die letzte Ruhe der Toten selbst herstellen konnten — wie die Guaraní. Es scheint uns keineswegs überraschend, daß bei den Guayakí als Folge ihrer Abkehr vom Ackerbau und ihrer Hinwendung zum ständigen Nomadentum mit der Fähigkeit zur Herstellung der großen Urnen auch das Ritual verloren ging, dessen wichtigstes Requisit diese waren. Was dagegen verwundert, ist, daß die Guayakí immer noch Töpferarbeiten ausführen.“

Diese Hypothese ist schwerlich aufrechtzuerhalten, da niemals Guayakífriedhöfe gefunden worden sind, und alles darauf hindeutet, daß die Achés ihre Toten, die sie heute verspeisen, früher verbrannten oder beerdigten, wie das auch heute noch einige Gruppen von ihnen tun, daß sie aber stets nach einer gewissen Zeit, wenn der Körper verwest war, an die Grabstelle zurückkehrten, um die Knochen sorgfältig zu zerkleinern, wie das die Befreiung der Seele, oder vielmehr der beiden Seelen, erfordert. Wir glauben unsererseits, daß es eine andere Erklärung gibt, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

4. Die runenähnlichen Zeichnungen der Guayakís

Wenn es schon, wie Clastres mit Recht sagt, überraschend ist, daß die Guayakís als nomadisierende Jäger und Sammler Töpferwaren herstellen, so muß es noch mehr verwundern, daß sie Musikinstrumente benutzen. Von den Pfeifen aus Knochen abgesehen, die anderen Zwecken dienen, gibt es zwei Typen von Musikinstrumenten: Panflöten aus Knochen oder Rohr, die an einem Ende geschlossen sind, und eine Art von Gitarre mit drei Saiten und ohne Hals, die aus einem ausgehöhlten Stück Holz besteht und mit einer Platte abgedeckt ist, in der sich eine viereckige Öffnung befindet. Das erstgenannte Instrument ist unter den Indianern des Anden-Hochlandes weit verbreitet. Man nimmt an, wenn es auch keinerlei Beweis dafür gibt, daß das andere Instrument eine kürzliche Nachahmung der eigentlichen Gitarre ist.

Als wir unsere erste Expedition ins Gebiet der Guayakís vorbereiteten, wurden wir auf Fotografien aufmerksam, die einen kürzlich in einer Fachzeitschrift von Buenos Aires²⁷ erschienenen Artikel illustrierten. Sie waren vor drei oder vier Jahren im Lager Arroyo Morotí aufgenommen worden. Eine von ihnen zeigte eine „Gitarre“ der Achés. Als Ding an sich interessierte sie uns wenig. Aber das Instrument wies gezeichnete Verzierungen auf, die ganz und gar nicht indianisch schienen. „Figuren, die man, wie wir glauben, für symbolisch halten könnte“, schrieb Tomasini, der Verfasser des Artikels. Das war recht vage ausgedrückt, denn die fraglichen Zeichnungen hatten sämtlich den Anschein von Runen. Das schien im Rahmen unserer Arbeitshypothese fast zu schön, um wahr

zu sein! Es war uns natürlich nicht unbekannt, bis zu welchem Grad die äußerste geometrische Einfachheit der skandinavischen Zeichen rein zufällige Übereinstimmungen als Identität erscheinen lassen kann. Trotzdem schien eines dieser Zeichen jede Zufälligkeit auszuschalten. Es war ein sehr kompliziertes Zeichen, die genaue Wiedergabe einer „Geheimrune“ aus der Inschrift von Kingigtorsuaq in Grönland, die wahrscheinlich die Zahl 10 darstellt¹.

Unsere erste Expedition sollte uns in dieser Beziehung ein ergänzendes Fundstück eintragen: eine Keramikscherbe indianischer Herstellung, in deren Innenseite (s. Abb. 2) sehr oberflächlich neben einer ziemlich komplizierten geometrischen Zeichnung zehn einzelne Zeichen eingeritzt waren, von denen neun einwandfrei gezeichnete Runen waren. Wir konnten die Inschrift leicht entziffern: NUIH.N LGEAM. Was das hier als Punkt dargestellte Zeichen bedeuten sollte, blieb zweifelhaft: eine deformierte oder auf den Kopf gestellte Rune oder ein lateinisches u, dessen Gebrauch gegen Ende der Runenzeit in England und Irland üblich war. Das vorletzte Zeichen — ea — gehört übrigens dem angelsächsischen Runenalphabet (futhorc) und nicht dem skandinavischen Futhark an (s. Abb. 4). Der Lagerleiter, ein paraguayischer Unteroffizier, hatte die Scherbe nicht einmal für wichtig genug gehalten, sie uns zu zeigen. Ein Mitglied unserer Expedition entdeckte sie zufällig in seiner Hütte. Natürlich hatte er noch nie in seinem Leben etwas von der Runenschrift gehört. Er erklärte uns, das Stück Keramik sei zufällig irgendwo in der Umgebung ausgegraben worden, und eine Guayakífrau habe dann in die Innenseite einige der tra-

ditionellen Stammeszeichen eingekratzt. Tatsächlich war die Inschrift sehr jungen Datums. Es schien sich also zu bestätigen, daß die Guayakís mittelalterliche Runenzeichen zu dekorativen Zwecken verwenden, nicht als Schriftzeichen, denn sie sind völlige Analphabeten.

Die Frau, von der die Inschrift stammte, konnte leider nicht ausfindig gemacht werden. Der Mann, der die Verzierungen auf dem Musikinstrument angebracht hatte, war in Arroyo Morotí an Grippe gestorben. Dagegen wurden wir auf zwei männliche Lagerinsassen aufmerksam gemacht, die noch derartige Stammeszeichen zu malen verstanden. Wir baten sie, das für uns zu tun. Unter schallendem Lachen erklärten sie sich einverstanden.

Wir gaben ihnen Papier und einen Kugelschreiber, und sofort begannen sie, mit größter Geschwindigkeit zu „schreiben“. Das Ergebnis war überraschend: komplizierte lineare Schnörkel, die wir für eine unbekannte Kursivschrift gehalten hätten, wäre uns nicht ihr Ursprung bekannt gewesen. Tatsächlich lebten diese beiden „weißen Indianer“ schon länger als zehn Jahre im Lager und hatten also gewiß schon häufig Gelegenheit gehabt, handschriftliche Texte zu sehen.

Ein zweiter Versuch, mit Holzkohle auf Brettern durchgeführt, ergab bei dem einen der beiden „Schriftgelehrten“ (der andere hatte sich zurückgezogen) ganz andere Serien. Ihre einzelnen Zeichen waren ganz offensichtlich keine Runen, aber es war auch nicht bloß irgendwelches Gekritzelt. Unserer Ansicht nach besitzen diese Analphabeten noch ein Gefühl für Schrift, wenn sie auch ihren Sinn vergessen haben.

Dritter Versuch: Wir gaben Benigno — so hieß unser

Guayakí (ein Menschenfresser mit spanischem Namen!) — eine Keramikscherbe, die wir gerade ausgegraben hatten und ein sehr spitzes Buschmesser. Er machte sich, wiederum äußerst behende, ans Werk. Das Ergebnis war innerhalb weniger Minuten eine wilde Aneinanderreihung von Zeichen (s. Abb. 3), unter denen sich einige Serien von Runen, vor allem u, i und s erkennen ließen. Der Text hat natürlich keinerlei phonetischen Zusammenhang. Aber in den echten Runeninschriften hat die Wiederholung im allgemeinen die Bedeutung einer magischen Zauberformel. Sollten diese Zeichen einmal von Menschen gebraucht worden sein, die in ihrer Verzweiflung mit allen ihnen bekannten Mitteln (je nach dem ideographischen Wert der betreffenden Runen, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden) um Vieh (Lamas), Kühle und Sonne flehten? Die Regenzeit, die gleichzeitig die heißeste des Jahres ist, macht den nomadisierenden Guayakís das Überleben im paraguayischen Urwald schwierig. Haben die von heute, die ihre Kultur und den größten Teil ihrer Traditionen verloren, in ihrer Erinnerung einige der Zeichen bewahrt, mit denen ihre Vorfahren symbolisch ihre Gebete ausdrückten? Oder hatten die von Benigno eingekratzten Zeichen nur eine zufällige Ähnlichkeit mit Runen? Wir sollten diese letztere Möglichkeit schnell verwerfen.

5. Die „Schrumpfgermanen“

Als die deutsche Zeitschrift „La Plata Ruf“ in Buenos Aires über unsere Untersuchungen der Guayakís berich-

tete, setzte sie von sich aus den Artikel unter die Überschrift „Bei den Schrumpfgermanen Paraguays“. Der Ausdruck ist ungemein treffend, wenn man von der geringfügigen Vermischung mit Indianern absieht. Eine der vollständigsten physisch-anthropologischen Analysen, die je in Südamerika durchgeführt wurden, hatte tatsächlich ergeben, daß die Achés der arischen Rasse zugehören und weiter die Merkmale degenerierter Nordeuropäer aufweisen, wenn man von ihrem Brustkasten absieht, der durch den Aufenthalt ihrer Vorfahren im Anden-Hochland überentwickelt ist.

Wir hatten guten Grund für die Annahme, daß die „Milchgesichter der Ebene“ von dänischen Wikingern abstammten, die im 10. Jahrhundert nach Mexiko und im 11. nach Peru gekommen waren. Sechshundert Jahre im tropischen Urwald erklärten weitgehend ihre physische Degeneration und den Verlust ihrer Kultur, auf den ein Ethnologe vom Rang eines Clastres hingewiesen hat.

Nachdem unsere Hypothese auf dem Gebiet der Anthropologie bestätigt worden war, hatten die runenähnlichen Zeichen sie noch bekräftigt, die einige Achés noch zu malen und einzugravieren verstehen, während ihr Sinn ihnen offenbar verborgen ist. Es müßte tatsächlich ein merkwürdiger Zufall sein, wenn diese analphabetischen Wilden von sich aus Zeichen erfunden haben sollten, die voll und ganz mit denjenigen einer Rasse übereinstimmen, von der sie nach ihren Körpermerkmalen abstammen.

II. DAS VERSTECK DER RUNEN

1. Ein vergrabener „Schatz“

Im Juli 1970 reisten wir nach Asunción, um den paraguayischen Behörden und der Presse unseren „Vorläufigen Bericht“¹⁸ über den rassischen Ursprung der Guayakís zu unterbreiten. Wir benutzten die Reise, um einen Abstecher nach Cerro Morotí zu machen. Oberst Infanzón, Direktor der Abteilung für Eingeborenen-Fragen, war so liebenswürdig, den Professor Pedro Eduardo Rivero und uns zu begleiten. Es handelte sich um alles andere als eine Vergnügungsreise. Wir wollten nicht nur jene „Weißen Indianer“ noch einmal in Augenschein nehmen, deren jeden wir im wahrsten Sinne des Wortes von Kopf bis Fuß (durch unsere anthropologischen Untersuchungen) Zentimeter für Zentimeter kannten, sondern vor allem auch die Analyse über ihren Haarwuchs vervollständigen, dessen Ergebnisse uns zum Teil nicht ganz befriedigt hatten. Außerdem wollten wir versuchen, die Keramikscherbe in unseren Besitz zu bekommen, von der und deren Inschriften wir nur fotografische Aufnahmen besaßen. Im vorigen Januar hatte ein ernsthafter Zwischenfall unsere Mitarbeiter und den ihnen beigegebenen Polizeioffizier genötigt, das Lager sehr plötzlich und jedenfalls früher als vorgesehen zu verlassen.

Der Lagerleiter hatte das fragliche Stück nicht in seinen Besitz bringen können (das gelang ihm erst später, so daß er es uns im folgenden November übergab), aber er brachte statt dessen drei Scherben gebrannten Tons. Auf zweien von ihnen waren auf den ersten Blick gemalte Inschriften zu erkennen. Er erläuterte uns, daß sie vor einigen Tagen am Rande des Dorfes gefunden worden waren, wo die Guayakís ein Stück Urwald rodeten, um darauf Mais anzubauen. Als sie die Wurzeln eines soeben gefälltten Baumes ausgruben, fanden sie dazwischen die Scherben.

Das ersterwähnte Bruchstück hatte nichts besonders Auffälliges. Es handelte sich um ein Stück vom Hals einer Vase, die mit den Fingern sehr fein geformt war, wie man sie in fast allen Teilen Paraguays antreffen kann, wo seit Jahrtausenden Keramik hergestellt wird. Die drei kürzlich ausgegrabenen Stücke waren anders. Wir stellten unzählige Fragen und erfuhren, daß sich vor etwa vierhundert Jahren auf dem heutigen Gebiet des Lagers eine bedeutende spanische Siedlung befunden habe, die zerstört und vom Urwald zurückerobert worden war.

Diese Angaben hielten einer auch nur oberflächlichen Prüfung nicht stand. Im 16. Jahrhundert gab es in Paraguay nur wenige hundert Europäer, die fast alle in Asunción lebten. Und ganz gewiß hatte sich niemand von ihnen in einer auch heute noch unkontrollierten Zone niedergelassen. Andererseits hätte eine Kolonistensiedlung irgendwelche Spuren hinterlassen, und seien es auch nur die Grundmauern dieses oder jenen Hauses.

Eine schnell an Ort und Stelle durchgeführte Untersuchung und ein späteres Studium in den Bibliotheken von

Asunción und Buenos Aires ließen uns schon klarer sehen. Es hatte in der Tat niemals eine spanische Siedlung in Cerro Morotí gegeben, wohl aber möglicherweise eine bedeutende Niederlassung der Guayakís, wie das die später gefundene steinerne Landkarte bestätigen sollte (siehe Kap. IV). Darauf schien sogar der Name hinzudeuten, den dies Gebiet schon vor der Einrichtung des Lagers getragen hatte. „Cerro“ ist ein spanisches Wort und heißt Berg, aber „morotí“ kommt aus der Sprache der Guaraní und bedeutet: weiß. Nun schneit es im Caaguazú-Gebirge nie, wenn auch die Nächte fast das ganze Jahr über recht kalt sind. Die Erde ist rötlich, und die hier lebenden Mbyá-Indianer haben eine dunkelbraune Hautfarbe. Das Einzige, was in dieser Gegend weiß gewesen sein kann, müssen die Guayakís gewesen sein. Aus dem gleichen Grund wird übrigens auch seit undenklicher Zeit der Ort, wo sich das erste Lager befand, „Arroyo Morotí“ genannt: Weißer Fluß.

Die ungewöhnliche Bedeutung der im September in unseren Besitz gelangten Bruchstücke veranlaßte uns, eine weitere Expedition auszurüsten. Es schien uns in der Tat höchst unwahrscheinlich, daß beim Roden der fraglichen Wurzel nur drei Keramikscherben und sonst nichts zum Vorschein gekommen sein sollten. Drei waren zuviel — oder zuwenig. Die Guayakís, die die Scherben fanden, hatten natürlich nach anderen Gesichtspunkten als wir gearbeitet. Sie hatten es eilig. Kaum war die Wurzel heraus, wurde das Loch zugeschüttet und glattgetreten. Davon hatten wir uns durch Augenschein überzeugen können. Wir mußten also Ausgrabungen machen.

Im November 1970 machten sich zwei unserer Mitarbeiter

erneut nach dem Cerro Morotí auf. Leider waren ihre Zeit und ihre Mittel beschränkt. Trotzdem gelangten sie zu einem außerordentlichen Ergebnis. Zunächst ließen sie das bewußte Wurzelloch wieder aufgraben. In der freigelegten Erde fanden sie Keramikscherben die mit einer so dicken Schicht roten Tones bedeckt waren, daß man sie nur mit größter Aufmerksamkeit von gewöhnlichen Erdklumpen unterscheiden konnte. Dann ließen sie am gleichen Ort einen zwei Meter tiefen Graben ausheben, in dem bis zu einer Tiefe von 70 cm Keramikscherben zutage traten. Nun führten sie systematische Untersuchungen durch, die zu unmittelbaren Ergebnissen führten.

Am Rand des Grabens, unmittelbar neben dem ursprünglichen Wurzelloch, befand sich der Stamm eines Lapachobaumes, der für den tropischen Urwald typisch ist, zehn Meter hoch, aber nur 15 cm dick. Hinter dem Stamm (von der Arbeitsstelle aus gesehen) fanden unsere Mitarbeiter, die sehr langsam und sorgfältig mit dem Grabmesser arbeiteten, eine komplette Urne, die von den sie umgebenden Wurzeln zerdrückt worden war. Sie hatte ihre Form mehr oder weniger behalten, war aber gewissermaßen zusammengeschrumpft, da sich die einzelnen Bruchstücke gegenseitig überlagerten. In ihrem Innern — und das war die größte Überraschung — fanden sich weitere Bruchstücke, die nicht dazu gehörten, und von denen einige, wie wir bald feststellen sollten, Inschriften von höchster Bedeutung trugen.

Die insgesamt 144 Bruchstücke, die sich in der ursprünglichen Urne fanden, stammten von sechs oder sieben verschiedenen Gefäßen, drei oder vier mittelgroße Urnen aus grobem, ockerfarbenem Ton mit Fingern und Dau-

men geknetet, eine Urne gleicher Kennzeichen, aber aus grobem, schwarzen Ton, ein kugelförmiges Gefäß geringer Ausmaße aus feiner gelber Keramik, mit Fingern und Fingernägeln modelliert, und eine kleine, ziegelfarbene Urne aus mittelfeinem Ton mit von Fingernägeln eingekratzten Verzierungen. Keines der Gefäße konnte vollständig rekonstruiert werden. Einzelne Teilstücke waren im Lauf der Zeit wahrscheinlich abhanden gekommen, und sicher hatte die Arbeit der Guayakís manches zerstört. Dagegen konnten wir die große Behälter-Urne vollständig wiederherstellen (s. Bildtafel V).

Es handelt sich um ein Gefäß jenen Typs, das die Archäologen beharrlich „Begräbnisurne“ nennen, auch wenn es nichts anderes als ein bescheidener Suppentopf ist. In der Mitte ist das Gefäß durch eine horizontale Kante geteilt. Seine Ausmaße sind nicht ungewöhnlich: 31 cm hoch, 37 cm im Durchmesser an der weitesten Stelle und 31 cm an der Öffnung. Seine Herstellung ist primitiv. Der an der frischen Luft getrocknete Lehm ist blaß ockerfarben. Mit den Händen unregelmäßig geformt, weist es am Hals vier Reihen runenähnlicher Zeichen auf, von denen wir später sprechen werden. Das Werkstück ist in jeder Beziehung von sehr geringer Qualität. Man könnte es irgend einem Indianerstamm der Gegend zuschreiben.

Wie sind Vorhandensein und Kennzeichen dieser merkwürdigen Fundstätte zu erklären? Wir müssen uns dazu wohl in die Epoche (zu Beginn des 17. Jahrhunderts) zurückversetzen, als die Guayakís, von den Guaraní-Truppen der Jesuiten-Missionen, und besonders von denen von San Joaquín, bedrängt — wir wir gesehen haben — ihre Siedlung von Cerro Morotí verlassen mußten, wo sie seß-

haft gewesen waren, um von nun an zu Nomaden zu werden. Als sie in den Urwald aufbrachen, vielleicht angesichts einer unmittelbaren Bedrohung, war es ihnen offenbar nicht möglich, mehr als das unerläßlich Wichtige, ihre Waffen, mitzunehmen. Wahrscheinlich hofften sie außerdem, zurückzukehren, wenn der Sturm einmal vorbei war. Sie mußten ihre Hütten und das wenige Gerät, das sich möglicherweise darinnen befand, einfach stehen lassen. Aber sie hatten Schätze, die sie auf keinen Fall in die Hände des Feindes fallen lassen wollten: Gefäßscherben, die mit Inschriften ihrer Vorfahren bedeckt waren. Ihren Sinn verstanden sie vielleicht schon gar nicht mehr. Aber sie hatten vor ihnen eine beinahe religiöse Ehrfurcht. Die zerbrechlichen Scherben mitzunehmen, war ihnen unmöglich. Die einzige Lösung war, sie an einem versteckten Ort zu vergraben, wie das vielleicht zur gleichen Zeit, aber ohne voneinander zu wissen ihre Vettern von der Osterinsel getan hatten, die ihre „rongo-rongo“ — geschnitzte Holztäfelchen — in „Familiengrotten“ verbargen, deren Eingang sorgfältig getarnt war.

Wenn unsere Erklärung zutrifft — und wir sehen keine andere — dann legten die Guayakís ihre Schätze in grobe Urnen, wie sie sie zu häuslichem Gebrauch unter Nachahmung der indianischen Technik herstellen. Dann vergruben sie ihre improvisierten „Schatzkästen“ auf den höchsten Erhebungen, wo sie von den Überschwemmungen nicht erreicht werden konnten: eben dort, wo wir unsere Urne fanden. Vielleicht waren auch mehrere dieser Behälter mit entsprechendem Inhalt in das gleiche Versteck gelegt worden. Was darauf hindeutet, ist, daß beschriftete Keramikscherben, wie sie mit der Wurzel ausge-

graben wurden, die am Anfang unserer Entdeckung stand, inmitten von Scherben der gleichen Art wie diejenigen „unserer“ Urne gefunden wurden. Viele andere werden gleichzeitig verschwunden sein wie die fehlenden Bruchstücke der „Schatzkästen“.

Die Schatzurne gibt uns übrigens auch eine Erklärung für den „Seelentopf“, jenen unverständlichen Mythos, dem man nur unter den Guayakís begegnet, wie im Kapitel I berichtet. Als sie ihre Siedlung verließen, müssen die Nachkommen der Dänen von Tiahuanacu Inschriften vergraben haben, die für sie die Seele ihrer Vorfahren, die Seele ihrer Rasse versinnbildlichten. Diese tragische Geste muß sich ihnen tief eingeprägt haben. Sie vergaßen nach und nach die historische Begebenheit. Aber sie bewahrten die Erinnerung an eine Verbindung zwischen der Guayakí-Seele und einer vergrabenen Urne, die vom Urwald überwuchert und von den Wurzeln eines Baumes umschlungen worden war.

Wir wollen hier nicht eine ins Einzelne gehende Analyse der 33 Scherben vornehmen, die die Schatzurne enthielt. Das Instituto de Ciencia del Hombre in Buenos Aires wird das in einer für Fachleute bestimmten Schrift tun. Wir wollen uns auf den Hinweis beschränken, daß die Stücke höchst verschiedenartig sind: aus grobem Lehm und feinem Ton; ockerfarben, schwarz, dunkelbraun, grau; mit oder ohne gräulich-beigefarbenem oder milchig-weißem Schimmer; glatt und gestreift, mit von Fingernägeln herrührenden Einkerbungen und Reihen runenartiger Zeichen, handmodelliert und graviert. Einige stammen von Schüsseln, Tellern, Bechern. Andere sind unbestimmbaren Ursprungs. Diese 33 Bruchstücke, zu denen

noch die drei hinzukommen, die von den Guayakís ausgegraben wurden, haben nur eines gemeinsam: trotz ihrer technisch sehr verschiedenen Beschaffenheit stammen sie von einem Werkstück, das weit vollkommener gewesen sein muß als das Gefäß, in dem sie sich befanden. Das kann nicht verwundern, da wir wissen, daß sich die Guayakís, kulturell gesehen, eindeutig im Rückschritt befinden. Ihr Auszug aus Cerro Morotí und anderen Siedlungen stellte nicht den Anfang ihrer Dekadenz dar. Es war nur eine sichtbare Etappe. Nichts war also natürlicher, als daß sie die Keramikscherben, die sie von ihren zivilisierteren Vorfahren geerbt hatten und die nachzuahmen sie nicht mehr in der Lage waren, für einen Schatz hielten, um so mehr, als einige von diesen Scherben mysteriöse Inschriften trugen. Vielleicht waren sogar alle anfänglich beschriftet, denn die auf vielen Stücken noch erkennbaren Spuren von gemalten oder eingeritzten Darstellungen deuten darauf hin, daß nach dem Zerschlagen der Haupturne die ihres Schutzes beraubten Scherben dem Einfluß des in die Erde einsickernden Regenwassers ausgesetzt waren.

Wenn man von den Inschriften absieht, könnten alle fraglichen Fundstücke den indianischen Stämmen des Gebietes zugeschrieben werden²⁹. Einige entsprechen den Kennzeichen der klassischen Guaraní-Töpferei, zumindest so, wie sie sich im La-Plata-Becken von Paraguay bis vor die Tore von Buenos Aires bekundet. Wir weisen jedoch darauf hin, daß in diesem Raum vor der Konquista weder Schüsseln noch Teller bekannt gewesen zu sein scheinen.

Handverzierte Bruchstücke mit Reihen von runenartigen Zeichen werden bei den Guaranís wie auch bei den sonstigen Indianern der Zone gefunden. Aber ausschließlich

dieser Zone. Im Norden Paraguays haben die Guaranís und andere Indianerstämme nie etwas ähnliches hervorgebracht, nicht einmal die Arawaks vom Amazonas, die doch ganz ausgezeichnete Töpfer waren. Wir sind also berechtigt, anzunehmen, wenn auch nur als Hypothese, daß die vom Anden-Hochplateau gekommenen Vorfahren der Guayakís es waren, die in ihrer Einflußsphäre gewisse Formen, gewisse Techniken und gewisse Motive mitbrachten, die die Indianer nachahmten, auch dann noch, als die Nachfahren ihrer Zivilisationsbringer selbst sie schon vergessen hatten. Andererseits hatten die mythologischen Inschriften und Zeichnungen Sinn nur für ihre ursprünglichen Autoren, und es gab keinen Grund, warum analphabetische Indianer sie hätten kopieren sollen. Und als sie einmal ihre eigentliche Bedeutung verloren hatten, bewahrten sie ihren historischen — und vielleicht religiösen — Wert nur noch für die Erben derjenigen, die sie geschaffen hatten.

Wir werden die auf einigen der Bruchstücke entdeckten Inschriften, die wir soeben oberflächlich beschrieben haben, analysieren. Dabei sollen die einzelnen Buchstaben und die Reihen runenartiger Zeichen, von denen wir sprachen, unberücksichtigt bleiben. Tatsächlich haben die Buchstaben des Runenalphabetes (s. Abb. 4) eine im allgemeinen äußerst einfache geometrische Form, die sich auch durch Risse oder Sprünge im Material ergeben kann. Die Echtheit einiger Zeichen, die diesem oder jenem unserer Fundstücke eingeprägt wurden, läßt kaum Zweifel aufkommen, und die Eigenart der in Serie modellierten oder gravierten Motive springt in die Augen. Trotzdem ziehen wir es vor, in vielleicht übertriebener Vorsicht die

einen oder anderen beiseite zu lassen, um uns ausschließlich den eindeutig zweifelsfreien zu widmen.

Es bleibt noch eine grundsätzliche Frage zu klären: Ist es sicher, daß die Urne den Guayakís und ihr Inhalt den Vorfahren unserer „weißen Indianer“ gehört? Auch wenn es früher einmal eine Guayakisiedlung in Cerro Morotí gegeben hat, wäre es nicht möglich, daß vor ihrer Ankunft oder nach ihrem Abzug andere den Ort bewohnt haben? Können wir nicht schließlich sogar annehmen, daß die Guayakís den Inhalt des Verstecks geraubt oder gefunden haben? Es gibt drei gute Gründe, um diese und jede ähnliche Hypothese auszuschließen. Der eine ist nicht schlagend, aber von reellem Wert: schwarze Bruchstücke sind ausschließlich für die Guayakíkeramik charakteristisch³⁰. Der zweite, der übrigens die Möglichkeit eines fremden Beitrages nicht ausschließt, ist logischer Art, wobei wir wissen, daß die Logik weit davon entfernt ist, alle menschlichen Handlungen zu erklären: die Guayakís hätten Bruchstücke von Gebrauchsgegenständen ohne jeden praktischen Wert nie vergraben oder auch nur aufbewahrt, wenn sie nicht für sie eine ganz besondere Bedeutung gehabt hätten. Der dritte Grund ist entscheidend.

In der „Schatzkasten-Urne“ fanden wir mitten unter den Keramikscherben, die sie enthielt, das Stück einer steinernen Axt, das wir als wahre Herkunftsbezeichnung ansehen müssen. Tatsächlich wenden die Guayakís zur Herstellung ihrer Kriegs- und Arbeitsäxte eine höchst geniale Technik an, die schon die Mayas gekannt zu haben scheinen, und die von derjenigen sehr verschieden ist, die der größte Teil der amerikanischen Indianer benutzt. Sie befestigen die steinerne Schneide nicht an der Spitze eines

gabelförmig geteilten oder gespaltenen Stockes, sondern sie klemmen den scharfen Stein in den Einschnitt, den sie in den Stamm eines lebenden jungen Baumes machen. Die diesem beigebrachte Wunde vernarbt, und das Holz schließt sich so fest um den eingeführten Fremdkörper, daß man ihn mit menschlicher Kraft nicht wieder herausreißen kann. Jetzt braucht man den Stamm ober- und unterhalb des Steines nur noch in gewünschter Höhe abzuschneiden und ihn zu einem handlichen Stiel zu formen. Einige Indianerstämme der Gegend verwenden, wahrscheinlich nachahmend, das gleiche Verfahren. Aber die Guayakí-Äxte sind an dem mandelförmigen Zuschnitt ihres steinernen Teils leicht zu erkennen. Das in der Urne gefundene Stück stammt eindeutig von einer solchen, wenn auch nicht aus unserer Zeit.

Alle zeitgenössischen Ethnologen, die Guayakí-Äxte beschreiben, stimmen in bezug auf das zur Herstellung der Schneide verwendete Material überein: ein dunkelgrauer Diorit (Pflasterstein), dessen Oberflächenkörnung überall, selbst auf der Schneide, gewahrt bleibt. Von dieser Art ist die Axt, die uns der Guayakí-Häuptling von Cerro Morotí schenkte (s. Abb. 12), wie auch diejenige, die in der Sammlung des Museums des Botanischen Gartens von Asunción zu sehen ist. Dagegen ist die Schneide aus der Urne aus einem Hämatit (Roteisenerz) geformt. Die Bearbeitung ist viel kunstvoller. Die zeitgenössischen Stein-äxte sind uneben, wie schon erwähnt. Die aus dem „Schatz“ dagegen ist so glatt poliert, daß sie wie mit einem Überzug aus Glas versehen scheint. Sie gehört also einer handwerklichen Kultur an, die viel weiter fortgeschritten war als diejenige der Guayakís unserer Tage,

d. h. also einer viel älteren, da es sich um ein degeneriertes Volk handelt.

2. Allgemeine Eigenart der Inschriften

Um die Interpretation verständlich zu machen, die wir den auf Keramikscherben unserer „Schatzkasten-Urne“ entdeckten Inschriften geben werden, müssen wir hier daran erinnern, was die Runen sind. Man nennt so die Schriftzeichen, die die germanischen Völker seit dem 3. Jahrhundert vor der Zeitwende und wahrscheinlich schon viel früher bis ins 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und noch später verwendeten. Man kennt drei hauptsächliche Runenalphabete, die nach ihren ersten sechs Buchstaben benannt werden: das alte Futhark mit 24 Zeichen, das bis zum 8. Jahrhundert gebräuchlich war, das angelsächsische Futhorc mit 28, später 33 Zeichen, eine Angleichung des Vorgenannten ans Altenglische, das, soviel bekannt ist, vom 6. bis zum 11. Jahrhundert gebraucht wurde, und das neue oder jungdänische Futhark mit 16 Zeichen aus der Zeit nach dem 8. Jahrhundert. Dieses Letztgenannte kennt einige Varianten, die aus der Bewahrung archaischer oder aus der Schaffung neuer Runenzeichen herrühren, wie beim „punktierten“ Futhark, das mit 28 Schriftzeichen im 10. Jahrhundert auftauchte. Die Abb. 4 zeigt die vier eben erwähnten Systeme, die zum Verständnis unserer Analyse notwendig sind.

Wie in unserem Alphabet stellt jede Rune einen oder mehrere Laute dar. Die phonetische Präzision jedes Systems ergibt sich also aus der Zahl der verwendeten Zeichen. Sie

verringerte sich in Skandinavien beträchtlich durch die Annahme des neuen Futhark, in welchem beispielsweise das zweite Zeichen sowohl u als auch ü und ö bedeuten kann. Das macht die Entzifferung manchmal äußerst schwierig. Die Runensysteme stellen jedenfalls das dar, was wir — auf Kosten der Etymologie — nicht anders als Alphabete oder, wenn man will, Abarten eines Alphabets nennen können. Die germanischen Völker gebrauchten die Runen wie wir die griechischen oder lateinischen Buchstaben. Aber sie hatten für sie auch noch eine andere Verwendung.

Jedes Zeichen des Futhark oder Futhorc hat in der Tat eine akrophonische Bezeichnung, d. h. sie beginnt mit dem Laut, den die Rune wiedergibt. Es handelt sich nicht wie im Griechischen zum Beispiel um einen besonderen, nur für den betreffenden Buchstaben geltenden Ausdruck, sondern um ein Wort der benutzten Sprache. So heißt die F-Rune im Gotischen „faihu“ und „fehu“ auf norwegisch, was in beiden Fällen Frau bedeutet. Im Altenglisch dagegen wird der gleiche Buchstabe „fech“ genannt, das Vieh und, im erweiterten Sinn, Besitz, Geld bedeutet. Andererseits aber wird in den skandinavischen Sprachen die F-Rune manchmal auch „fauhu“ genannt, was Vieh bedeutet, wobei es gleichgültig ist, welche Sprache die andere beeinflusst hat. Um ihre Analysen zu vereinfachen, haben die Runologen die Runen-Namen in einem gewiß etwas willkürlichen, aber bequemen „Grund-Deutsch“ vereinheitlicht. Wir werden uns daran halten.

Die Folgen dieser so besonderen Art der Runen-Bezeichnung ist, daß jedes Zeichen unabhängig von seiner phonetischen auch noch eine oder mehrere andere Bedeutungen

hat. Es stellt also ein Ideogramm (Begriffszeichen) dar. Gewisse Runen-Gruppen haben phonetischen Charakter: man kann sie ebenso lesen und verstehen wie ein mit dem lateinischen Alphabet geschriebenes Wort. Andere — und seltenere — Zusammenstellungen von Runenzeichen haben einen ideographischen Sinn. Um sie zu verstehen, ist es wichtig, den Begriffswert jedes einzelnen Zeichens — wie im Chinesischen — zu kennen. Fügen wir noch hinzu, daß diese oder jene Rune (die des Todes, der Treue usw.) auch symbolisch ausgelegt werden kann. Aber das ist ein Gebrauch, der erst nach der uns interessierenden Zeit entstand.

Die in der Urne vom Cerro Morotí gefundenen Inschriften gehören zu den beiden erstgenannten Arten. Eine von ihnen ist einwandfrei phonetisch. Andere sind ideographisch. Eine letzte hat sich bisher gegen jeden Auslegungsversuch siegreich behauptet. Andererseits muß auf die eigenartige Tatsache hingewiesen werden, daß unsere Schriften verschiedenen Systemen zugehören, wobei das Futharc vorherrscht und daß sich Zeichen verschiedener Herkunft in ein und derselben Gruppe vermischen. Auf den ersten Blick überraschen und verwirren diese Absonderlichkeiten. Sie finden jedoch im Rahmen unserer Untersuchung ihre Erklärung.

Wir wissen tatsächlich¹, daß die Dänen von Tiahuanacu um das Jahr 967 nach Amerika gekommen waren, d. h. in der Zeit, als sich die „punktierten“ Runen unter das neue Futhark zu mischen begannen. Das alte war, obwohl zu Beginn des 9. Jahrhunderts außer Gebrauch geraten, nicht spurlos verschwunden, so daß einige seiner Zeichen noch in viel späteren Inschriften auftreten. Was das Vor-

herrschen der Zeichen des angelsächsischen Futhorc be-
trifft, so kann es nur eines bedeuten: Obwohl sich die Ex-
pedition des Ullman aus schleswiger Dänen und einigen
Deutschen zusammensetzte, war sie nicht von der skandi-
navischen Halbinsel aus aufgebrochen, sondern vom bri-
tischen Danelaw oder von Irland. Das zeigt im einzelnen
ihr Reiseweg, wie wir ihn in unserer vorhergehenden Ar-
beit rekonstruiert haben.

Zu all diesen verwirrenden Umständen kommen noch die-
jenigen hinzu, auf die, wie wir sehen werden, die Defor-
mierung einiger Schriftzeichen und das Vorhandensein an-
derer, die keine Runen sind, zurückzuführen ist. Vor al-
lem waren die Wikinger von Tiahuanacu zum Zeitpunkt
der Zerstörung ihres Imperiums, 1290, von ihrer Heimat
seit mehr als 300 Jahren abgeschnitten, und die sporadi-
schen Kontakte — uns ist nur ein einziger solcher um das
Jahr 1250 herum bekannt — halfen ihnen nicht sonder-
lich, die Genauigkeit einer Schrift zu bewahren, die diese
Krieger und Seefahrer vielleicht nicht einmal besaßen, als
sie Europa verließen. Andererseits wäre es nicht ausge-
schlossen, daß sie, obwohl sie weiterhin untereinander
norwegisch (Altskandinavisch) sprachen, ein phonetisches
System benutzten, um die Eingeborenendialekte zu
schreiben, was sie dazu genötigt hätte, neue Zeichen für
solche Laute der Quichua- und Aymará-Sprache zu er-
finden, die in den nordischen Sprachen kein Äquivalent
haben. Schließlich wissen wir aus der inkaischen Überlie-
ferung¹, daß am Tag nach der Vernichtungsschlacht auf
der Sonneninsel der Gebrauch der Schrift bei strengsten
Strafen verboten wurde, und daß ein „Amauta“, ein Wei-
ser, der etwas später ein neues Alphabet erfunden hatte,

auf dem Scheiterhaufen starb. Fügen wir dem allen noch hinzu, daß die Vorfahren der Guayakis sicherlich keine besonders gebildeten Männer waren. Wir werden später (im Kapitel V) sehen, daß die Orthographie nicht ihre starke Seite war.

Es sei jedoch festgestellt, daß die Flüchtlinge von Paraguay das Hochland unmittelbar nach der letzten Schlacht verlassen hatten, weshalb sie von dem Schriftverbot nicht betroffen waren. Das erklärt, warum sie ihre Schriftkenntnisse bewahrten, während diese in Peru verloren gingen.

3. Ein Datum und ein geographisches Symbol

Die Seite a des in der Schatzurne gefundenen Bruchstückes CM-45 (s. Abb. 5) bestätigt unseren Zeitplan voll und ganz. Sie zeigt tatsächlich die Jahreszahl 1305. Die „Kra-kelfüßen“ nicht unähnlichen Ziffern haben die Form, die in Eruopa benutzt wurde, nachdem sie von den Arabern im 10. Jahrhundert eingeführt worden waren. Die 5, die unserer heutigen 4 ähnelt, ist typisch für die damalige Zeit und stellt andererseits den Wert der 3 sicher, die man heute als 5 lesen würde. Das Vorhandensein dieses Datums und anderer, auf die wir im Kapitel V zurückkommen werden, bestätigt wiederum den im Jahr 1250 stattgefundenen Kontakt mit Europa. Die arabisch genannten Ziffern wurden sehr frühzeitig in Skandinavien und besonders in Dänemark eingeführt, wo von dem Hafen Heleby aus, in dessen Raum eine große Zahl arabischer Geldstücke gefunden wurde, ein lebhafter Handel mit dem

Vorderen Orient betrieben wurde. Im Jahr 967 aber benutzte man dort den christlichen Kalender noch nicht.

Das fragliche Bruchstück bestätigt ebenso den peruianischen Ursprung der Vorfahren unserer „weißen Indianer“. Dicht bei dem Datum befindet sich nämlich die Abbildung eines Lamas (s. Bildtafel VI). Dieses Tier war in Paraguay unbekannt. Erst nach der Konquista versuchte man, es auch hier heimisch zu machen. Übrigens vergeblich, weil diese Spezies das tropische Klima nicht verträgt. Es konnte nur in den Höhen der Kordilleren leben. Der Künstler, der das Tier in unsere Scherbe gravierte — und es muß wirklich ein Künstler gewesen sein — kam also vom Anden-Hochland.

Die Seite b des gleichen Bruchstücks, die Innenseite des Tellers (s. Abb. 6) zeigt unter einem unregelmäßigen Würfelmuster in blauer Farbe, das wir aus unserer Zeichnung weggelassen haben, weil es keinerlei alphabetischen Anschein hat, ein verwirrendes Durcheinander fragwürdiger Zeichen, die mit grauer Tusche gemalt wurden oder im Lauf der Zeit graue Farbe angenommen haben. Man kann von links nach rechts und von unten nach oben die Runen Kaunaz, Reido, Isa, Uruz, Isa, Solewu und die Kombination Uruz-Wunjo erkennen, was keinerlei zusammenhängenden Sinn ergibt, weder alphabetisch gelesen, noch ideographisch interpretiert. Das verdrehte V auf der linken Seite stellt überhaupt nichts dar. Handelt es sich um bloßes Gekritzelt? Was darauf schließen ließe, ist die Neigung der Schriftzeichen. In germanischen Texten sind tatsächlich nie andere als aufrechte Runenzeichen, es sei denn natürlich, es handele sich um Inschriften auf gewölbten Gefäßen, wo die Senkrechte zur Achse der Kurve

die absolute Senkrechte ersetzen muß. Das ist hier nicht der Fall. Trotzdem ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es sich bei dieser Zusammenstellung um ein neues Alphabet handelt, das von Runen abgeleitet, aber irgendeinem Eingeborenendialekt angeglichen wurde. Was diese Hypothese unterstützt, ist die notorische Ähnlichkeit des „Textes“ mit einer Inschrift (s. Abb. 3), die in unserem Beisein ein „weißer Indianer“ machte, der — so wenig wie wir — das damals noch gar nicht gefundene Bruchstück CM-15 kannte.

Die drei Zeichen, die oben rechts, senkrecht zum Rest der Inschrift, erscheinen, sind offenbar von völlig verschiedener Art. Sie sind mit brauner Tusche sorgfältig gezeichnet. Das erste nähert sich einem lateinischen V, einem Buchstaben, der in das angelsächsische Futhorc lange vor der Eroberung durch die Normannen aufgenommen wurde. Das zweite ist eine korrekte Uruz-Rune. Das dritte dagegen ist höchst phantasievoll, obwohl es ein wenig an die Fehu-Rune des Futhorc erinnert, so wie wir ihr in dem Manuskript „Cotton Domitianus“³¹ begegnen. Drei einzelne Zeichen können nur einen ideographischen Sinn haben. Sie müßten also bedeuten: Sinnlichkeit, Männlichkeit, Vieh — verständliche Wünsche bei Tiahuanacu-Dänen, die im Urwald gelandet sind, nicht wissen, wie sie sich vermehren sollen und denen alles fehlt, besonders ihr Vieh, die Lamas, die auf der Hochebene das Wichtigste ihrer Ernährung waren. Aber es handelt sich dabei wie bei allen ideographischen Interpretationen um eine verwirrende, aber fragwürdige Hypothese, um so mehr, wenn man die merkwürdige Ausführung der Zeichen bedenkt, deren Auslegung ungewiß ist.

4. Von Dänemark zur Osterinsel

Das Bruchstück CM-4 (s. Abb. 7) hat für unsere Untersuchung eine vielleicht noch größere Bedeutung als das zuvor behandelte. Es stellt nicht nur einen unbestreitbaren Beweis der skandinavischen Abstammung der Guayakís dar, sondern liefert uns auch die Lösung eines anthropologischen Problems, das wie kaum ein anderes die Menschen unserer Zeit bewegt hat.

Was in erster Linie unsere Aufmerksamkeit erregt, sind in dieser verwickelten Zusammenstellung die beiden Lebensbäume, die mit blauer Tusche gezeichnet einander gegenüberstehen, der eine oben links, der andere rechts, fast in horizontaler Lage. Ihre Eigenart läßt keinen Zweifel, da beide auf dem höchsten Ast den Adler zeigen, der auf dem Gipfel der Weltesche Yggdrasil der skandinavischen Mythologie Walhall, den Ruhesitz der Helden, und auf der Spitze des Weltbaumes oder Lebensbaumes der Nahuas und Mayas die Sonne versinnbildlicht, mit der sich die in der Schlacht gefallenen Helden vereinen. Am Fuß des Baumes zur Rechten, genau unter den beiden großen Mittelbuchstaben, sehen wir die Weltschlange, die so häufig auf den Wiedergaben und Denkmälern der Wikingerzeit dargestellt ist.

Auf dem zum Teil mit Inschriften versehenen Stamm des Baumes zur Linken begegnen wir zwei Gruppen von Zeichen. Die auf der rechten Seite ist sehr verworren und fordert zu jeder Art von Auslegung heraus. Die linke dagegen besteht aus vier Zeichen und ist sonnenklar. Man könnte darin ein Ideogramm sehen: Reido, Isa, Wunjo über einem Vogel. Das bedeutet: flüchtige Reise über dem

Vogel. Mit anderen Worten: sinnlicher Traum. Die Auslegung befriedigt uns nicht.

Die Gruppe von Zeichen befindet sich am Fuß des Lebensbaumes, im Reich der Toten also, in dem fraglos jeder wollüstige Traum ausgeschlossen ist. Wenn wir andererseits auf jede vorgefaßte Meinung verzichten, lesen wir ohne jede Schwierigkeit die drei Buchstaben, die den Vogel beherrschen: RIP, die auf katholischen Friedhöfen gebräuchliche Abkürzung für das lateinische Wort „Requiescat in pacem“ (Möge er in Frieden ruhen). Nun, wir wissen¹, daß die Dänen von der peruanischen Hochebene um die Mitte des 13. Jahrhunderts einem genügend starken christlichen Einfluß ausgesetzt waren, daß er seine Spuren in den Baudenkmalern von Tiahuanacu hinterließ. Wenn sich im Jahr 1290 am Ufer des Titicacasees eine katholische Kirche im Bau befand, wenn hier die Kopie der Statue eines unbekannten Apostels aus der Kathedrale von Amiens hergestellt wurde, die die Bolivianer heute noch den „Mönch“ nennen, und ein Fries am sogenannten „Sonnentor“, der die apokalyptische Szene der Anbetung des Lamms wiedergibt, so wie sie im Giebel der gleichen Kathedrale dargestellt ist, wenn andererseits lateinische Sprachwurzeln in die (dänische) Privatsprache der Inkas übergingen, so ist es keineswegs verwunderlich, auf einem der Bruchstücke unserer Schatzurne eine lateinische Inschrift zu finden. Diese Auslegung kann bestritten werden, aber wir halten sie für richtig. Wenn sie es wäre, würde der Vogel eine Taube, das Sinnbild der erlösten Seele, sein.

Es besteht da trotzdem eine offensichtliche Schwierigkeit. Die ersten beiden Zeichen können sowohl Runen als auch

lateinische Buchstaben sein. Das dritte dagegen ist eindeutig ein Wunjo des alten Futhark oder ein Thuriáz (oder Thurs) des neuen. Es ähnelt jedoch dem lateinischen p so sehr, daß die Isländer unserer Zeit, die sich in dem lateinischen Alphabet, das sie benutzen, das Runenzeichen Thurs erhalten haben, dieses statt des p verwenden, wenn sie mit der Maschine Englisch, Französisch oder eine andere Sprache schreiben, in der das ihnen nicht bekannte p vorkommt. Unser mehr an den Gebrauch der Runen als lateinische Schriftzeichen gewöhnte Zeichner könnte sehr wohl ebenso verfahren haben, um so mehr, als im neuen Futhark die Figur des Thurs sowohl rund als auch dreieckig dargestellt wurde.

Zwischen der Weltschlange und der Wurzel des Baumes zur Rechten erscheint, ein wenig oberhalb, eine Gruppe von Zeichen eingekratzt und mit blauer Farbe gemalt. Sie ist leicht zu entziffern: INGUKEZ. Dies Wort hat seine Eigenheiten. Vor allem die Vermischung der Alphabete. Der erste Buchstabe, das I, ist allen Runensystemen gemein. Das zweite, NG, und der fünfte, Z, gehören dem „punktierten“ Futhark zu, der dritte, U, dem neuen Futhark. Der vierte, K, der übrigens falsch gestellt ist, was bei Runeninschriften häufig der Fall ist, tritt in den beiden letzterwähnten Systemen auf. Andererseits stellt der fünfte Buchstabe fraglos das Zeichen des Genitivs dar, da Inguk ein bei den Wikingern üblicher Vorname ist. Dann müßte hier aber ein S und kein Z stehen. Nun, es dürfte sich ganz einfach um einen Schreibfehler handeln, wie wir ihm übrigens bei den Schriften von Yvytyruzú öfter begegnen (und der auch heute noch im Alltagsleben am Río de la Plata keineswegs ungewöhnlich ist). Die Zeichen-

folge bedeutet also „von Inguk“, wobei wir nicht wissen, ob es sich um die Unterschrift des Verfassers oder um den Vornamen eines Verstorbenen handelt.

Die Zeichen im linken oberen Teil des Bruchstückes und rechts vom Namen Inguk sind zweifelhaft. Die beiden großen Buchstaben in der Mitte, Uruz und Reido, sind — heller als der Ton — aber bei starker Beleuchtung durchaus klar zu erkennen. Es folgen andere Zeichen, deren Linienführung man erraten kann, die aber zu verwischt sind, um identifiziert zu werden.

Bleiben unten rechts die drei großen in blauer Farbe ausgeführten Zeichnungen und die darüber befindlichen zwei oder drei kleineren Zeichen. Es handelt sich offenbar nicht um phonetische Zeichen, sondern um stilisierte Figuren. Die oben links und die dritte in der unteren Reihe sind eindeutig. Die beiden ersten dieser Zeile haben weniger deutliche Umrisse, da die Farbe den Ton angegriffen und ein wenig beschädigt hat. Aber wir können sie vollkommen wiedergeben. Die vierte, die sich auf dem Riß des Stückes befindet, ist schwieriger zu definieren und läßt einen gewissen Zweifel offen.

Mit Ausnahme dieser letzten, die einen Reiter darzustellen scheint, gehören die Figuren nicht der skandinavischen oder irgendeiner sonstigen europäischen Ikonographie an. Auch in der peruanischen Kunst finden wir nichts, was ihnen ähnelt. Wenn wir jedoch die „rongo-rongo“ von der Osterinsel betrachten, jene Holztafeln, auf denen die weißhäutigen und blonden Vorfahren ihrer heutigen Bewohner, oder vielmehr einiger von ihnen, Reihen ideographischer Zeichen malten, deren Sinn uns heute noch verborgen ist, so haben wir gewiß keinerlei Schwierigkeit,

in ihnen Figuren zu erkennen, die mit den von uns analysierten absolut identisch sind (s. Abb. 9). Mehr noch: die erste (obere) Zeichnung unserer Serie ist unverkennbar ein Vogelmensch, das charakteristische Symbol des Rapa Nui.

Wir haben damit den ersten materiellen Beweis für die Theorie Thor Heyerdahls³² erbracht, der nicht ohne Grund die Ansicht vertritt, daß die Osterinsel zum Teil von einer Gruppe von Menschen besiedelt wurde, die als Überlebende der Schlacht auf der Sonneninsel vom Titicacasee kamen, sich in Puerto Viejo im heutigen Ekuador auf Flößen einschifften und auf diesen von der Meeresströmung nach Polynesien getrieben wurden. Heyerdahl erklärt den Ursprung der Flüchtlinge nicht. Er schließt sogar mit wenigen Worten die Möglichkeit ausdrücklich aus, daß es sich um Wikinger gehandelt habe. Er stützt sich dabei auf eine irrtümliche Chronologie, die er aufgrund genealogischer Daten der Eingeborenen aufstellen zu können glaubte. Es scheint, daß diese falsch ausgelegt wurden, denn Francis Mazière³³, dessen tahitische Frau polynesisch sprach, gelangte — im Gegensatz zu Heyerdahl — aufgrund der Überlieferungen der Inselbewohner zum gleichen Datum wie wir.

Es sei hier daran erinnert, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Ideogrammen der „rongo-rongo“ und denen auf den „kellka rezapaliche“ vom Titicacasee¹ besteht, jenen Urkunden, auf denen die ersten spanischen Missionare einen Katechismus in einer Schrift aufzeichneten, die aus einer viel früheren Zeit als der Konquista stammt, und deren erste Spuren sich in Kirvik (Schweden) befinden. Wir wissen jetzt, daß dieses Schriftsystem im Jahr

1290 Ideogramme enthielt, die mit denjenigen vollkommen identisch sind, die sich auf der Osterinsel bis zur Ankunft der Europäer erhielten.

5. Die Anrufung Odins

Das Bruchstück CM-5 (s. Abb. 10) trägt eine sorgfältig mit brauner (ursprünglich vielleicht roter) Farbe ausgeführte Inschrift. Sie besteht aus sechs aneinandergereihten Runen und zwei unbekannten Zeichen. Die beiden ersten sehr undeutlichen Runen (in unserer Wiedergabe zwischen eckigen Klammern) sind ein wenig zweifelhaft. Die vierte ist leicht zu entziffern, wenn auch falsch gezeichnet oder vielleicht teilweise verwischt.

Die Übersetzung ergibt: UFKQUE, was — selbst unter Berücksichtigung der fragwürdigen Zeichen — keinen Sinn zu haben scheint. Die ideographische Auslegung dagegen legt — immer unter den bereits geäußerten Vorbehalten — eine befriedigende Übersetzung nahe.

Tatsächlich lassen sich die Zeichen Uruz, Fehu, Kaunaz, Odala, Uruz und Ehwaz folgendermaßen auslegen: Mann, Frau, Kühnheit, Odin, Mann und Pferd. Das könnte bedeuten:

Ein kühner Mann und eine Frau (begegneten) dem Boten Odins.

In der skandinavischen Mythologie ist der Reiter der Mann der wilden Jagd, der Götterbote. Wenn man die Lage berücksichtigt, in der sich die im tropischen Urwald verlorenen Dänen befanden, scheint uns diese Auslegung noch besser:

Ein kühner Mann und eine Frau (rufen) den Boten Odins.
Das heißt: sie bitten ihren Gott um Hilfe.

Diese Auslegung als Anrufung Gottes wird in gewisser Weise durch die Inschrift des Bruchstückes CM-1 bestärkt (s. Abb. 11). Es handelt sich diesmal um ein aus vier Buchstaben zusammengesetztes Monogramm (wobei die beiden letzten miteinander verbunden sind, das alle Eigenschaften der klassischen Runenideogramme besitzt. Die Buchstaben sind: Uruz, Solewo und (miteinander verbunden) Wunjo und Hagalaz. Das bedeutet: Auerochse (Sinnbild der Kraft und Männlichkeit), Sonne, Sinnlichkeit und Geburt. Es bietet sich folgende Auslegung an:

Männliche Kraft der Sonne, (gib uns) Sinnlichkeit und Nachkommen!

Diese letztere Inschrift muß viel später als die vorhergehende und in einer Zeit entstanden sein, als die degenerierten Vorfahren der zeitgenössischen Guayakís schon Mangel an Frauen litten, auf welches Phänomen der Pater Lozano⁸ im 18. Jahrhundert hinwies, und dessen Anfänge sich wahrscheinlich schon viel eher zeigten, als sie gegen 1636 die Siedlung von Cerro Morotí verließen. Die Nachfahren der Wikinger von Tiahuanacu erhofften schon keine Hilfe mehr. Aber sie flehten ihren Gott, den Sonnengott, an, ihre Rasse zu erhalten.

Wir können von diesen Stoßgebeten ein anderes Ideogramm (s. Abb. 12) nicht trennen, das jedoch nicht vom Cerro Morotí stammt. Wir entdeckten es auf einem Steinbeil, das Dr. Ramiro Domínguez, Direktor des Städtischen Museums von Villarica (Paraguay) bei von ihm durchgeführten Oberflächenausgrabungen zur Freilegung der Kultstätte bei der Station vom Cerro Polilla (s. Kapi-

tel V) fand. Die in brauner Farbe dicht an der Schneide der Waffe ausgeführte Inschrift ist sehr blaß, aber bei starker Beleuchtung leicht zu lesen. Leider ist ihre zeitliche Herkunft nicht zu bestimmen. Alles, was wir dazu sagen können, ist, daß die uns überlassene Streitaxt dieselbe Form hat wie die, die wir in der Schatzurne fanden, jedoch viel größer und aus einem Granit gemacht, der sich von dem Material unterscheidet, das die Guayakís unserer Tage verwenden. Andererseits ist seine Inschrift, die in der gleichen Farbe ausgeführt zu sein scheint wie diejenige auf dem Bruchstück CM-1, stärker verblaßt als diese. Wir wissen jedoch nicht, wann die Urne zerbrach und in welchem Ausmaß später die Stücke, die sie enthielt, dem Einfluß des Sickerwassers ausgesetzt waren. Wir können also nicht mehr behaupten, als daß die fragliche Steinaxt sehr alt sein muß. Das wird uns auch die Inschrift bestätigen.

Das Monogramm, das so klar wie die meisten der uns bekannten Runenideogramme ist, besteht aus den überlagerten Runen Odala-Uruz, Wunjo und den miteinander verbundenen Hagalaz-Solewu. Das heißt: Odin-Manneskraft, Sinnlichkeit, Geburt-Sonne. Oder frei übersetzt:

Odins Manneskraft, (gib uns) Sinnlichkeit und männliche Nachkommenschaft!

In der Zeit, da diese Bitte niedergeschrieben wurde, machte sich also der Frauenmangel noch nicht bemerkbar, was auf ein Entstehungsdatum weit vor Beginn des 17. Jahrhunderts hinweist.

Halten wir unter den bereits gemachten Vorbehalten fest, daß wir auf den Bruchstücken mit Zeilen von runenähnlichen Zeichen, die mit den Fingern oder Fingernägeln ge-

macht wurden, hauptsächlich die Zeichen Solewu und Uruz zu erkennen glauben, die eine beschwörende Anrufung des Sonnengottes und der Manneskraft darstellen könnten, in der er sich schöpferisch bekundet. In den vier kreisförmigen Reihen am Hals der Schattenurne entdecken wir ferner die Zeichen Odala (Odin oder Erbe), Reido (Reise), Fehu (Frau oder Vieh, Besitz), Kaunaz (Schiff oder Kühnheit), Thurisaz (Riese im Futhark, Stachel im Futhorc), Wunjo (Sinnlichkeit) und Inguz (Ahnenreihe). Aber in Berücksichtigung der Zeit, in der sie entstanden, kann es sich nur um Erinnerungen ohne tiefere Bedeutung handeln.

6. Schlüssige Beweise

Das unter Aufsicht der paraguayischen Militärbehörden dem Runenversteck entnommene Material erlaubt nicht den geringsten Zweifel mehr an dem, was bis dahin nur eine zwar gründlich fundierte Theorie war, die sich jedoch nur auf die Übereinstimmung von Beweisen gründete, von denen jeder, oder doch fast jeder, für sich betrachtet, mit Vorsicht zu nehmen war. Aus der Analyse und Synthese von Einzelheiten aus den denkbar verschiedensten Gebieten ergab sich, daß einige Wikinger sich im 11. Jahrhundert in Südamerika niedergelassen hatten und daß ihr Reich gegen das Jahr 1290 zerstört worden war. Unsere anthropologischen Untersuchungen der Guayakís haben andererseits gezeigt, daß diese „Weißen Indianer“ in Wirklichkeit die degenerierten und kürzlich leicht me-

stizisierten Nachkommen von Europäern nordischer Rasse sind, die früher während langer Zeit auf dem Altiplano gelebt haben. Nun wohl: Unsere Ausgrabungen haben uns erlaubt, Runeninschriften zu finden, die von den Vorfahren unserer Menschenfresser stammen, und von denen eine, außer der Zeichnung eines Lamas, die Jahreszahl 1305 trägt. Mehr konnten wir nicht erhoffen.

Die Entzifferung von Runenideogrammen ist immer schwierig. Diejenigen, die wir übersetzt haben, darunter eine, die nicht aus der Schatzurne stammt, bringen jedoch zu gut die Verwirrung der im tropischen Urwald verlorenen „Männer von Tiahuanacu“ zum Ausdruck, um nicht — mit den Vorbehalten, die die Vorsicht empfiehlt — eine Bedeutung anzunehmen, die mit der Geschichte vollkommen übereinstimmt. Dies um so mehr, als das Bruchstück CM-4 — ein wahrer „Rosetten-Stein“ in seiner Art — seinen Ursprung zweifelsfrei bestätigt, da es einen in alphabetischen Zeichen geschriebenen Wikinger-namen, Inguk, trägt. Mehr noch: dies Stück zeigt uns, daß der Verfasser seiner Inschrift, und also auch die Menschengruppe, zu der er gehörte, von der skandinavischen Mythologie durchdrungen, wenn auch gleichzeitig und zumindest oberflächlich christianisiert war, sofern unsere Auslegung des Zeichens RIP zutrifft. Es gestattet uns ferner, aufgrund der *rongo-rongo*-Zeichen, die sich auf ihm befinden, den Beweis dafür zu erbringen, daß auch die Weißen der Osterinsel aus Tiahuanacu gekommen und also Dänen waren.

Die Mischung von Buchstaben aus den verschiedenen Runensystemen in den Inschriften — dem alten und dem neuen Futhark, dem „punktierten“ Futhark und dem an-

gelsächsischen Futhorc — erlaubt uns einerseits, den Zeitpunkt der Ankunft der Wikinger in Amerika zu bestätigen, andererseits den Verlauf ihrer Reise zu präzisieren, und schließlich die Beweise zu bekräftigen, die wir bereits über ihre späteren Kontakte mit Europa besaßen. Tatsächlich konnten die Dänen die Buchstaben des alten Futhark und die des Futhorc gleichzeitig nur im 10. Jahrhundert und ausschließlich in ihren Kolonien in Großbritannien und Irland gebrauchen. Dagegen entstand das „punktierte“ Futhark erst später. Als Ullman und seine Männer in Mexiko an Land gingen, ehe sie nach Peru weiterzogen, bestand es noch nicht oder fing jedenfalls eben erst an, in Dänemark gebraucht zu werden. Seine Verwendung in unseren Inschriften zusammen mit den christlichen Elementen, die — in Tiahuanacu erwiesen — auf einem der Stücke vom Cerro Morotí wiedergegeben zu sein scheinen, wirft ein Problem von besonderer Bedeutung auf.

III. DER WEISSE APOSTEL

1. Eine Erfindung der Jesuiten?

Das Überraschende an den Schlußfolgerungen, zu denen uns die beiden ersten Kapitel geführt haben, ist, daß eine Gruppe von Männern aus Tiahuanacu es für angebracht hielt, im damals so wenig gastfreundlichen und für sie so ganz und gar nicht passenden paraguayischen Urwald Zuflucht zu suchen. Wenn sie schon fliehen mußten, warum blieben sie dann nicht im Beni des heutigen Bolivien, zu Füßen der Anden, wohin die Diaguitas von Carina gezogen waren, um die verloren gegangenen Dänen zu suchen, und wo noch Alcides d'Orbigny³⁴ zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Nachkommen treffen und studieren konnte? Oder im verführerischen Santa Cruz von heute, wo die Guarayos leben, die den gleichen Ursprung zu haben scheinen? Es ist sicher nicht immer die Logik, die die Flüchtlinge leitet. Aber Cerro Morotí liegt immerhin 1600 Kilometer Luftlinie vom Titicacasee entfernt, und man hat, um dorthin zu gelangen, wahrlich genug Zeit zum Überlegen. Es bleiben zwei Möglichkeiten: Die Vorfahren der Guayakís sind einem bekannten Weg gefolgt, oder sie wurden von der Niederlage auf der Sonneninsel überrascht, während sie auf einem der Außenposten (Marken) des Reiches in Garnison standen.

Es gab im 13. Jahrhundert einen Weg, der vom Altiplano über Paraguay zum Atlantik führte, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden. Allein diese Tatsache macht das Vorhandensein von ständigen Festungen, in denen Soldaten mit ihren Familien lebten, möglich, ja wahrscheinlich. Vielleicht sind sogar beide Hypothesen zusammen richtig, was die Entdeckung von Runeninschriften zu bestätigen scheint, da man kaum annehmen darf, daß diese von einfachen Soldaten stammen. In diesem hypothetischen Fall hätten sich einige Flüchtlinge aus Tiahuanacu in die Festungen Paraguays zurückgezogen, wo sie sesshaft wurden und degenerierten, sofern sie nicht zur Atlantikküste weiterzogen, um sich dort einzuschiffen.

Daß es vor der spanischen und portugiesischen Konquista in Paraguays Guayra (s. Karte am Schluß des Bandes) und an verschiedenen Stellen Brasiliens Weiße gab, bezeugen die Jesuiten, die im 16. und 17. Jahrhundert in der fraglichen Gegend evangelisierten und sie in ein eigenes Imperium, die berühmten Missionen, verwandelten. Die ersten Priester der Gesellschaft Jesu, die in den sich damals zwischen Asunción und dem Atlantik erstreckenden jungfräulichen Urwald eindringen, zeigten sich höchst überrascht, als sie die Indianer von diesen berichten hörten, und mehr noch, als sie feststellten, daß es sich bei ihnen um Christen handelte, die einige Spuren ihres Glaubens in den religiösen Überlieferungen der Eingeborenen hinterlassen hatten. Am einfachsten ist es, in dieser Beziehung den Pater de Charlevoix²⁵ zu zitieren, der die in den *Cartas Annuas* enthaltenen Berichte, jene von den Jesuiten Paraguays alljährlich nach Rom geschickten Übersichten, vollständig zusammenfaßt, und besonders

den Brief des Paters Jerónimo Herrán, Generalprokurator der Provinz¹⁵:

„Diese Nation“, schreibt der Pater de Charlevoix, „ist sehr abergläubisch. Eine alte Überlieferung besagt, daß der Apostel Sankt Thomas in ihrem Land (dem Land der Mañaticas; Anm. d. Verf.) das Evangelium predigte oder doch einige seiner Jünger dorthin schickte. Sicher ist jedenfalls, daß sich in den groben Mythen und monströsen Dogmen, aus denen sich ihre Religion zusammensetzt, viele Spuren des Christentums finden. Wenn das, was erzählt wird, wahr ist, scheint es vor allem, daß sie eine entfernte Idee von einem zum Heil der Menschheit Mensch gewordenen Gott haben. Denn eine ihrer Überlieferungen ist die, daß eine Frau von vollkommener Schönheit, ohne jemals mit einem Mann zusammengewesen zu sein, ein wunderschönes Kind empfang, das — zum Manne herangewachsen — viele Wunder vollbrachte, Tote zum Leben erweckte, Lahme gehen und Blinde sehen machte und eines Tages im Beisein einer zusammengeströmten Volksmenge sich in die Lüfte erhob, um sich in die Sonne zu verwandeln. Wenn die Entfernung zwischen ihr und uns nicht so groß wäre, sagen die Maponos, könnten wir noch alle Züge seines Gesichtes erkennen.

Diese Indianer bringen den Dämonen, die sich, wie sie sagen, in den schrecklichsten Gestalten zeigen, tiefe Verehrung entgegen. Sie kennen eine große Zahl von Göttern, unter denen sich drei hervorheben, die den anderen übergeordnet sind und dazu eine Dreieinigkeit aus Vater, Sohn und Heiligem Geist bilden. Dem Vater geben sie zwei Namen: Omequaturiqui und Uragosorisi. Den Sohn nennen sie Urasana und den Heiligen Geist Urapo. Quipoci heißt

die Frau des Vaters, die, ohne ihre Jungfräulichkeit zu verlieren, zur Mutter Urasanas wurde. Der Vater, so sagen sie weiter, spricht mit lauter und andersartiger Stimme; der Sohn spricht durch die Nase; und die Stimme des Geistes klingt, wenn es nicht der Donner ist, ganz ähnlich. Quipoci läßt sich zuweilen in Licht gehüllt sehen; der Vater ist der Gott der Gerechtigkeit und straft die Bösen; der Sohn, seine Mutter und der Geist sind die Fürsprecher der Schuldigen; diese drei Gottheiten haben auch einen gemeinsamen Namen: Tiniamacas.“

Ergänzen wir diese Übersicht noch — nach Pater Guevara³⁶ — durch eine Erwähnung der Sintflut, die in ihrem Wesenskern allen oder doch fast allen indoamerikanischen Völkern gemein ist: „Die Generation der Guaranís ging in den Wassern der großen Sintflut nicht unter . . . weil Tamanduaré, der uralte Prophet der Nation . . . vorher von der kommenden Sintflut wußte . . . und sich vor der Überschwemmung mit einigen Familien auf den höchsten Gipfel einer riesigen Palme flüchtete, von deren Früchten sie sich nährten.“

Was Charlevoix in der Sprache seiner Zeit „grobe Mythen“ und „monströse Dogmen“ nennt, enthält neben den Glaubenssätzen, die die Grundlage der Tupí-Guaraní-Religion bilden, heidnische Elemente, die sich auffallend der germanischen Mythologie annähern und die auf die vorchristliche Periode der dänischen Anwesenheit in Amerika zurückgeführt werden müssen. Der Pater Guevara berichtet uns z. B. über die Mocovíes im Westen von Asunción: „Wir wissen aus ihren Überlieferungen, auf welchem Weg ihre Seelen in den Himmel gelangten. Die Mocobís (sic!) stellten sich einen Baum vor, den sie in

ihrer Sprache *nalliagdigua* nannten, von so ungewöhnlicher Höhe, daß er bis in den Himmel reichte. Auf ihm gelangten die Seelen von Ast zu Ast in immer größere Höhe bis zu einem Fluß und weiten Seen, wo es die köstlichsten Fische im Überfluß zu fangen gab.“ Das ist, auf ein Volk von Fischern übertragen, genau der skandinavische Mythos von der Weltesche Yggdrasil. Sogar eine Version vom Weltuntergang, wenn auch hier nur einem teilweisen, fehlt nicht, der gleichzeitig an die Geschichte vom nordischen Fenriswolf und an die von dem Erdungeheuer der Nahuas¹ erinnert: die Seele einer Greisin, der niemand beim Fischen geholfen hatte, verwandelte sich in eine *capivara* — ein als „carpincho“ in Paraguay bekanntes und hier heute noch häufig vorkommendes Wasserschwein, ein Nagetier von der Größe eines Wildschweins — und nagte den Weltbaum durch, so daß er umfiel und dem Volk der Mocoví nicht wieder gutzumachenden Schaden zufügte. Für die Mbyás im Osten Paraguays ruht das Weltall auf fünf Pindó-Palmen. Eine sechste erhebt sich in der Mitte der Erde, wo der Stammvater der Rasse, der Sonnen-Vater, gezeugt wurde, am Rande der Quelle, an der der Schöpfer und seine Frau ihren Durst gestillt hatten. Das scheint wie eine Geschichte aus der Edda . . . Noch merkwürdiger ist ein Satz von Guevara, der, obwohl unverständlich, einen verwirrenden Hinweis enthält: „Die Mocobíes errichteten den Ziegenböcken, das heißt ihrem Gdoapidalgate, den sie als Schöpfer und Vater verehrten, niemals ein Heiligtum; sie begnügten sich damit, seine Entdeckung mit Geschrei und Lärm zu feiern.“ Man muß sich tatsächlich fragen, was dieser Schöpfer-Ziegenbock zu bedeuten haben soll. Vielleicht hat der

gute Pater falsch verstanden, was ihm die Eingeborenen erzählten. Aber der Name, den der höchste Gott der Moco-vies trägt, Gdoapidalgate (ein Name, der im Guaraní keinerlei Sinn hat), beginnt mit zwei Silben, *gdoa*, die dem *goat*, der altskandinavischen Bezeichnung für Ziege, merkwürdig ähneln. Die Sache wird noch sonderbarer, wenn man dieses ungewöhnliche Tier im Jahr 1555 in der ersten *Relación* der Augustiner über ihre peruanischen Missionen von Huamachuco im Norden von Lima und Osten von Trujillo erwähnt findet, wo berichtet wird, wie — nach der örtlichen Mythologie — „Ataguru seine Diener Sugad-cabra und Ucioz-gabrad (und) mit ihnen zusammen Guamansuri schuf, den er in die Provinz Huamachuco (schickte), (wo er) bei seiner Ankunft Christen traf, die sich in der Sprache der Huamachuco Guachemines nennen, und daß er sehr arm zu ihnen gelangte.“ *Cabra* ist das spanische Wort für Ziege, und da das Wort nicht mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben wird, scheint es sich nicht um einen Eigennamen zu handeln. Und *gabrad* dürfte nichts weiter als eine falsch gelesene oder falsch abgeschriebene zufällige Abwandlung des vorhergehenden Wortes sein.

All dies mag ein wenig unzusammenhängend erscheinen, vielleicht weil wir die Bedeutung nicht kennen, die die fraglichen mysteriösen Ziegen haben können. Vielleicht auch muß man die Lösung des Problems in der skandinavischen Mythologie suchen. Denn Thor bewegte sich gewöhnlich in einem Wagen, der von zwei Ziegenböcken gezogen wurde. So machte er besonders mit Loki von Utgard seine berühmte Reise ins Land der Riesen.

Kehren wir zu Sankt Thomas zurück. Haben die Jesuiten

diese Geschichte erfunden? Wir glauben nicht, ja wir finden in einem ihrer Texte einen überzeugenden Beweis für ihre Glaubwürdigkeit. In einer *Carta annua* aus dem Jahr 1614³⁹ berichtet der Pater Diego de Torres, Provinzial der Gesellschaft, tatsächlich, daß der Heilige Apostel auf dem Fluß Tibagipa aus Brasilien nach dem Guayrá gekommen sei. Diesen Flußlauf gibt es, aber er heißt einfach Tibagí. *Pa* ist im Guaraní eine Nachsilbe, die „ganz“ bedeutet. Der Informant des Paters de Torres, der wahrscheinlich das Guaraní noch nicht mit all seinen Feinheiten beherrschte, hat sich also wahrscheinlich darauf beschränkt, das, was ihm die Indianer berichteten, lautgetreu wiederzugeben. Man hatte „Tibagipa“ gesagt und er wiederholte „Tibagipa“, ohne zu wissen, daß das „den ganzen Tibagí“ entlang, also von seiner Quelle bis zu seiner Mündung, bedeutete.

Die Patres nahmen außerdem anfänglich die Berichte der Eingeborenen mit äußerstem Vorbehalt auf. Charlevoix stellt, wie wir gesehen haben, die Evangelisation des Sankt Thomas von vornherein in Frage: „Diese Nation ist sehr abergläubisch . . . was sicher ist, ist, daß viele Spuren des Christentums (sich in seiner Religion finden) . . .“ Aber Charlevoix schrieb in Paris, ohne jemals seinen Fuß auf paraguayischen Boden gesetzt zu haben. Interessanter ist es, den Pater Lozano³ zu zitieren, der das Land und seine Bewohner sehr wohl kannte: „ . . . man kann nicht sagen, daß es eine erwiesene Sache sei, bei der ein Irrtum ausgeschlossen ist, weil Monumente aus jener Zeit fehlen, die es bezeugen; aber es ist unleugbar, daß die ständige und einmütige Überlieferung der verschiedensten Menschen dieser neuen Welt, die Zeichen und Spuren und der ihnen

seit undenklicher Zeit bekannte Name des Apostels seine Ankunft sehr wahrscheinlich machen, ohne daß irgend etwas Launenhaftes oder Willkürliches dabei ausgeschlossen wäre.“

Selbst der Pater Cataldino, einer der ersten Missionare, die von den Überlieferungen der Eingeborenen über den Weißen Apostel berichtet haben, ließ dabei stets äußerste Vorsicht walten: „... Eigentümlichkeiten, die mich gewiß sehr verwunderten, als ich sie hörte, denen ich keinen Glauben geschenkt oder von denen ich wenigstens gegewöhnt hätte, daß sie die Ausgeburd indianischer Leichtgläubigkeit wären, hätten sie sie mir nicht als eine alte Überlieferung ihrer Vorfahren berichtet“⁴⁰. Der gute Pater zeigt übrigens eine Harmlosigkeit, die, wenn auch nicht seine Urteilskraft, so doch seinen guten Glauben als Berichterstatter bekräftigt. Unter den „Eigentümlichkeiten“, die ihm die Eingeborenen erzählten, erwähnt er auch die Tatsache, daß die Eingeborenen in Siedlungen konzentriert gewesen seien, die „als Hauptmann einen Spanier gehabt hätten“.

Die Vorgesetzten unseres Missionars waren dagegen weniger vorsichtig und weniger harmlos. Der Pater Diego de Torres, der Empfänger des eben zitierten Briefes, schrieb im folgenden Jahr aus Córdoba im heutigen Argentinien, wo er residierte, in einer seiner *Cartas Annuas* in aller Seelenruhe: „Es ist also eine Tatsache, daß der Apostel Sankt Thomas durch alle Regionen Perus gezogen ist. Noch bewundernswerter ist es, daß dieser Heilige diesen hintersten Winkel der Welt und diese so weit entlegene Provinz besucht hat, wobei er schon vor so langer Zeit das Gelände für die größte Wohltat vorbereitete, die Gott

diesen Eingeborenen eines Tages durch unsere Patres widerfahren lassen sollte³⁹.

Diese wenigen Zitate, die wir vervielfachen könnten, ohne irgendetwas hinzuzufügen, klären das Problem genügend. Die Patres, die die Gesellschaft in die Missionen entsandte, waren weder Gelehrte, noch Philosophen, ja vielleicht nicht einmal Theologen, sondern Männer der Tat und Organisatoren. Sie hatten den festen, von nichts getrübbten Köhlerglauben. Als sie nach Paraguay kamen, glaubten sie, von Dämonen besessenen Wilden zu begegnen. Welche Überraschung war es für sie, als diese Götzenanbeter und Menschenfresser, die obendrein noch der Vielehe frönten, ihnen von einem christlichen Prediger berichteten, der früher einmal ihr Gebiet durchstreifte, der ihnen Prophezeiungen machte, die eintrafen, und der ihnen von einem dreieinigen Gott erzählte, dessen Sohn, Erlöser der Menschheit, von einer Jungfrau geboren wurde! Die Indianer haben, das sind wir gewiß, ihre Überlieferungen ein wenig ausgeschmückt. Aber ganz erfunden können sie sie nicht haben, um so weniger, als die gleichen Geschichten von Bahía bis Peru und Mexiko zu hören sind, unter Völkern, die jedenfalls in der Zeit der Jesuiten-Mission nicht den geringsten Kontakt miteinander hatten.

An dem Ursprung der Überlieferungen, die sich zu sehr ähneln, um spontan entstanden sein zu können, muß also schon etwas Glaubhaftes sein. Aber dieses Etwas war damals vollkommen unerklärlich und ist es noch heute. Es war jedenfalls ad majorem Dei gloriam zu gebrauchen. Es genügte daher, dem unbekannten Prediger den Namen eines Apostels zu geben und seinen Aufenthalt in Paraguay ganz einfach als unbestreitbare Tatsache darzustel-

len, nicht ohne sie mit evangelischen Wundern — der Lahme, der Blinde, der Wiederauferstandene — auszuschnücken. Die Provinzialpatres und ihre Oberen nahmen sich der Sache an. Vielleicht nutzten sie so der Christianisierung der Indianer. Aber gewiß waren sie die Verantwortlichen dafür, daß die Amerikanisten mit ganz wenigen Ausnahmen diesen trotz allem glaubwürdigen Zeugnissen stets mit Mißtrauen begegnet sind. Das ist z. B. bei Jiménez de la Espada, dem verantwortungsbewußten Geschichtsschreiber der Fall, dem wir die Veröffentlichung zahlreicher Chroniken aus den Zeiten der Konquista verdanken. Er lehnt jede Analyse der Missionarsberichte ab. Für ihn ist die Erwähnung des Apostels Sankt Thomas untrennbar von der Eingeborenenüberlieferung so, wie sie von den Jesuiten berichtet wird. Und da die Anwesenheit des Apostels in Amerika nicht möglich ist, bleibt nichts anderes übrig, als alles zusammen zu verwerfen. Ein größerer Irrtum ist nicht möglich.

2. Pay Zumé, der weiße Apostel von Guayra und Paraguay

Natürlich haben die Überlieferungen der Eingeborenen nie von Sankt Thomas gesprochen, sondern von jemand, der so aussah und sich so benahm wie ein Priester, und den die Guaranís Pay Zumé nannten. *Pay* bedeutet in ihrer Sprache Prophet, Priester, Vater im kirchlichen Sinn des Wortes und wird seit der Konquista auf katholische Geistliche ebenso angewendet wie unter den noch heidni-

schen Stämmen auf die Hexenmeister. Aus dem Namen Zumé, auf dessen Ursprung wir noch zurückkommen werden, machten die Jesuiten *Tumé* und später *Tomé*. Im Spanischen wird Santo Tomé häufig für Santo Tomás, Sankt Thomas, gebraucht. Die Namensfälschung ist flagrant. Das beweist die Tatsache, daß der Pater de Charlevoix, der sich der französischen Sprache bedient, nicht zaudert, das e am Ende trotz all seiner Besonnenheit in ein a zu verwandeln. Pay Zumé oder Tumé verwandelt sich bei ihm in Pay Zumá oder Tumá. So entsteht Thomas, die einzige französische Form, in der der Name des Apostels vorkommt! Es kann sich nicht um einen Irrtum bei der Niederschrift oder Übertragung handeln, denn in den gesamten Werken des guten Paters kommt nirgends eine ähnliche Verwechslung vor.

Halten wir uns nicht mit diesen unerquicklichen Machenschaften auf. Für uns entbehren sie der Bedeutung, da unsere Suche nicht dem Apostel Westindiens gilt. Kehren wir zu den Berichten der Missionare zurück und sehen wir, was sie uns bieten können. Um den Reiseweg des Heiligen besser verfolgen zu können, der „über das Brasil-Meer“ nach Guayra kam⁴⁰, beginnen wir mit denjenigen, die sich mit den portugiesischen Gebieten beschäftigen, deren Süd-Ost-Grenze im 16. Jahrhundert im Norden des Flusses Paranapanema verlief (s. Klappkarte).

Es war der Pater de Nóbrega, der erste Provinzial der Gesellschaft Jesu in Brasilien, der in einem aus dem Jahr 1549⁴¹ in Sao Salvador de Bahia de Todos os Santos datierten Brief (die Stadt ist heute unter dem Namen Bahia bekannter, obwohl sie offiziell immer noch so heißt) zum ersten Mal von der Anwesenheit des Pay Zumé im

Norden Paraguays spricht. Es handelt sich dabei schon um die Person, der wir durch unsere ganze Untersuchung auf Schritt und Tritt begegnen werden: ein wundertätiger Priester weißer Rasse, der mit einer Gruppe von Jüngern den Indianern den „Glauben des Himmels“ verkündete, wie Charlevoix sich ausdrückt, sowie die Normen und die Moral des Christentums, nicht ohne einige praktische Hinweise über den Anbau von Bataten (mandioca) und die Herstellung von Tapioka (Stärke) aus dieser Knollenfrucht hinzuzufügen.

Was uns dabei von besonderem Interesse ist, sind die geographischen Angaben über die Stellen, an denen Nóbrega und nach ihm andere Jesuiten in den Überlieferungen der Eingeborenen Spuren vom Auftreten des Apostels begegneten. Wir verfügen da über drei Angaben: Bahia, wo Pay Zumé in Brasilien erstmals an Land ging, Cabo Frio, 200 km Luftlinie nördlich von Rio de Janeiro und 240 km südlich des Kaps, das heute noch Cabo Sao Tome heißt, die Insel Santos in der Bucht, in der sich der gleichnamige Hafen befindet und wo im 16. Jahrhundert die Capitania de San Vicente lag. Als Zumé von Feinden verfolgt wurde, die ihn töten wollten, sei aus der Bahia de Todos os Santos wunderbarerweise eine Sandbank von 2,5 km Länge aufgetaucht, die die Indianer *Maraipé* nannten, das heißt Weg des weißen Mannes.

Vielleicht muß man dieser Aufzählung von Punkten an der brasilianischen Küste noch einen weiter nördlich gelegenen hinzufügen: Die Mündung des Amazonas, eines Flusses, den die Dänen von Tiahuanacu benutzten, wie wir in „Des Sonnengottes große Reise“¹ gesehen haben. Der Pater Nicolas du Toict, bekannter unter seinem his-

panisierten Namen Nicolás del Techo, berichtet⁴² tatsächlich, daß brasilianische Grenzbewohner, die mit indianischen Sklaven Handel trieben und in die neuen Guaraní-siedlungen gekommen waren, um dort ihr Unwesen zu treiben, mit großer Mühe und unter beträchtlichen Gefahren bis an den Marañón-Fluß gelangten (so hieß der Amazonas-Strom damals) und hier feststellten, daß die Indianer der Zone in ihren Überlieferungen die Erinnerung an Sankt Thomas bewahrten.

Die Erwähnung von Cabo Frío als eine der Stationen auf dem Weg des Pay Zumé erhält eine ganz besondere Bedeutung, wenn wir sie mit dem Mythos über den Ursprung der Guaraní vergleichen, wie ihn der Pater Guevara³⁶ erzählt. Wir zitieren ihn ausführlich:

„Die althergebrachte Überlieferung unter den Guaraní-indianern berichtet, daß zwei Brüder mit ihren Familien zu Schiff über das Meer nach Cabo Frío und danach nach Brasilien gelangten. Sie suchten überall nach Menschen, denen sie sich anschließen könnten. Aber die Dikichte, Wälder und Felder waren nur von wilden Tieren, Tigern und Löwen bewohnt. So überzeugten sie sich, daß sie die einzigen menschlichen Bewohner des Gebietes waren und beschlossen, feste Siedlungen für ihren Aufenthalt zu errichten, die ersten, wie sie sagten, im ganzen Land.

In dieser brüderlichen Gemeinschaft und fruchtbaren Zusammenarbeit, bei der jeder in den Genuß der Früchte seiner Arbeit gelangte, lebten sie lange Jahre und vermehrten sich beträchtlich. Aber die Masse ergab Unruhen, Streit, Krieg und Teilung... Um sich nicht gegenseitig mit den Waffen zu vernichten, gingen sie auseinander.

Tupí, der Ältere, blieb in Brasilien und im Besitz der Gebiete, die sie besetzt hatten, und Guaraní zog sich als der Jüngere mit seiner ganzen Nachkommenschaft auf den großen Río de la Plata zurück und wurde, nachdem er im Süden sesshaft geworden war, zum Stammvater einer sehr zahlreichen Nation, die sich mit der Zeit über die Grenzen des Flusses hinaus ausdehnte, bis weit in den Süden, ja bis Chile, Peru und Quito.“

Es ist offensichtlich, daß eine Erinnerung an die Ankunft auf dem Seeweg und ausgerechnet in Cabo Frío sich nicht auf die Vorfahren der Guaranís noch irgendwelcher sonstigen Indoamerikaner beziehen kann. Es kann sich also nur um Weiße gehandelt haben, die in Brasilien an Land gingen, in dem Gebiet nichts als „wilde Tiere“, das heißt kein zivilisiertes Volk, antrafen und feste Siedlungen errichteten (die Guaranís kannten nur Dörfer aus Stroh-hütten), um sich später infolge interner Streitereien über Südamerika zu verstreuen. Die Versicherung, daß ein Teil der Ankömmlinge vom Río de la Plata nach „Chile, Peru und Quito“ weitergezogen sei, zeigt schon allein, daß es sich unzweifelhaft um Weiße handelte. Denn die Guaranís haben diese Gebiete niemals besetzt, während dagegen der Weg Cabo Frío — Paraguay — Peru — Ekuador genau derjenige war, den, wie wir sehen werden, der Pay Zumé zusammen mit seinen Begleitern, nahm.

Hier ist wichtig festzuhalten, daß der Apostel in Brasilien stets nur an verschiedenen Punkten der Küste an Land ging, ohne jemals ins Innere vorzudringen. Mehr noch: Wäre er aus Europa gekommen und hätte sein Schiff, um direkt Kurs auf Südamerika zu nehmen, den Äquatorialstrom am südlichsten Punkt seines Verlaufes

verlassen (s. Abb. 13), so wäre er in den Norden Brasiliens gelangt. Stellen wir schließlich noch ein seltsames Zusammentreffen fest, auf das wir noch im Kapitel VI zurückkommen werden: im Jahr 1504 machte der Kapitän Paulmier de Gonneville aus Dieppe auf der Rückkehr von einer Expedition, die ihn an die Küste von Santa Catalina geführt hatte, das heißt bis auf die Höhe von Guayrá, im Land der Tupinambás Station, dessen Küstenzentrum eben Cabo Frío war. War das ein Zufall, oder besaß er geographische Angaben, die den Normannen bekannt waren? Wir können die gleiche Frage in Bezug auf einen anderen Kapitän aus Dieppe, Jean Cousin, stellen, der im Jahr 1488 die Mündung des Amazonas erreicht haben soll.

Pay Zumé hielt sich jedenfalls nicht in Brasilien auf. Er folgte von Station zu Station seiner Küste. Anders verhielt er sich im Guayrá, das heißt jenem Gebiet im Osten des heutigen Paraguay, wo die Jesuiten später blühende Reduktionen errichteten, die sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter dem Druck der *bandeirantes*, portugiesischer Sklavenjäger, verlassen mußten. Diese machten aus der Gegend das, was heute der brasilianische Staat Paraná ist.

Das erste Zeugnis, das wir über den Aufenthalt des Apostels im Guayrá besitzen, ist viel älter als der Brief des Pater de Nóbrega. Wir verdanken es keinem Jesuiten (was dazu beiträgt, jede Idee zu verwerfen, die Geschichte von dem Apostel sei ganz einfach eine Erfindung der Patres der Gesellschaft Jesu), sondern dem Pater Bernaldo de Armentía, der Kommissar des Franziskaner-Ordens in der Jesus-Provinz in Paraguay war. Es handelt sich um einen

Brief⁴⁴ aus dem Jahr 1538 an Juan Bernal Díaz Lugo, Ratsmitglied des „Consejo de Indias“ (der obersten Verwaltungsbehörde der Spanischen Krone für die amerikanischen Kolonien, Anm. d. Übers.). Er bezieht sich nicht auf Pay Zumé, sondern direkt auf Sankt Thomas und einen seiner Jünger, einem Indianer namens Etiguará, der „im Umkreis von 200 Meilen“ (rd. 1100 km) predigte, und der, lange bevor man etwas von den Spaniern hörte, die Ankunft der „Brüder des Sankt Thomas“ ankündigte, die kommen würden, die Eingeborenen zu taufen, nicht ohne die Vielehe und die Heirat unter Geschwistern zu verurteilen und ihnen „Gesänge, die sie bis heute behalten haben und singen“ beigebracht zu haben.

Dagegen erscheint der Name Pay Zumé in einer königlich spanischen Urkunde aus dem Jahr 1546⁴⁵, die damit gleichfalls älter als der fragliche erste Jesuiten-Brief ist. Darin wird eine höchst bezeichnende Geschichte berichtet. Um nach Asunción zu gelangen, hatte sich der Pater Bernaldo de Armentía der Expedition des Adelantado vom Río de la Plata, Don Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, angeschlossen, von der wir im Kapitel IV ausführlich sprechen werden. An einem Punkt der Reise durch Guayrá ließ der Führer der Kolonne, so heißt es in dem altertümlichen Spanisch des Originaltextes, „dreizehn Christenmenschen zurück, und es starben zweie derselben, und die anderen machten sich davon, indem sie sagten, sie seien Söhne von Pay Zumé, welcher der Kommissar Bruder Bernaldo de Armenta (Armentía), Bruder des Ordens des Heiligen Franziskus, ist“.

Kürzlich bekehrte Indianer legten also einem katholischen Geistlichen den Namen „Pay Zumé“ bei. Genauso war

es, daß die Nahuas zur Zeit der Konquista die spanischen Kaplane *papas* nannten, also mit einem Wort bezeichneten, das nicht zu ihrer Sprache gehört, sondern das von den irischen Mönchen stammte, die fünf Jahrhunderte zuvor in Mexiko evangelisiert hatten¹.

Viel reichhaltigere Information liefert uns der italienische Pater Giuseppe Cataldino, dessen an die Provinziale der Gesellschaft Jesu gerichteten Briefe unzweifelhaft „die reinste Nachrichtenquelle darstellen“, wie Lozano³ sagt. Es lohnt, seinen an Pater Diego de Torres gerichteten Brief aus dem Jahr 1613 ausführlich zu zitieren:

„Viele Dinge haben mir diese Indianer von den Anfängen des ruhmreichen Apostels Sankt Thomas erzählt, den sie Pay Zumé nennen. Ich habe sie nicht eher aufgeschrieben, um mir erst mehr Gewißheit zu verschaffen und die Wahrheit zu ergründen. Die alten Indianer und die Häuptlinge sagen, sie wüßten durch die vom Vater auf den Sohn überkommenen Überlieferungen ganz genau, daß der ruhmreiche Apostel Sankt Thomas über das Brasilmeer zu ihnen kam ... er sagte ihren Vorfahren viele kommende Dinge voraus, darunter das Folgende: es würden Priester in ihr Land kommen, und einige würden nur vorübergehend da bleiben, um wieder zurückzukehren; aber andere Priester würden mit Kreuzen in den Händen kommen, und diese würden ihre wahren Väter sein und immer bei ihnen bleiben und sie lehren, wie sie sich retten und Gott dienen sollten ... Er sagte ihnen auch, daß, wenn diese Priester in ihr Land kommen würden, sie sich untereinander sehr lieben und mit den Kriegen aufhören müßten, die sie ständig gegeneinander führten. Sie würden dann jeder nur eine einzige Frau haben, mit der jene

Väter sie trauen würden . . . daß sie in ihrem Haus keine Indianerinnen zu ihrer Bedienung halten und daß sie Glocken mitbringen würden; daß sie das Gleiche essen würden wie sie, aber nicht von ihren Weinen trinken . . .“⁴⁰

In dem gleichen Brief liefert uns der Pater Cataldino wichtige geographische Angaben über den Zug des Pay Zumé durch Guayrá, den wir im folgenden Kapitel rekonstruieren werden: „ . . . nach Übersetzen über den Fluß Tibaxiva . . . der damals mit Indianern dicht besetzt war, gelangte er nur durch deren Felder zum Fluß Huybay und von hier bis zum Fluß Piquirí, von wo aus man nicht weiß, wohin er sich wandte.“ Bei der fast wörtlichen Übernahme dieser Zeilen schreibt der Pater Diego de Torres, Provinzial der Gesellschaft, in seiner *carta annua* vom April 1814 korrekter „Fluß Tibagipa“. Wir haben schon gesehen, daß der richtige Name dieses Wasserlaufes Tibagí heißt. Was den gleichfalls erwähnten Fluß Huybay betrifft, so ist dies in spanischer Sprache die phonetische Schreibweise für den Namen eines Flusses, der auf den heutigen Landkarten in Übereinstimmung mit der Orthographie des Guaraní als Ivaí verzeichnet ist. Der Pater Lozano präzisiert seinerseits, daß der Heilige vom Piquirí zum Iguazú weiterzog. Was den Reiseweg des Pay Zumé durch Guayrá ebenso bestätigt wie den durch das eigentliche Paraguay, werden wir noch sehen.

Als der Pater Ruiz de Montoya⁴⁵ 1624 nach Tayatí im Guayrá kam, wurde er von den dort lebenden Indianern mit überströmender Herzlichkeit empfangen. Die alte Prophezeiung über die Rückkehr der Priester „verpflichtete sie, uns ein derart ungewöhnliches Willkommen zu bereiten“, berichtet er. Trotzdem war nicht alles in den

Prophezeiungen des Pay Zumé dazu angetan, den Guaranís Freude zu bereiten, namentlich das nicht, was sich auf die obligatorische Einehe bezog. Tatsächlich gaben sie den neuen Missionaren den gleichen Bei- oder gar Spottnamen, mit dem sie schon ihren heiligen Vorgänger belegt hatten: Pay Abaré, was man vielleicht am besten mit „Bruder Tugendsam“ übersetzt, wenn man der Auslegung des Paters Ruiz de Montoya folgt. *Abaré* (oder in der heutigen Schreibweise *avaré*), so erklärt er, ist das Guaraníwort für das lateinische *homo segregatus a venere*, zu deutsch: ein keuscher Mann. Die Übersetzung ist, seien wir ehrlich, ein wenig euphemistisch. Pay Abaré heißt, korrekt übersetzt, bei allem Respekt nichts anderes als „warmer Bruder“, was auch bei den Guaranís die verächtliche Bezeichnung für einen Homosexuellen war. Das war Montoya nicht unbekannt, wie aus seinem Zugeständnis hervorgeht, daß „die Zauberer und Hexenmeister, die im allgemeinen das Evangelium bestreiten, uns zum Schimpf *abaré* nennen.“ Und er erläutert auch, warum: „Die Tugend der Jungfräulichkeit, der Keuschheit und des Zölibats ist ihnen derartig unbekannt, daß sie sie früher für ein Unglück hielten und für ein großes Glück den Überfluß an Frauen, Nachkommenschaft und Familie.“ Der gute Pater fügt die richtige Bemerkung an, die Tatsache, daß die Indianer dem Pay Zumé den Spottnamen Pay Abaré gegeben hätten, sei der Beweis dafür, daß es sich um einen christlichen Priester gehandelt habe. Niemals hätten die „Alten, die Zauberer und Hexenmeister ... die das Wort Pay für sich in Anspruch nahmen“, dasselbe mit *abaré* getan, ein Wort, das durchaus beleidigenden Sinn hat.

Dieser Beiname hilft uns zu erklären, warum der Missionar bei den Guaranís nicht mehr Erfolg hatte. Die Erinnerung an ihn wurde mit dem Abstand der Zeit verklärt. Aber als er bei ihnen predigte, bereiteten sie ihm unzählige Schwierigkeiten und versuchten mehr als einmal, seinem Leben durch einen Giftpfeil ein unauffälliges Ende zu bereiten, wie Pater de Nóbrega in seinem Brief von 1552 berichtet. Die Jesuiten waren später in dieser heiklen Frage der Keuschheit weit großzügiger . . .

3. Thunupa, der weiße Apostel Perus

Möglicherweise nach einem jener unerfreulichen Zwischenfälle verschwand Pay Zumé eines schönen Tages aus Paraguay. Unter dem Namen Thunupa taucht er in Peru wieder auf. Im nächsten Kapitel werden wir den Weg untersuchen, dem er folgte, um dorthin zu gelangen. Im Augenblick genügt es, festzuhalten, daß er — immer nach den Chroniken — in den heute bolivianischen Provinzen Tarija und Santa Cruz wiederauftaucht. Dr. Francisco de Alfaro, zitiert von Pater Lozano⁴⁶, schreibt: „Als ich das Gouvernement Santa Cruz de la Sierra besuchte, wußte ich, daß in dieser ganzen Gegend von einem Heiligen gesprochen wurde, den man Pay Zumé nannte, und der über Paraguay von weither gekommen war . . .“

Der Pater Ramos⁴⁷ wird noch genauer: „Was ich von neugierigen Personen über diesen ruhmreichen Heiligen sprechen hörte, dessen genauen Namen man nicht weiß, ist, daß er über Brasilien, Paraguay und Tucumán (im

Dieser Beiname hilft uns zu erklären, warum der Missionar bei den Guaranís nicht mehr Erfolg hatte. Die Erinnerung an ihn wurde mit dem Abstand der Zeit verklärt. Aber als er bei ihnen predigte, bereiteten sie ihm unzählige Schwierigkeiten und versuchten mehr als einmal, seinem Leben durch einen Giftpfeil ein unauffälliges Ende zu bereiten, wie Pater de Nóbrega in seinem Brief von 1552 berichtet. Die Jesuiten waren später in dieser heiklen Frage der Keuschheit weit großzügiger . . .

3. Thunupa, der weiße Apostel Perus

Möglicherweise nach einem jener unerfreulichen Zwischenfälle verschwand Pay Zumé eines schönen Tages aus Paraguay. Unter dem Namen Thunupa taucht er in Peru wieder auf. Im nächsten Kapitel werden wir den Weg untersuchen, dem er folgte, um dorthin zu gelangen. Im Augenblick genügt es, festzuhalten, daß er — immer nach den Chroniken — in den heute bolivianischen Provinzen Tarija und Santa Cruz wiederauftaucht. Dr. Francisco de Alfaro, zitiert von Pater Lozano⁴⁶, schreibt: „Als ich das Gouvernement Santa Cruz de la Sierra besuchte, wußte ich, daß in dieser ganzen Gegend von einem Heiligen gesprochen wurde, den man Pay Zumé nannte, und der über Paraguay von weither gekommen war . . .“

Der Pater Ramos⁴⁷ wird noch genauer: „Was ich von neugierigen Personen über diesen ruhmreichen Heiligen sprechen hörte, dessen genauen Namen man nicht weiß, ist, daß er über Brasilien, Paraguay und Tucumán (im

heutigen Argentinien) zu uns nach Peru kam.“ Aber der Pater Lozano⁴⁶ schließt seine Durchreise durch diese letztgenannte Provinz aus, unter der man damals den argentinischen Nordwesten von Córdoba bis zur bolivianischen Grenze verstand. Der Pater Antonio de la Calancha, ein Augustiner aus Peru, läßt den Apostel nach Peru gleichzeitig über Tucumán und Chile gelangen. Wir werden noch sehen, daß er sich in bezug auf das letztgenannte Land täuschte. All dies ist recht verworren, was man ganz und gar nicht von der peruanischen Überlieferung sagen kann.

Denn es handelt sich ohne jeden Zweifel um dieselbe Person, die, aus Santa Cruz kommend, auf dem Altiplano auftauchte, wo die Chronisten in den ersten Jahren der Konquista die Eingeborenenüberlieferungen zusammentrugen, in denen von ihr die Rede war. Jedoch nannte sie sich nicht mehr Pay Zumé, obwohl die Augustiner nach dem Beispiel der Jesuiten nicht lange zögerten, sie mit Sankt Thomas zu identifizieren und ihr den Namen Tumé beizulegen. Der Pater de la Calancha⁴⁸ gibt uns ein belustigendes Beispiel der in diesem Sinn gemachten Anstrengungen: „Nachdem er durch Brasilien gezogen war, wo man ihn Tomé nannte, wurde er in allen Provinzen von Paraguay bis Tarija . . . Tumé oder Tunume genannt, wie wir noch sehen werden.“ Wir sehen gar nichts, denn der Chronist kommt auf das Thema nicht mehr zurück. Dagegen erläutert er uns den philologischen Ursprung des Namens Tunupa: „Die Indianer verstümmelten den Namen Thomas indem sie das o wie u aussprachen.“ Zur Begründung führt er die Heilige Schrift an, in der bezeugt sei, daß Gott bescheidenen Namen wie Abraham oder

Johannes durch Weglassen oder Hinzufügen von Buchstaben Glanz verliehen habe. Er überzeugt uns nicht.

Aber nicht alle Chronisten in Peru waren von dieser Art, im Gegenteil, es fehlten unter ihnen, wie in Paraguay, auch die Skeptiker nicht. Sarmiento de Gamboa⁴⁹ z. B. geht mit dem Aymará-Mythus von der Schaffung der Welt durch einen weißen Gott scharf ins Gericht:

„Diese lächerliche Fabel von Barbaren“, sagt er. Cieza de León sieht eine Statue im Tempel von Cacha, von der „die Spanier versichern, daß sie irgendeinen Apostel darstellen könne“, wobei sie sogar behaupten, daß sie einen Rosenkranz in den Händen halte, „was albern ist, oder ich habe keine Augen im Kopf . . . Wenn dieser oder ein anderer einer der ruhmreichen Apostel gewesen ist, der zur Zeit seines Predigens durch diese Lande kam, dann weiß der allmächtige Gott dies — ich nicht . . . ich glaube, daß bis zu unseren Zeiten das Wort des Heiligen Evangeliums hier nicht gehört wurde.“ Und der Pater Ramos, der stets von einem Heiligen spricht, aber sich hütet, ihn je bei einem christlichen Namen zu nennen, zögert nicht (wir werden davon noch ein Beispiel geben), verschiedene Meinungen wiederzugeben, die seiner eigenen Theorie widersprechen.

Wie dem auch sei, ist es eine Tatsache, daß im alten Inka-imperium niemand je von Tumé gesprochen hat. Wenn die Chronisten die Eingeborenenüberlieferungen zitieren, erwähnen sie den „Heiligen“ unter vielen Namen: Tunupa, Tonapa, Taapac, Tarapaca, Viracochapacha, Arunau und viele andere mehr. Aber der erstgenannte kommt am häufigsten vor. Pachacuti Yamqui Salcamayhua⁵⁰, der von Juan de Santa Cruz die Taufe empfing,

schreibt jedoch den Namen in einer von der spanischen Orthographie abweichenden Form. Dieser hispanisierte Indianer war ein hochkultivierter Mann, der Quichua und Aymará, die beiden Eingeborenensprachen des Altiplano, gründlich beherrschte und daher besser als irgend ein anderer die Überlieferungen seiner Heimat kannte. Er schreibt den Namen des Apostels: Thunupa. Die Verbindung der Buchstaben t und h gibt es im Spanischen nicht. Das im Quichua aspirierte h dem t von Tunupa hinzuzufügen, kann nur die Absicht und das Ergebnis haben, einen ähnlichen Effekt wie das englische (oder norwegische) th zu erzielen, einen Laut, den es auch in der Sprache Perus gibt. Gehen wir weiter: das Wort *thul* hat in diesem Zusammenhang einen sehr bezeichnenden Sinn — nicht in Quichua, aber in Dänisch. Es bedeutet Priester, Prophet, ja Oberer eines religiösen Ordens. Und *Gnupa* ist einer der im mittelalterlichen Skandinavien häufigsten Vornamen. Von Thul Gnupa zu Tunupa ist nur ein Schritt, besonders wenn man die geschlossene Sprechweise der Indianer vom Altiplano berücksichtigt. Und Thunupa wieder klingt an Zumé an, da das z in einigen Gegenden Spaniens ganz ähnlich ausgesprochen wird wie das englische th.

Niemand ist philologischen Auslegungen oder gar „Beweisen“ gegenüber mißtrauischer als wir. Wir müssen jedoch zugeben, daß es ganz und gar nichts Ungewöhnliches wäre, wenn in einer dänischen Kolonie des Mittelalters ein Priester den Titel *thul* und dazu den Vornamen *Gnupa* trägt, handle es sich nun dabei um seinen wirklichen oder einen solchen, den ihm die Männer von Tiahuanacu in ihrer Sprache gaben. Salcamayhua übernimmt es, unsere

letzten Zweifel zu zerstreuen. Er erklärt genau, daß der Apostel *Thunupa Vihinqira* und *Thunupa Varivillca* genannt wurde. *Quira* oder *kira* (in der modernen Schreibweise des Quichua) heißt Sohn oder im erweiterten Sinne Nachkomme. Und *vihink* ist unter Berücksichtigung des doppelten Umstandes, daß das h im Quichua aspiriert wird, und daß k und g gegeneinander austauschbar sind, dasselbe wie *viking*. Priester Gnupa, Sohn des Wikingers — könnte man sich eine klarere Definition wünschen? Was nun Varivillca betrifft, so haben wir den Eindruck, daß Salcamayhua den Piräus für einen Mann hielt, wie La Fontaine sagt. Dies Wort kommt tatsächlich von zwei skandinavischen Vokabeln: *vari*, Wächter, von dem sich der Name der berühmten Waräger ableitet, der Wikinger, die Rußland eroberten, ebenso wie Varinga³², der mythische Held der Maoris, und *virke*, Festung, woraus *vilka* (nach heutiger Schreibweise *huilka*) in der Quichuasprache wurde. *Thunupa Varivillca* würde also so etwas bedeuten wie Schützende Festung des Priesters Gnupa, eine Zufluchtsstätte, deren der Heilige, wie wir sehen werden, dringend bedurfte.

Haben wir die Gewißheit, daß Thunupa ein Priester war und zwar ein christlicher? In dieser Beziehung gibt es bei den Chronisten auch nicht den geringsten Zweifel, selbst wenn sie sich — wie Cieza de León⁵¹ — weigern, ihn mit Sankt Thomas zu identifizieren, oder — wie Pater Ramos⁴⁷ — nicht zögern, die gegenteilige Ansicht dieses oder jenes Geistlichen zu zitieren, der in ihm nichts anderes sehen will, als einen „dem Heiligen mißgünstigen“ Zauberer, „so wie Sankt Peter als Widersacher und Nebenbuhler den bösen Simon“ hatte, um den Lizenziaten

Bernabé Sedeño zu zitieren, den Pfarrer und Benefiziaten von Carabuco. Thunupa reiste unermüdlich durchs Land und predigte überall „das Gesetz Gottes“⁴², lehrte die Indianer, zu denen er „liebvoll und mit viel Sanftmut“⁵² sprach, die Nächstenliebe und Wohltätigkeit, hielt ihnen ihre Laster vor und ermahnte sie, nicht mehr als eine einzige Frau zu haben. Überall bekämpfte er den Sonnenkult⁵³ und zerstörte dessen Sinnbilder. Überall auch kümmerte er sich um die Kranken, gab den Blinden das Augenlicht zurück⁵¹, trieb die bösen Geister aus⁵⁰, ließ über die Gottlosen das Feuer des Himmels niedergehen⁵¹, und zwar so heftig, daß die verbrannten Steine so leicht wie Korken wurden^{51 54}. Es ist wahrscheinlich, daß all dies von den Indianern und den Missionaren ein wenig „aktualisiert“ wurde. Aber selbst wenn man das Bild Thunupas aller Ausschmückungen „apostolischer“ Phantasie entkleidet, bleibt es doch jedenfalls das eines christlichen Predigers.

Dasselbe ist auch mit seiner leiblichen Erscheinung der Fall. Alle Chronisten, die ihn erwähnen, beschreiben ihn als einen schlanken, hochgewachsenen Mann mit blauen Augen und Bart. Oliva erwähnt, daß er gewelltes Haar gehabt habe; Ramos behauptet unter Berufung auf das Zeugnis des Erzbischofs Toribio Alfonso Mogrovejo, er habe einen roten Bart gehabt; nach Betanzos trug er kurzes Haar und eine Tonsur wie die Priester, während Salcamayhua ihn mit langem grauen Haar und als Greis erscheinen läßt. Manchmal trug er — nach Salcamayhua⁴⁹ und Betanzos⁵⁴ — ein Priestergewand oder eine gegürtete Tunika, die „ihm bis auf die Füße reichte“, eine weiße — wie der Letztgenannte präzisiert; bei anderer

Gelegenheit soll er — nach Ramos⁴⁷ — „fast wie die Indianer“ gekleidet gewesen sein, oder er trug — nach Oliva⁵³ — ein maulbeerfarbenes Leibchen und einen karmesinroten Umhang, was ihm in etwa das Aussehen eines Bischofs gegeben haben mag. Zuweilen wird er — von Salcamayhua⁴⁹ und Betanzos⁵⁴ — mit einem Brevier in der Hand oder — von Salcamyhua⁴⁸ und Ramos⁴⁷ — mit einem Hirten- oder Pilgerstab beschrieben. Immer aber flößt seine äußere Erscheinung Achtung und Verehrung ein.

Die wenigen Abweichungen, die aus diesen im Wesentlichen übereinstimmenden Beschreibungen hervorgehen, können auf die Überlieferung zurückgeführt werden, die — je nach der Region — durch eine lange mündliche Weitergabe vielfach deformiert wurde, oder auch auf die mit Zeit und Ort wechselnden Umstände seines Auftretens. Es wäre ganz und gar nicht undenkbar, daß Thunupa die Kleidung wechselte oder sich das Haar wachsen oder scheren ließ. Und daß er älter wurde, ist nur natürlich. Trotzdem bleibt ein Zweifel. Handelte es sich um eine einzige Person oder um verschiedene? Die Chroniken geben uns die Antwort: „Er ging seit langem nach dem Norden . . . auf dem Weg über die Berge und wurde niemals wieder gesehen“, schreibt Cieza de León⁵¹. Die Indianer erzählen, „daß sie nach einiger Zeit wieder einen anderen ähnlichen Mann zu sehen bekamen, dessen Namen sie nicht berichten“. Der Pater Ramos⁴⁷, der lang und breit und nicht ohne Widersprüche von den Reisen des Apostels berichtet, wagt es nicht, seinen genauen Reisezug zu beschreiben und meint, daß die von ihm geschilderten Ereignisse „sich sehr wohl zu verschiedenen Zeiten

zugetragen haben könnten“. Der Pater de la Calancha⁴⁸ wird schon etwas präziser, wenn er „zwei Prediger“ erwähnt, den Meister, Thunupa, und den Schüler, Tapac, aus dem die Indianer den Sohn des Ersteren machten, was „in ihrer Sprache nicht den leiblichen Sohn, sondern einen väterlich angenommenen bedeuten kann“. Betanzos⁵⁴ seinerseits, der vom Vizekönig Don Antonio de Mendoza damit beauftragt worden war, die Frage zu untersuchen, spricht schon 1551, das heißt also weniger als zwanzig Jahre nach Beginn der Konquista, von den *viracochas* in der Mehrzahl und berichtet, daß ihr Chef, Con Tisci Viracocha, zwei von ihnen ins Innere des Landes geschickt habe, den einen nach dem Norden, den anderen nach dem Süden, während er selbst nach Cuzco ging.

Hier nun ergibt sich ein neues Problem. Betanzos bezieht sich in der Tat auf den Mythos der Aymará von der Schöpfung der Welt durch einen weißen Gott, den er mit seinem dänischen und von den Quichua nur leicht deformierten Namen erwähnt: Huirakocha (die Spanier schrieben Viracocha) von *hvitre*, weiß, und *god*, Gott. Wir haben in *Des Sonnengottes große Reise*¹ gesehen, daß sich dieser Mythos auf die historische Tradition vom Eintreffen einer Gruppe von Wikingern auf dem Altiplano gründete, die das Gebiet zivilisierten, und daß in den Köpfen der Indianer Mythos und Überlieferung nicht immer scharf voneinander getrennt waren. Dieselbe Verwirrung herrscht in bezug auf Thunupa. Denn es kann kein Zweifel daran bestehen, daß er es ist, den uns Betanzos unter dem Namen Con Tisci Viracocha beschreibt, das heißt dem des weißen Gottes: „Es war ein Mann von hohem Wuchs, gekleidet in ein weißes Priestergewand, das ihm

bis auf die Füße ging, und er trug sein Gewand gegürtet; und das Haar trug er kurz und eine Tonsur auf dem Kopf nach Art der Priester; und er schritt bloßen Hauptes einher und in der Hand hielt er etwas, was man heute ein Brevier nennen würde, wie es die Priester bei sich tragen.“ Dieselbe Verwirrung haben wir an anderer Stelle¹ in bezug auf Quetzalcóatl, den weißen Gott der Nahuas, festgestellt, den uns die Überlieferung einmal als Krieger, ein anderes Mal als Priester vorstellt, während bei den Mayas die beiden Personen vollkommen getrennt voneinander erscheinen.

Später, wenn die Zeugnisse sich vervielfacht haben, wird die Unterscheidung einfacher. Im Jahr 1636 ist der Pater de la Calancha⁴⁸ in dieser Hinsicht eindeutig: Thunupa trug nicht den Namen „Viracocha, wie der Pater Fr. Gregorio García vorgibt, den man dem ersten beilegte, der nach der Sintflut aus dem Norden kam, um diese Neue Welt mit anderen zu bevölkern, die ihn begleiteten, und den sie mit der Zeit als Gottheit verehrten“. Die Erklärung ist vollkommen. Wir haben es mit zwei Personen-gruppen zu tun: auf der einen Seite die heidnischen Wikingier, die im 11. Jahrhundert aus dem Norden übers Meer kamen, und deren Chef, Huirakocha, zum Gott wurde; auf der anderen Seite Thunupa, der christliche Priester, und seine Jünger, die den Altiplano über Brasilien, Paraguay und Santa Cruz erreichen, ohne daß verschiedene, zeitlich aufeinander folgende Züge christlicher Priester ausgeschlossen sind, die in den Überlieferungen der Eingeborenen vereinheitlicht und mystifiziert und mit dem Namen eines derselben belegt wurden. Das einzige, was wir im Augenblick sicher wissen, ist, daß ein solcher

Evangelisations-Zug im 13. Jahrhundert stattfand, wie wir in unserer vorhergehenden Arbeit¹ festgestellt haben. Das bestätigt uns Salcamayhua⁵⁰, indem er berichtet, daß Thunupa während einer seiner Evangelisations-Reisen eines Tages in die Ortschaft Apo-Tampu (oder Pakkari-Tampu) gelangte. Der örtliche Häuptling, Vater des zukünftigen ersten Inka-Kaisers Manko Kapak, empfing ihn freundschaftlich, nicht so die Bevölkerung. Der Gast wurde im Hause des Häuptlings untergebracht, schenkte ihm ein Stück seines Stabes und konnte sich dank seinem Einfluß Gehör verschaffen. Manko marschierte gegen das Jahr 1300 auf Cuzco. Die Begegnung zwischen seinem Vater und Gnupa kann also nur in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stattgefunden haben, jedenfalls vor 1290, als die Dänen auf der Sonneninsel geschlagen wurden.

Die Annahme, daß die verschiedenen Züge katholischer Priester mit der Zeit zu einem einzigen unter dem gleichen Namen verschmolzen worden sind, darf uns nicht überraschen, da ja auch die Gruppe des Huirakocha nicht die einzige ist, die in heidnischer Zeit erwähnt wird, obwohl man fast ausschließlich nur von ihr spricht. Wir verdanken tatsächlich Cieza de León⁵² einen sehr merkwürdigen, aber höchst aufschlußreichen Bericht über eine Landung von Riesen, die in einer nicht näher bezeichneten Zeit die Gegend verheerten. Sie fand auf der Landzunge von Santa Elena in der Nähe von Puerto Viejo im heutigen Ekuador statt, genau dort, wo sich die Männer von Tiahuanacu nach ihrer Niederlage von 1290 einschifften. In dem Bericht heißt es: „Die Einheimischen berichten aufgrund von Erzählungen, die sie von ihren Eltern hör-

ten, auf die sie ihrerseits vor noch viel längerer Zeit überkommen waren, daß einige (sehr) große Männer in Flößen aus Binsen in der Art großer Schiffe über das Meer kamen . . .“ Es folgt eine furchterregende Schilderung dieser Riesen — „der Volksmund . . . übertreibt stets“, erklärt Cieza —, die die Besitzungen der Indianer plünderten, ihnen ihre Frauen raubten, da sie selbst keine solchen mitgebracht hatten, aber auch tiefe Brunnen aushoben und „viel Fische im Meer mit ihren Netzen und Apparaten fingen“.

Daß diese Riesen sich der Sodomie hingaben, „da ihnen Frauen fehlten und die Eingeborenen ihres Körperwuchses wegen nicht zu ihnen paßten, oder weil es ein unter ihnen verbreitetes Laster war“, und daß sie dafür durch das Feuer vom Himmel gestraft wurden, interessiert uns nicht sonderlich. Die Geschichte zeigt sich dem Feind gegenüber nie besonders wohlwollend. Aber ein grundsätzlicher Punkt erweckt unsere Aufmerksamkeit: die besondere Eigenheit der Schiffe, mit denen die Riesen kamen, Flöße aus Binsen, die die Form großer Schiffe hatten. Niemals hat — trotz Thor Heyerdahl — irgendein Volk auf dem Meer Schiffe dieser Art benutzt, wie sie vor Jahrtausenden auf dem Nil üblich waren und wie man sie auf dem Titicacasee noch heute sehen kann. Es handelt sich tatsächlich um Flöße, da sie aus Bündeln von Binsen gemacht sind, die miteinander verbunden wurden, ohne sie zu kalfatern (abzudichten). Aber sie haben die Form von Schiffen. Mehr noch, mit ihrem hochgezogenen Bug und Heck und ihrem quadratischen Segel ähneln sie von weitem einem Drakkar. Die Indianer kannten nur die flachen Flöße aus Holzstämmen und die typischen Binsenschiffe

vom Titicacasee. Die Schiffe der Giganten hatten dieselbe Form wie diese letzteren. Daraus schlossen sie, daß sie in derselben Technik und aus demselben Material gemacht waren. Es scheint, daß die fraglichen Riesen nichts anderes als Wikinger waren.

Diese Auslegung wird durch einen kurzen Satz des Paters Buenaventura de Salinas y Córdova⁵⁵ bestätigt, der als Sekretär des Vizekönigs von Peru im 17. Jahrhundert „die Greuel gewisser Riesen, die die Küste entlang von der Meerenge kamen“, erwähnt. Schon im 16. Jahrhundert hatte der Pater Miguel Cabello de Balboa⁵⁶ unter den Indianern in Chile eine Überlieferung verzeichnet, die die gleichen geographischen Angaben enthält. Aber hier handelte es sich nicht um Riesen, sondern um weiße Männer von priesterlichem Aussehen, die „von der Meerenge, die wir Magallanes-Straße nennen“, gekommen waren.

Priester oder Riesen — wer konnten diese Seefahrer sein, die vor dem 16. Jahrhundert vom äußersten Süden die Pazifikküste entlangfuhren und in Chile und Ekuador an Land gingen? Um diese Frage zu beantworten, genügt ein Blick auf die Karte von Martin Waldseemüller (s. Abb. 31), die zeigt, daß man gegen Ende des 15. Jahrhunderts oder spätestens in den zwei oder drei ersten Jahren des 16. in Europa die genauen Umrisse Südamerikas kannte. Die Angaben, um sie aufzuzeichnen, konnten nur von Europäern stammen, die die Küsten des auf der Karte wiedergegebenen Subkontinents in ihrer vollen Ausdehnung umschifft, das heißt auch durch die Magellanstraße oder um das Kap Horn herum gefahren waren. Nun, die einzigen Europäer, auf die dies zutrifft, waren die Dänen von Tiahuanacu.

Wir sind durch all dies ein wenig von Thunupa abgeschweift, dem Pater Gnupa und seinem Apostolat auf dem Altiplano. Wir haben an anderer Stelle¹ gesehen, daß sein Wirken Erfolg hatte, da Tiahuanacu zur Zeit seiner Einnahme durch die Diaguitas von Cari christlich war und die unter den Inkas erfolgte Rückkehr zum Sonnenkult nicht jede Spur des Katholizismus auslöschen konnte. Trotzdem war der Missionar in Peru wie in Paraguay unzähligen Verfolgungen durch die Indianer und möglicherweise sogar durch seine eigenen heidnischen Landsleute ausgesetzt. In Cacha versuchten sie, ihn zu steinigen⁵¹; in Yamquisupa wurde er brutal ausgetrieben⁵⁰; das Gleiche geschah in Pucara⁵⁰; in Carapucu (Carabuco), wo er die Tochter des Makuri, des blutrünstigen Fürsten, der das Land einte, getauft hatte, wurde er in den Kerker geworfen und zu einem schrecklichen Tod verurteilt⁵⁰; und in Sicasica zündeten sie den Strohsack an, auf dem er schlief. Stets entkam er wie durch ein Wunder. Eines Tages jedoch wagte er sich bis zur Sonneninsel. Hier ereilte ihn sein Ende. Er wurde von den Indianern — oder den Dänen? — gepfählt, die seine Leiche auf ein Floß banden⁴⁷ und es in „die große Lagune des Titicacasees stießen“. Ein wunderbarer Wind trieb das Gefährt an die Küste von Cachamarca, die sich auftat und das Floß einen Fluß entlang schwimmen ließ, der seit damals als Río Desaguadero, als Abfluß des Sees, bekannt ist. Das Floß „schwamm bis zu den Aullagas, wo sich die Gewässer in die Eingeweide der Erde ergießen“. Der Pater Oliva⁵³ gibt uns von dem gleichen Ereignis eine etwas verschiedene Schilderung: die Mörder schifften sich mit der Leiche ein, um diese auf einer verlassenen Insel zu lassen.

Aber ihr Boot kenterte mitten auf dem See und verschwand für immer.

Auch dieser Märtyrertod war nicht umsonst. Der Christenglaube starb nicht mit dem, der ihn predigte. Ganz im Gegenteil. Die Erinnerung an Thunupa blieb wach, auch als sich zur Zeit der Inkas der Sonnenkult erneut durchgesetzt hatte. Kapak Yupanki, der fünfte Inka-Kaiser, entsandte eine Expedition nach dem Titicacasee, um von dort Wasser für die Taufe seines Sohnes Inka Roka zu besorgen, die während der Feierlichkeiten zum Fest des Thunupa⁵⁰ stattfinden sollte, einem Fest, das die Chroniken übrigens nur bei dieser Gelegenheit erwähnen. Das Wasser, das Thunupa „berührt hatte“, wurde in ein goldenes Gefäß gefüllt, das man mitten auf dem Platz Huacay-Pata von Cuzco aufstellte, um ihm Ehren zu erweisen. Auf Befehl des Kaisers wurde das Haus, das unser Apostel am Fuß eines kleinen Hügels nahe dem Fluß am Eingang von Jauja besaß, unter Denkmalschutz gestellt.

Außerhalb Perus begegnen wir nur einer verschwommenen Überlieferung, von der Pater de la Calancha⁴⁸ unter Bezugnahme auf den Mercedarier Andrés de Lara und seine Darlegungen über die Angelegenheiten Chiles berichtet: die alten Indianer erzählten, daß nach Berichten ihrer Vorfahren ein Mann in ihre Gegend gekommen sei, „gekleidet nach peruanischer Art mit Umhang, Leibchen und langem Haar, und daß er, nachdem er gepredigt habe, wieder fortgegangen sei...“ Folglich kam Pay Zumé nach Chile nicht auf dem Weg nach Peru, wie der Pater de la Calancha an anderer Stelle schreibt, sondern im Gegenteil aus Peru.

4. Die „Spuren“ des Apostels

Wir haben uns einen wichtigen Gesichtspunkt des uns beschäftigenden Problems bis zum Schluß dieses Kapitels aufgehoben: den der Fußabdrücke, die die Indianer den spanischen und portugiesischen Missionaren als Beweis für ihre Erzählungen zeigten, nicht ohne sie mit einer frommen Legende zu erklären. Tatsächlich sollen nach ihren Überlieferungen die Füße des Apostels und manchmal auch seiner Jünger im Gestein ihre Spuren hinterlassen haben, sei es nun an einem Ort, wo er wunderbarerweise den Verfolgungen seiner Feinde entging, sei es auf irgendeinem Felsen, von dem aus er zu predigen pflegte (s. Bildtafel VII).

In bezug auf Brasilien wird dies eigenartige Phänomen bereits von Nóbrega⁴² und Lozano³ hervorgehoben. An der Küste der Bahía de Todos los Santos (Bahia), in Itapúa, wurden zahlreiche solche Abdrücke, alle in Richtung aufs Meer, gefunden. „Fußspuren“ der gleichen Art sind in Cabo Frío reichlich vorhanden. In der Nähe, auf dem Feld von Paraiba, am Ufer des gleichnamigen Flusses, der etwa 60 km nördlich des fraglichen Ortes verläuft, sind sie von in Stein gehauenen Buchstaben begleitet, deren Sinn unbekannt ist. Der Pater Ruiz de Montoya⁴⁵ fügt hinzu, daß man die Spuren, die er auf einem hohen Felsen eine viertel Meile von der Ortschaft entfernt hinterließ, am Ende des Strandes von Santos sehen kann, wo Pay Zumé gegenüber der Sandbank von San Vicente an Land ging. Der Pater Lozano³ bemerkt, daß sie nicht eingegraben, sondern gemalt waren.

Der Pater Cataldino⁴¹ berichtet nach Eingeborenen-Über-

lieferungen, daß in der Nähe der Quellen des Flusses Pequirí (damals war nur der westliche Teil dieses Flußlaufes bekannt, dessen Quellen auf den zeitgenössischen Landkarten viel weiter westlich eingetragen sind, als wo sie sich tatsächlich befinden) gleichfalls Fußabdrücke zu sehen sind, insgesamt vier mit Sohle und Zehen, wie der Pater del Techo⁴² ergänzend bemerkt. Erwähnen wir ferner — nach dem Pater Lozano³ — die Spuren, die Pay Zumé am Ufer des Iguazú hinterließ, dort, wo er sich niederbeugte, „um seine müden Glieder ein wenig zu erfrischen“. In der Umgebung von Asunción schließlich, so berichtet der Pater Ruiz de Montoya⁴⁵, waren auf der Spitze eines Felsens zwei menschliche Fußspuren eingegraben, wobei die des linken vor derjenigen des rechten Fußes stand. Pater Lozano³ beschreibt das Megalith-Monument wie folgt:

„Im Bezirk Tacambú, etwa eine Meile von Asunción entfernt, befindet sich der Felsstein, der nach uralter und von undenkbarer Zeit überkommener Überlieferung aller Eingeborenen dem wundertätigen Meister dieser Zone als Kanzel diene . . . Er erhebt sich in drei Stufen, aber es ist nicht ein einziger Felsblock, sondern es sind mehrere, übereinander gelagerte, die durch andere Steine mit feiner Kante gehalten und verstärkt werden . . . Der oberste Felsstein ist der größte von allen und bietet zehn Personen Platz; seine Oberfläche ist glatt und auf ihr sind die Spuren der beiden mit Sandalen bekleideten Füße des heiligen Apostels tief eingedrückt, wie er auf den Paraguay-Fluß blickt . . . die außerordentliche Härte des Steines beseitigt jeden Zweifel darüber, daß diese Spuren künstlich vorgetäuscht worden sein könnten; denn sie ist derartig,

daß einige unserer Jesuiten, die im Jahr 1700 den Fels bestiegen, um das Wunder zu sehen und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, bei dem Versuch, einige Splitter des Gesteins loszuschlagen, drei ihrer guten Äxte schartig schlugen, ohne auf dem Gestein auch nur den kleinsten Kratzer zu hinterlassen.“

Die Kritiker unterließen es nicht, den Berichten von Ruiz de Montoya und Lozano sowie dem Zeugnis des Bischofs von Asunción, Dr. Lorenzo de Mendoza, den der Letztgenannte erwähnt, eine Ansicht von Fachleuten gegenüberzustellen, die der Pater José Quiroga⁵⁷ loyalerweise wiedergibt. Drei Geographen, der Fregattenkapitän Manuel Flores, der Leutnant zur See Atanasio Baranda und der Fregattenleutnant Alonso Pacheco hatten von den Spuren des Apostels Sankt Thomas gehört und wollten sich Gewißheit verschaffen, ob es sich wirklich um Fußabdrücke handeln könne. Sie besichtigten sie und erklärten bei ihrer Rückkehr, die Spuren hätten „nicht einmal irgendeine Ähnlichkeit mit menschlichen Fußspuren“. Diese Untersuchung ergibt zwei Tatsachen: Das Monument von Tacumbú mit seinen „Spuren“ existierte noch im Jahr 1753, dem Zeitpunkt des Sachverständigenberichtes. Und die fraglichen „Spuren“ stammten keineswegs von Menschenfüßen. In bezug auf diesen letzteren Punkt hatten wir von vornherein unsere Zweifel . . .

Vermerken wir weiter, daß man — nach Pater Lozano³ — von Asunción aus, den Paraguay-Strom flußaufwärts verfolgend, jenseits des Flusses Tapetí in 21 ° 50' südlicher Breite auf eine Reihe von Felsblöcken stößt, über die gewöhnlich die Fluten mit außerordentlicher Gewalt hinwegstürzen. Bei Niedrigwasser jedoch entdeckte

man in einen der Steine eingegraben die Spuren eines Menschen. Die Indianer hielten sie für diejenigen des Pay Zumé.

Neben den steinernen Fußabdrücken weisen die Chronisten Paraguays auf eine Höhle hin, die die Überlieferung mit dem weißen Apostel in Verbindung bringt. Sie ist auch heute noch recht bekannt und befindet sich in Paraguarí, etwa 100 km von Asunción entfernt. Nach verschiedenen Bekundungen, darunter derjenigen von Julio Ramón César, der sich als Ingenieur-Offizier und Mitglied der Grenzkommission 18 Jahre lang im Land aufhielt, hieß sie „Höhle des Apostels Sankt Thomas“. Sie hatte schon damals eigentlich nichts Besonderes, es sei denn, daß die Sonne durch eine Art Oberlicht zu ihr Zutritt hatte. Man glaubte in ihr einen Altar mit Pult und Leuchtern, eine Sakristei und eine Kanzel zu erkennen, von der aus der Apostel gepredigt habe. „Im Grundriß hat die Höhle nahezu die Form eines schiefwinkligen Rhomboid“, sagt César. „Ihre Decke ... wird von zwei verschieden geformten Steinen gebildet, deren einer mehr als zehn Ellen (etwa 8,5 m, Anm. d. Übers.) lang ist ... Die Seitenwände ... werden von einer gewaltigen Felsplatte aus dem gleichen und, wie ich vermute, mineralischen Gestein gebildet, sind aber glatt und glänzend wie in der prächtigsten Behausung ... (Das) Licht der Sonne ... dringt durch eine Öffnung über der rechten Seite des Eingangs zur Höhle, deren Schein man nur bemerkt, wenn man sich drinnen befindet ... Die großen Felssteine dieses Hügels wirken barockartig, sind senkrecht über und nebeneinander aufgeschichtet und von großem Umfang ...“ Diese Höhle war ganz offenbar eine Kultstelle, und das

Detail des in sie hineinfallenden Sonnenstrahls scheint darauf hinzuweisen, daß es sich um einen Sonnenkult gehandelt hat, mit dem also Pay Zumé nichts zu tun gehabt hätte. Die Beschreibung läßt einen unterirdischen zweispitzigen Dolmen (keltisches Steindenkmal, Anm. d. Übersetzers) vermuten. Vielleicht steht die Tatsache in einer gewissen Beziehung zu dem Tempel, der sich — nach der Schilderung Lozanos³ — auf dem Berg Natinguí in der Nähe des Yvytyrembá-Gebirges erhob. In dieser *Sancta Sanctorum*, wie sich der Chronist selbst ausdrückt, verehrten die Indianer die Gebeine eines gewissen Urubolí oder Urubumorotín, was im Guaraní weißer Rabe bedeutet. Überflüssig zu bemerken, daß in Paraguay wie überall die Raben im allgemeinen und die *urubús* — eine in ganz Südamerika weit verbreitete Spezies — im besonderen schwarz sind. Wer könnte also dieser Weiße Rabe sein? Ein heidnischer Priester weißer Rasse? Ein Gefährte von Pay Zumé, Europäer wie dieser?

Soweit wir wissen, wird nur ein einziges materielles Zeichen vom Zug des Apostels durch die Provinz Santa Cruz erwähnt. In Peru dagegen erscheinen die Spuren wieder häufig, wie der Pater Ramos⁴⁷ bezeugt. Man findet sie in Calango (im Tal von Cañeque), in Collano de Lampa, in San Antonio de Conilap (Departement von Chillaos), in der Provinz Chachapoyas (Alto Amazonas) und auf der Sonneninsel mitten im Titicacasee. Überall sind diese Spuren tief in den Felsen eingegraben.

Eine von ihnen, diejenige von Calango, ist uns durch den Pater de la Calancha⁴⁸ bekannt geworden, der zwei Beschreibungen des Steines, auf dem sie sich befindet, wiedergibt. Die erste verdanken wir dem Bruder Raimundo

Hurtado, dem Lehrer des Dorfes, der schreibt: „... ein sehr großer Felsstein von mehr als zwölf Fuß Länge an einem Vorsprung des Abhanges über einigen Absätzen wie die Stufen einer Leiter neben der Kirche und dem alten Pfarrhaus; auf diesem weißen, sehr glatten und polierten Felsstein, der von den anderen, die es hier gibt, sehr verschieden ist und glitzert wie Silber, wenn das Licht der Sonne oder des Mondes auf ihn fällt, befindet sich eine Fußspur ... eingedrückt, als wäre es weiches Wachs, und viele Buchstaben in Zeilen auf einer Seite.“

Das zweite Zeugnis ist präziser. Es ist in einem Bericht enthalten, den der Lizenziat Duarte Fernández, Inspekteur von Calongo, im Jahr 1625 an den Erzbischof Gonzalo de Ocampo schickte: „Dicht bei dem Ort, wo die alte Kirche stand, befindet sich der Stein, von dem die Überlieferungen so viel Althergebrachtes berichten. Es ist blauweiß glänzender Marmor; er ist zwölfteinviertel Ellen hoch, sechseinhalb Ellen lang und viereinhalb Ellen breit; die Sohle eines linken Fußes von mehr als 12 Punkten (span. Längemaß, Anm. d. Übers.) ist geformt und eingepreßt, darüber einige Zeichen oder Buchstaben in Linien laut meiner Zeichnung; weiter unten sind einige Kreise und schlüsselförmige Zeichen; die Indianer wollen sich über den Ursprung nicht äußern. Kazique war in Calango D. Juan Pachao, und dieser sowie ein anderer alter Indianer erklärten und gestanden nach einigen Erkundigungen, daß sich dieser Stein nach der Überlieferung ihrer Vorfahren in der allgemeinen Landessprache (dem Quichua, Anm. d. Verf.) *Coyllor Sayana* nenne, was heißt: Stein, wo der Stern Halt machte; und in der Muttersprache wurde er *Yumisca Lantacaura* genannt, was das Gewand

oder die Haut des Sterns bedeutet.“ Der Pater de la Calancha, der übrigens *Cantaucaro* (statt *Lantacaura*) schreibt, erklärt, daß nach Angaben der Indianer der Stern das Kleid des Heiligen gewesen sei. Er erregt sich darüber, daß der Inspektor „eine so verehrungswürdige Spur“ unter dem Vorwand zerschlagen ließ, daß die Indianer sie verehrten, wo es doch vollkommen genügt habe, daß ein Kreuz darauf errichtet wurde, um jede Götzenanbetung zu verhindern. Was aber für uns das Wichtigste ist: er reproduziert die Zeichnung, die der Bilderstürmer seinem Bericht beigelegt hatte (s. Abb. 14).

Stellen wir sogleich fest, daß es sich keineswegs um eine unzusammenhängende Sammlung primitiver Höhlenzeichnungen im Eingeborenenstil handelt, sondern um eine sorgfältige Darstellung in der Form eines altfranzösischen Wappenschildes von etwa 75 cm Höhe. In seiner Mitte sehen wir die fragliche Spur mit zwei Zeichen an jeder Seite, die vielleicht Schlüssel darstellen, wie Fernández annimmt, die aber auch die kleinen lateinischen Buchstaben d und b sein können; unten finden wir drei Kreise und einen Anker und oben elf oder zwölf Buchstaben. Die beiden ersten können runischen Ursprungs sein, während das vorletzte Zeichen in der ersten Reihe unzweifelhaft dem skandinavischen Runen-Alphabet angehört. Aber die beiden Zeichen, die die Spur beherrschen, sind zwei kleine lateinische x, so deutlich wie möglich gezeichnet, während die beiden Gruppen J C und die Gruppe J-C lateinische Monogramme zur Symbolisierung von Jesus Christus ahnen lassen, aber auch nicht mehr. Jedenfalls entbehrt die gesamte Zusammenstellung für uns eines deutlich erkennbaren Sinnes. Aber sie steht ohne Frage in Ver-

bindung mit den Dänen von Tiahuanacu — die Indianer der inkaischen Zeit kannten noch keinen Anker — und sehr wahrscheinlich mit dem Pater Gnupa. Das scheinen die Mischung von lateinischen und Runen-Buchstaben einerseits und die mittelalterliche und ganz besonders französische Form des Wappens zu verraten.

Was bedeuten diese Spuren, die sich immer gleichen, die sich stets gut sichtbar auf einem Felsstein — mit Ausnahme nur desjenigen am Río Paraguay — befinden, und die, sind es zwei, voreinandergesetzt sind, als ginge jemand in eine bestimmte Richtung? Ist es wirklich nur ein Zufall, daß wir sie nicht nur auf der Reiseroute des Paters Gnupa finden, sondern auch in den Außenbezirken, den Marken des Imperiums von Tiahuanacu, auf dem Hochland von *Cundinamarca* (Kondanemarka, der Dänischen Mark des Königs oder der Edlen auf norwegisch), in Itoco Tocoreguá und Ubeque — nach Pater Lozano³ — und in Chile, 26 Meilen von Santiago entfernt, wie der Pater Andrés Lara nach Zitat durch den Pater de la Calancha⁴⁸ berichtet? Diese Fragen sind höchst einfach zu beantworten. Jiménez de la Espada⁵⁹, der sich mit dem Mythos des Sankt Thomas identifiziert, tut es, ohne sich dessen bewußt zu sein, wenn er erwähnt, daß die Skandinavier Zeichen dieser Art benutzten, um auf ihren Straßen eine bestimmte einzuschlagende Richtung zu kennzeichnen. Genau darum handelt es sich. Für die Wikinger bedeuten eine oder zwei Fußsohlen, die gut sichtbar in einen Felsen gemeißelt oder auf diesen gemalt waren, das gleiche wie die Pfeile auf unserer heutigen Straßenbeschilderung. Es ist also alles andere als überraschend, daß Zeichen dieser Art, manchmal von herkömmlichen, wenn auch für uns

Heutige unverständlichen Beschriftungen begleitet, an den Orten gefunden wurden, die Pay Zumé auf seiner Evangelisationsfahrt berührte. Er hatte sie dort nicht hinterlassen, er war ihnen gefolgt. Es ist daher auch ebenso wenig überraschend, daß man sie auch an Stellen fand, wo er nicht hinkam, einschließlich Mexiko.

Der Pater Ramos⁴⁷ erbringt noch mehr materielle Beweise für die Evangelisation Thunupas in Peru. Der erste ist das berühmte Kreuz von Carabuco. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bald nachdem die Spanier das Gebiet besetzt hatten, erhielt der Pater Sarmiento, Pfarrer der indianischen Ortschaft dieses Namens — der sich ursprünglich und korrekter Carapaku schreibt — die Information, daß sich in der Umgebung, am Ufer des Titicacasees, ein vergrabenes Kreuz befinde. Im Verlauf einer Stammesfehde zwischen den rivalisierenden Urinsayas und Anansayas hatten diese Letzteren dem Gegner vorgeworfen, früher einmal einen Heiligen gesteinigt und versucht zu haben, das Kreuz, das er mit sich führte, zu verbrennen. Aber sie, die Anansayas, hätten das Kreuz sichergestellt und verborgen. Einige junge Leute beeilten sich, den Pfarrer davon zu benachrichtigen. Nach einer anderen Version sei dieser durch seinen Kirchendiener informiert worden, der seinerseits die Angabe von einer Frau gelegentlich „eines Festes und Saufgelages“ erhalten habe⁶⁰. Schließlich kann der Informant auch ein Indianer gewesen sein, der sich eine Belohnung erhoffte.

Wie dem auch sei, ordnete der Pater Sarmiento Ausgrabungen an der angegebenen Stelle an und entdeckte tatsächlich ein Kreuz von etwa sechs Fuß Länge, das zwei kupferne Nägel und einen Ring aus dem gleichen Metall

trug. Der Bischof von Charcas, Alonso Ramírez de Vergara, nahm sich der Angelegenheit an. Das Ergebnis seiner Nachforschungen muß befriedigend gewesen sein, denn er ließ an dem Fundort eine Kapelle bauen und genehmigte die Anbetung des gefundenen Kreuzes. Ja, er ließ die Ausgrabungen fortsetzen, und es kam dabei noch ein dritter Nagel zu Tage, der nach Charcas gebracht wurde. Mittlerweile hatten sich die Zungen der Indianer gelöst, die keine Bedenken mehr trugen, zu berichten, was sie aus ihren Überlieferungen wußten: Ein Heiliger hatte das Kreuz zu ihnen gebracht und es auf dem Gipfel eines Berges aufgepflanzt, den die Eingeborenen für ihre heidnischen Opferzeremonien benutzten. Als die Spanier in ihr Land eindrangten und sie feststellten, daß diese überall Kreuze zum Zeichen ihrer Besitzergreifung von dem Land aufrichteten, hatten sie ihr altes Kreuz niedergerissen und versucht, es zu vernichten. Aber es widerstand dem Feuer, und die Versuche, es im See zu versenken, schlugen ebenso fehl. So sehr sie es auch mit Steinen belasteten, es tauchte immer wieder auf. So beschlossen sie, es zu vergraben.

Salcamayhua⁵⁰ wird noch genauer: Der Heilige, der eines Tages auf dem Altiplano mit einem Kreuz erschien, das er in den Anden von Caravaya (im Osten des Titicacasees) hergestellt hatte, war niemand anders als Thunupa. Und der Pater del Techö⁴² fügt hinzu, daß in Peru und den angrenzenden Gebieten niemand jemals ein ähnliches Material gesehen habe wie das, aus dem das Kreuz gemacht war, und daß der Pater Ruiz de Montoya daher annehme, daß es aus Brasilien stamme, wo es Bäume dieser Art gäbe, und daß es über Guayrá und Paraguay nach hier gelangt sei.

Muß man auch einem „frommen“ Betrug argwöhnen, obwohl er diesmal nicht den Jesuiten zugeschrieben werden kann? Bandelier⁶², der das Problem von Grund auf untersuchte und sich dazu sogar im Jahr 1897 nach Carabuco begab, stellt mit Recht fest, daß die Überlieferungen der Eingeborenen, die sich auf das Kreuz beziehen, und die nicht nur von Priestern wiedergegeben werden, sondern auch von weltlichen Wissenschaftlern wie Simón Pérez de Torres⁶³ und Cristóbal de Jaque de los Ríos de Macaned⁶¹, nicht erfunden sein können, da sie ja den Indianern zum Nachteil gereichen. Der Pater Uría⁶⁰ beschreibt übrigens zwei Gemälde sehr primitiver Art, die die Kapelle von Carabuco schmückten und die Szenen darstellten, aus denen hervorgeht, daß man die Frau, von der der Kirchendiener des Pater Sarmiento den ersten Hinweis erhalten hatte, der Folter unterziehen mußte, damit sie den Ort preisgab, wo das Kreuz vergraben war.

Hier noch ein merkwürdiges Detail, das nicht ohne Interesse ist: Als Thunupa nach Carabuco kam, brachte er nicht nur ein Kreuz mit, sondern auch „ein kleines Kästchen, daß nach einigen Überlieferungen auf einem der Hügel von Carabuco vergraben worden sein soll“, wie Pater Ramos⁴⁷ berichtet, dessen Verständnislosigkeit seinen guten Glauben beweist. Denn dieses „kleine Kästchen“ kann nichts anderes gewesen sein als ein mittelalterliches Brevier mit metallnem Verschuß wie dasjenige, das Betanzos⁵⁴ in die Hände von Viracocha legt (den er, wie wir gesehen haben, mit dem christlichen Prediger des 13. Jahrhunderts verwechselt), oder wie es der „Mönch“ von Tiahuanacu¹ trägt, jene Statue, die nur nach den Angaben des Pater Gnupa oder eines seiner Be-

gleiter von den Indianern in Stein gehauen werden konnte.

Der andere Beweis, den der Pater Ramos erbringt, ist noch interessanter. Es handelt sich um eine anscheinend nahtlose Tunika von schillernder Farbe und zwei „Ojota“-Sandalen (peruanisches Eingeborenen-Schuhwerk, Anmerkung d. Übers.) von 14 Punkten Größe und sehr zierlicher Herstellung, die mit der Asche des Vulkans von Arequipa bis zum Hafen von Quilca geschleudert wurden“. 50 Jahre später fügt der Pater del Techo⁴² ein bezeichnendes Detail hinzu, indem er in seinem lateinischen Text eine *„vestem inconsutilem incognitae materiae inter deflagrantis montis cineres inventam“* („ein nahtloses Gewand aus unbekanntem Material, gefunden in der Asche eines Vulkans“) erwähnt. Ein nahtloses, schillerndes und unbrennbares Gewand, aus einem im präkolumbianischen Südamerika unbekannten Material gemacht — es gibt nur einen einzigen Gegenstand, auf den diese Definierung zutrifft: das Ringpanzerhemd, das den wesentlichsten Bestandteil der Kriegsbekleidung der Normannen darstellte, das aber den Wikingern unbekannt war, und das die Spanier, die eiserne Panzer trugen, schon seit den Zeiten der Konquista nicht mehr benutzten. Dasjenige, das die Chronisten erwähnen — und sie können es kaum erfunden haben, denn sie wissen ganz offenbar nicht, wovon sie sprechen — muß dem Pater Gnupa gehört haben, obwohl es im Mittelalter auch andere Priester gab, die das Waffenhandwerk ausübten. Aber sicher ist es mit ihm zusammen nach Südamerika gekommen.

5. Die Christianisierung von Tiahuanacu

Die Analyse der von den Chronisten und Missionaren zusammengetragenen Eingeborenen-Überlieferungen gibt uns die Erklärung für das Vorhandensein eines christlichen Elementes im präkolumbianischen Südamerika und bestätigt uns das Datum, zu dem dieser Beitrag erfolgte. Das Übereinstimmen gewisser Skulpturen von Tiahuanacu mit einigen Bildern — im mittelalterlichen Sinn des Ausdruckes — der Kathedrale von Amiens hat uns zu der Schlußfolgerung¹ geführt, daß in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Verbindung zwischen Europa und dem Altiplano bestanden hat. Jetzt wissen wir, daß es sie gab. Wir haben sogar einige genaue Angaben über die Person, die sie herstellte.

Der *thul* Gnupa, wie die Dänen vom Titicacasee den Pater Gnupa nannten, war ein katholischer Geistlicher — möglicherweise ein Mönch, nach der Art seiner Anrede und seines Haarschnitts zu urteilen — der in San Vicente an Land ging und, auf seinem ganzen Weg predigend, durch Guayrá und Paraguay eine Marschroute verfolgte, die auf skandinavische Weise markiert war, und die ihn nach Tiahuanacu führte. Auf seinem Weg stieß er auf ernsthaften Widerstand: weder die heidnischen Nachkommen der Wikinger, noch die indianischen Eingeborenen konnten gutwillig Dogmen und vor allem Gebräuche annehmen, die ihrem Glauben widersprachen und ihre Lebensart störten. Nach den Ergebnissen zu urteilen, gelang es ihm jedoch trotz aller Schwierigkeiten, sich auf dem Altiplano durchzusetzen.

Der Pater Gnupa war nicht allein gekommen. Die Über-

lieferungen erwähnen bei verschiedener Gelegenheit seine Jünger. Vielleicht haben sie sogar unter dem Namen einer einzigen Person, die sich in einen Mythos verwandelte, verschiedene, ja aufeinanderfolgende Prediger zusammengefaßt. Einer von ihnen gelangte jedenfalls in der Mitte des 13. Jahrhunderts und nach der Konstruktion des zentralen Portals der Kathedrale von Amiens nach Peru. Der Vater von Manko Kapak kannte ihn. Das genügt als Beweis.

Die Angaben, über die wir verfügen, erlauben uns, noch weiter zu gehen. Tatsächlich ist es sehr schwer, anzunehmen, daß der Pater Gnupa zufällig oder aufs Geratewohl nach Südamerika gelangte. Wäre dem so, so würde die Karte von Martin Waldseemüller ebenso unerklärlich bleiben wie der Teppich von Ovrehogdal¹, auf dem Lamas abgebildet sind. Der Gedanke ist daher logisch, daß es die Wikinger von Tiahuanacu waren, die zu einem gegebenen Zeitpunkt den Kontakt mit Europa wiederaufnahmen. Gab es eine oder mehrere solcher Reisen? Wir wissen es nicht. Was wir aber wissen, ist, daß der Weg, den unser Missionar durch Guayrá und Paraguay nahm, nicht von ihm gewählt, sondern von vornherein festgelegt war, um die Verbindung zwischen Tiahuanacu und dem Ozean zu sichern, und nicht umgekehrt, da die „Wegweiser“ — die eingehauenen oder gemalten Fußspuren — an verschiedenen Punkten der Küste aufs Meer wiesen.

IV. DIE PFADE DES PARADIESES

1. Das Reich von Tiahuanacu

Wir verfügen nur über sehr wenige Angaben in bezug auf die Territorien, die die *atumuruna*, die Dänen, beherrschten, deren religiöses und möglicherweise auch politisches Zentrum Tiahuanacu war. Dieser Mangel rührt von der systematischen Deformation der Geschichte durch die Inkas her. Sie wollten ihre Untertanen die Niederlage auf der Sonneninsel und die Zerstörung des Reiches ihrer Vorfahren vergessen machen. Alles sollte an jenem Tag um das Jahr 1300 herum begonnen haben, als die Überlebenden der großen Schlacht, die sich in die Berge geflüchtet hatten, Cuzco zurückeroberten und in dem von ihnen errichteten neuen Reich die Andenvölker aus Chaos und Barbarei herausgeführt hatten. Diese offizielle Geschichtsschreibung war es, die den spanischen Chronisten durch Vermittlung der *amauta*, der Gelehrten der inkaischen Welt, zur Kenntnis gelangte, und die zu verbreiten die mischrassigen Chronisten, besonders Garcilaso⁶⁴, beträchtlich beitrugen. Man erinnerte sich gewiß der zu Gottheiten gewordenen Weißen, von denen die Inkas abstammten, aber die Überlieferungen, die sich auf sie bezogen, waren ungenau. Erst mit Manko Kápak gewann die Geschichte Konsistenz.

Die präinkaischen Ruinen geben uns jedoch einige vom geographischen Gesichtspunkt aus wertvolle Hinweise. Alle, die wir außerhalb der Küstenzone kennen (denn es muß noch viele mehr geben), befinden sich mit einer einzigen Ausnahme im Süden von Cuzco, das heißt in dem Teil des heutigen Bolivien, wo die Aymarás oder Collas lebten und heute noch leben. Außerdem berichtet Sarmiento de Gamboa⁴⁹, freilich ohne zeitlich präzise Angaben, von einem Colla-Königtum, dessen Souverän, Chauchi Capac, über ein Territorium herrschte, das sich von seiner nördlichen Grenze, etwa 100 km im Süden von Cuzco, weit nach Süden bis Arequipa und Atacama im Norden Chiles und im Osten bis zu dem Gebirge erstreckte, das die Moxos beherrschen. Wir wissen nicht, wer Chauchi war, aber sein Titel, Kápak, ist skandinavisch (vom norwegischen *kappi* = mutiger Mann, Held, Kämpe, Ritter) und der gleiche, den auch die Inka-Kaiser tragen sollten. Er wurde anderseits auch Collo Capac — so etwas wie Fürst der Collas — genannt und war vielleicht eine Art örtlicher Häuptling, den sich die Wikinger unterordneten. Aber das Reich von Tiahuanacu reichte weit über das Colla-Königtum hinaus, das möglicherweise als Ausgangsbasis für spätere Eroberungen diente. Zum Beweis dafür genügt die Tatsache, daß die Stadt Cuzco, auf dem Gebiet der Quichua gelegen, dazu gehörte.

Die Überlieferungen der Aymarás bestätigen diese Ausdehnung von Kolumbien bis Chile, sind jedoch zweifelhaft. Längst schon hatten die inkaischen Geschichtsschreiber diese Überlieferungen bewußt beiseite geschoben, als die spanischen Chronisten sie wiederaufnahmen, und auf die Berichte dieser Letzteren stützen sich die zeitgenössi-

schen bolivianischen Autoren, wenn sie sie erwähnen, selbst dann, wenn sie behaupten, sie hätten sie aus dem Mund von Eingeborenen erfahren, die übrigens auch nur deformierte Versionen ihrer Vergangenheit hätten wiederholen können. Halten wir jedoch unter allem gebotenen Vorbehalt fest, daß der König (Mallku) Takuilla mit seinen Heeren bis in den Norden von Ekuador und in Kolumbien bis zur Grenze mit dem heutigen Venezuela gelangte, während er im Süden Coquimbo in Chile erreichte. Anderseits sei er bis in die Ebenen des Amazonas und Paraguays vorgedrungen, worauf der Name Tumuk-Humak zurückzuführen sei, der einem Gebirgszug auf der brasilianischen Hochebene 300 km Luftlinie nördlich der Mündung des Amazonas-Stroms und 200 km von der Meeresküste entfernt gegeben wurde. Das ist für einen einzelnen Monarchen allerhand. Aber es könnte sich auch um einen Mythos handeln, der ihm allein zuschreibt, was tatsächlich die Männer von Tiahuanacu mit ihren Aymará-Truppen erreichten. Wir wissen anderseits, daß die Dänen das Chimú-Reich und das Königtum Quito, das sie gegründet hatten, kontrollierten. Gewiß gab es wenigstens Kontakte zwischen Tiahuanacu und diesen beiden Zentren und vielleicht eine gewisse politische Einheit.

Was dies anzunehmen gestattet, ist, daß die Inkas, nachdem sie ihre Herrschaft in Cuzco wiederaufgerichtet hatten, sich daran machten, eine der verlorenen Provinzen nach der anderen zurückzuerobern. Manko Kápak, ihr erster Souverän, gelangte nicht sehr weit, aber er rückte einige 60 km in allen Richtungen vor, und zwar — nach Garcilaso — auf den Königlichen Straßen, die in die vier Regionen des Imperiums führten: Chinchasuyu im Nor-

den, Kollasuyu im Süden, Antisuyu im Osten und Kontisuyu im Westen. Der stets sehr präzise Text des geschichtsschreibenden Mestizen läßt in dieser Hinsicht keinerlei Zweifel. Manko hatte diese Straßen keineswegs selbst angelegt: „... er befahl, zu beiden Seiten der königlichen Straße von Antisuyu dreizehn Dörfer zu besiedeln...“ Und er gebraucht genau die gleichen Worte in bezug auf die anderen Richtungen. Es scheint also, daß die Königlichen Straßen schon vor der inkaischen Konquista bestanden, ja daß sie diese ermöglichten. 200 Jahre nach der Ankunft des Manko Kápak dehnte sich das Inka-Reich von der Hochebene von Kondanemarka (Cundinamarca in spanischer Schreibweise) im derzeitigen Kolumbien im Norden bis zum Fluß Maulli (heute Maule) 260 km südlich von Valparaiso in einer Entfernung von rund 2000 km von der heutigen Grenze zwischen Peru und Chile aus. Seine Westgrenze war der Pazifik, und es umfaßte im Osten Tucumán, das heißt den ganzen Nordwesten des heutigen Argentinien einschließlich Córdoba und die derzeitigen bolivianischen Provinzen Beni, Santa Cruz und Tarija.

Diese letztgenannte Provinz interessiert uns besonders, weil sie es war, wie wir gesehen haben, durch die Pay Zumé auf den Altiplano gelangte. Nun, Yupanki, der Souverän, der sie eroberte, ließ sich dabei auf kein Abenteuer ein. Er wußte sehr wohl, wohin er sich begab, dank einer „gewissen Beziehung“ — wie Garcilaso sich ausdrückt —, die seine Vorfahren und er selbst hatten, und aufgrund derer er wußte, daß es dort immense Gebiete mit und ohne einheimische Bevölkerung gab. In bezug auf diese Expedition beging unser Chronist jedoch einen

schweren, wenn auch leicht zu korrigierenden Irrtum, da er die südamerikanische Geographie, zumindest außerhalb Perus, nicht kennen konnte. Er verwechselte Santa Cruz, das damals als Provinz der Moxos bezeichnet wurde, mit dem Gebiet der Musus (oder Mosos, da das Quichua für o und u den gleichen Buchstaben verwendet). Er berichtet, daß Yupanki, um in diese Gegend zu gelangen, dem Lauf eines großen Flusses folgte, des Amarumayu, dessen Quelle sich im Osten von Cuczo befindet.

„Wo dieser Fluß ins Nordmeer (den Atlantik, Anm. d. Verf.) mündet, weiß ich nicht zu sagen“, schreibt Garcilaso. „Aber wegen seiner Größe und seines gen Osten gerichteten Laufes, vermute ich, daß es einer der großen Ströme ist, die den Río de la Plata bilden.“ Wir wissen heute, daß der Amarumayu (derzeit Mamoré oder Madre de Dios genannt) mit dem Beni zusammenfließt und mit diesem zusammen den Madera bildet, der im Osten von Manaos in den Amazonas mündet. Das Gebiet, das Yupanki, dem Amarumayu folgend, erreicht haben könnte, ist also die Provinz Beni und nicht die der Moxos, die weiter südlich liegt, und schon gar nicht das Gebiet der Musus oder Mosos, das nichts mit dem der Moxos zu tun hat, wie der Bericht beweist, den Garcilaso selbst von der Expedition gibt.

Das Gebiet, schreibt der Chronist, war von Gebirgen und Sümpfen bedeckt. Nur entlang des Flußlaufes war es möglich, in dasselbe einzudringen. Yupanki ließ daher eine große Zahl von Bäumen in der durchzogenen Zone fällen. „Ich weiß nicht ihren indianischen Namen“, schreibt Garcilaso, „aber die Spanier nennen sie Feigenbäume, nicht etwa weil sie Feigen tragen, was nicht der Fall ist,

sondern weil sie so leicht oder noch leichter als Feigenbäume sind.“ Aus diesen Stämmen ließ der Kaiser Flöße bauen, was zwei Jahre in Anspruch nahm. Sie konnten 30, 40 oder sogar 50 Mann tragen, dazu die Verpflegung, die auf einer in der Mitte des Fahrzeugs primitiv errichteten Plattform untergebracht wurde. Diese „Flotte“ mit 10 000 Mann an Bord fuhr mit dem Strom bis in die Provinz Musu.

An dieser Stelle zeigt der Chronist eine außerordentliche Vorsicht, und man merkt, daß er unsicher wird: „man sagt, daß“ Musu 200 Meilen (1100 km) von Cuzco entfernt war, und „man sagt, daß“ der Fluß hier eine Breite von 6 Meilen (33 km) gehabt habe, und daß die Flöße zwei Tage brauchten, um von seiner einen zur anderen Seite zu gelangen. Die Entfernung, die selbst für denjenigen, der sie angibt, zweifelhaft ist, besagt gar nichts. Wenn wir sie auf den Flußlauf des Amarumayu beziehen, gelangen wir weit über den Zusammenfluß mit dem Beni hinaus und noch ein gutes Stück den Madera entlang. Aber keiner dieser Wasserläufe erreicht auch nur entfernt eine Breite von 33 km. In Südamerika hat nur der Amazonas kurz vor seiner Mündung ähnliche Ausmaße. Nun, in einer Entfernung von 200 Meilen von Cuzco stoßen wir auf den Marañón, das heißt den Oberen Amazonas, der bei Iquitos zwar keine 33 km, aber doch reichlich ein Dutzend km Breite besitzt. Die Königliche Straße erreichte diesen Fluß bei Jaén, und es gibt in dieser Gegend inkaische und sogar vorinkaische Ruinen, wie die jener Stadt, die die Expedition von Hagen⁶⁷ im Jahr 1954 in der Nähe von Chachapoyas entdeckte.

Andererseits wächst der *Ochroma Lagopus* oder *Ochroma*

piscatoria, welcher Baum das Holz für die Flöße lieferte, nicht im Süden Perus. Man findet ihn nur im äußersten Norden, vor allem in Ekuador. Das erklärt auch, warum Garcilaso, dessen Muttersprache Quichua war, der aber seine ganze Jugend in Cuzco, einer Stadt des Südens, verbracht hatte, den einheimischen Namen des Baumes nicht kannte. Es bleibt also nicht der geringste Zweifel, daß es der Amazonas war, über den Yupanki — übrigens vergebens — die Provinz Musu zu erreichen versuchte. Aber indem er diesen Weg nahm, tat er wiederum nichts anderes, als den Spuren seiner Vorfahren zu folgen. Die Inschriften auf der Piedra Pintada¹ beweisen wie manch anderes, daß die Wikinger dies Gebiet wiederholt befuhren. Ja, wir können uns sogar fragen, ob sie hier nicht im Jahr 1290 einige feste Niederlassungen besaßen, die vollkommen isoliert weiterbestanden, als sie von der zentralen Basis abgeschnitten wurden. Laut Oberst Fawcett⁶⁸, der seine Quellen nicht nennt, besagen die Eingeborenenüberlieferungen Boliviens, daß sich die Musus in der Zeit der großen Invasionen von ihren wildesten Vasallenstämmen umgeben ließen und ihnen den Befehl erteilten, jedermann zu töten, der versuchen sollte, in ihr Gebiet einzudringen. Vielleicht ist es andererseits kein reiner Zufall, daß der Name Musu (oder Moso), mit dem ein Gebiet belegt wurde, in dem Land und Wasser kaum voneinander zu unterscheiden sind, dem dänischen Wort *mose* (Sumpf) so ähnlich ist.

Garcilasos Irrtum ist nichts anderes als der Widerschein der unwahrscheinlichen Verwirrung, in der sich die Spanier in der Zeit der Konquista befanden, wenn es sich um die legendären Gebiete handelte, deren Erinnerung in dem

Namen El Dorado — um nur einen zu nennen — erhalten blieb. Im Jahr 1535 schickte Hernando Pizarro, kaum daß er nach Peru gekommen war, Pedro de Candia aus, das Königreich Ambaya und die Hauptstadt (Manoa) des Gran Paytiti, des Kaisers der Musu, zu suchen. Ihm ließ er 1539 Pedro Auzures und schließlich im Jahr 1541 seinen eigenen Bruder Gonzalo und Orellana folgen. Alle diese Expeditionen richteten sich nach Amazonien, das Orellana auf dem Fluß nach und nach als erster durchquerte. Aber sie fanden nichts, was mit dem gesuchten Goldland irgendeine Ähnlichkeit gehabt hätte. Es scheint, daß einer der Ursprünge des Mythos von El Dorado eine religiöse Zeremonie der Indianer von Guatavitá in Kolumbien war, in deren Verlauf jedes Jahr der örtliche Fürst von Kopf bis Fuß mit Goldstaub bedeckt in dem benachbarten See zu Ehren des Sonnengottes badete. Es war jedoch ein Stamm der Tupinambá (Tupí-Guaraní), der im Jahr 1539 nach Durchkreuzen Amazoniens in seiner größten Breite auf der Suche nach dem Land des „Großen Vorfahren“ nach Peru gelangte und den Spaniern die Bestätigung der Stadt der goldenen Paläste brachte. Sie nahmen an, daß diese sich in den Urwäldern des Ostens befände, von wo die Indianer kamen, während diese tatsächlich ihren ungewöhnlichen Zug in westlicher Richtung angetreten hatten, um das gleiche Ziel zu erreichen.

In Paraguay wurden den Konquistadoren genauere Einzelheiten bekannt. Die Indianer berichteten ihnen, daß sich im Westen, jenseits des Chaco, das Reich des Großen Moxo (Mojo, nach heutiger spanischer Schreibweise), Candiré, befände, dessen Hauptstadt auf einer Insel in-

mitte eines unermesslich großen Sees gelegen sei. In Puerto de los Reyes am Oberen Paraguay hörte Hernando de Ribera⁶⁹ von „Städten mit Steinhäusern, bewohnt von bekleideten Menschen“ sprechen. Sie lägen im Nordwesten am Ufer eines sehr großen Sees, das heißt genau in — Peru. „Die Menschen besagter arbeitsfroher Siedlungen . . . hielten viel Vieh, sehr große Schafe, deren sie sich bei der Landbestellung und als Lasttiere bedienen.“ Unverkennbar Lamas, was zur Feststellung genügt, daß es sich tatsächlich um Peru handelte. Die Hauptstadt der Insel, deren Tempel und Paläste mit Gold gedeckt waren, hat uns Barco de Centenera⁷⁰ ausführlich geschildert (1602): den Palast des Großen Moxo, den Brunnen und seine vier dicken Rohre aus purem Gold, das goldene Ebenbild der Sonne und das silberne des Mondes, usw.

Nun, jenseits des Chaco lag tatsächlich die Provinz der Moxos (heute Santa Cruz), von der sich der Name des sagenhaften Herrschers herzuleiten scheint. Aber den See und seine Insel wird man dort vergeblich suchen. Die Spanier brauchten nicht lange, um sich darüber klar zu werden. Sie wollten die Hoffnung, sie zu finden, deswegen nicht aufgeben und verlegten daher ihren mutmaßlichen Standort ins obere Paraguay, nördlich von Puerto de los Reyes und südlich der Laguna de los Xarayes — welches Gebiet in Wirklichkeit ein riesenhafter Sumpf im heute brasilianischen Mato Grosso ist — wo sowohl der Paraguay- als auch der Amazonasstrom ihren Ursprung hätten. Die Insel sollte sich im Süden der Lagune befinden, und die jesuitischen Kartographen gaben ihr den gleichen Namen wie die Indianer: Paradies-Insel. Aber dies Paradies schien endgültig verloren. Niemand fand es.

Dieses geradezu besessene Beharren auf einem Irrtum ist auf den ersten Blick um so weniger verständlich, als die Indianer Paraguays sehr genau (und durchaus zutreffend) angaben, die fragliche Insel sei von Menschen bevölkert, die sie die Langohrigen nannten. Man weiß, daß die Inkas, das heißt die Mitglieder der weißen Aristokratie Perus, die eigenartige Gewohnheit hatten, ihre Ohren bis auf die Schultern zu verlängern, indem sie an ihre Ohr läppchen schwere Ringe aus Gold oder Edelsteinen hängten, die sie *ringrim* (vom germanischen *ring* abgeleitet) nannten. Die Spanier, die diese Sitte natürlich kannten, da sie ja Peru bereits besetzt hatten, nahmen an, die Paradies-Insel sei von Inkas bevölkert, die sich vor der Konquista dorthin geflüchtet hätten. Warum dachten sie nicht an den Titicacasee und die Sonneninsel? Die Antwort ist höchst einfach: Der Titicacasee wurde erst 1540 bei den großen Expeditionen in die Urwälder des Nordostens entdeckt. Andererseits glaubte man damals, wie wir wissen, daß der Río de la Plata und der Amazonas einen gemeinsamen Ursprung in dem gleichen großen See auf halber Höhe zwischen den Einzugsgebieten dieser beiden großen Ströme hätten. Seine Lage vermutete man in Richtung auf Guatavitá, wo sich auch das Imperium Musus mit seinen „verlorenen Städten“ befinden sollte, die man seit damals vergeblich sucht. Nach und nach verschmolzen sich die verschiedenen Erzählungen zu einem einzigen Mythos, dem der Insel der goldenen Paläste inmitten des Sees El Dorado.

Wenn wir hier diese Legende gestreift haben, die den Spaniern soviel Mühen und Menschenleben kostete, so geschah das deswegen, weil sie uns zu dem Hinweis dienen

wird, daß in einem bestimmten Augenblick ein Kontakt zwischen Paraguay und dem vorinkaischen Peru bestand. Die Guaranís waren zu Anfang des 16. Jahrhunderts tatsächlich imstande, nicht nur eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Beschreibung des religiösen und politischen Zentrums des Imperiums von Tiahuanacu — und nicht etwa desjenigen von Cuzco, also des inkaischen — zu geben und seine Bewohner, die Langohrigen, so genau zu schildern, daß das keine Erfindung sein konnte, sondern sie nannten auch seinen Souverän den „Großen Paytiti“. *Pay* bedeutet, wie wir bereits wissen, im Guaraní Priester, und *Titi* scheint eine Abwandlung von *Ticci* oder *Tisci* zu sein, übrigens eine Form, die dem *Ti*, Wurzel von *Tiwas*, dem altgermanischen Namen des Himmelsvaters, näher kommt als die in *Kon Tisci Huiracocha* enthaltene, wie der Weiße Gott der inkaischen Religion genannt wurde. Möglicherweise handelt es sich auch um eine primitivere Form, da sie es ist, die im Namen des heiligen Sees der Männer von Tiahuanacu, dem Titicacasee, und in dem einer vorinkaischen Dynastie, den Mallku Titi, vorkommt, die in den Überlieferungen der Aymarás von Kollasuyu erscheint. Vielleicht ist diese Form sogar im Namen der Hauptstadt des Wikingerreiches enthalten. Tatsächlich hat uns in einer persönlichen Mitteilung M. Hermann Munk für Tiahuanacu folgende etymologische Erklärung vorgeschlagen: *Ti* als eine von dem norwegischen Wort *tia* (führen) abgeleitete Form und *vangr* (gleichfalls norwegisch: Wohnstatt). Tiahuanacu würde, so betrachtet, heißen: Wohnstatt des Gottes, oder noch genauer: des Gottes, der die Sonne lenkt. Die Hypothese ist verlockend, aber sie begegnet einer philologischen

Schwierigkeit, die sie jedoch nicht widerlegt: Wenn es auch normal ist, daß sich die Silbe *va* in *hua* verwandelt, und wahrscheinlich, daß sich ein *a* zwischen das *n* und das *k* von *huank* schiebt, so ist es doch schwierig, wenn auch nicht ausgeschlossen, anzunehmen, daß sich die Betonung von dem *a* in *huank* auf das phonetisch eingefügte *a* verschoben haben sollte. Möglicherweise irrt sich auch Thor Heyerdahl³³, wenn er in Titi wie in Tiki eine polynesishe Abwandlung von Ticsi sieht. Eher scheint doch Titi die Originalform zu sein — als Wiederholung des germanischen Ti nach Art der indopamerikanischen Sprachen — aus der das inkaische Ticsi und das ozeanische Tiki entstanden.

Wie dem auch sei, und das ist es, was uns hier eigentlich interessiert, war in Paraguay vor der Konquista die Existenz des Imperiums von Tiahuanacu und seiner Langohrigen bekannt, obwohl die Inkas nicht über Santa Cruz hinaus nach Osten gelangten. Also müssen die Dänen vom Altiplano Paraguay besucht haben, wie uns die Abenteuer des Paters Gnupa bereits gezeigt haben. Bliebe nur noch zu ermitteln, ob es sich bloß um sporadische Kontakte handelte, oder ob Paraguay und Guayrá Außenposten (Marken) des Imperiums waren.

2. Das inkaische Straßennetz

Das Territorium der Inkas war von den Königlichen Straßen durchzogen, deren Gesamtheit (Kápak Nan) rund 16 000 km ausmachte. Das Wesentliche dieses Netzes

stellten zwei parallel verlaufende Straßen dar, die durch zahlreiche Querstraßen verbunden waren. Die eine der beiden Hauptstraßen (von 4056 km Länge) verlief an der Küste entlang von Tumbes im Norden Perus bis Talca in Chile. Die andere (5231 km) ging von Quito aus, folgte dem Verlauf der Anden-Kordillere über den Altiplano, wobei sie manchmal Höhen von mehr als 5000 m über dem Meeresspiegel erreichte, bis zum Titicacasee, wo sie sich gabelte, um ihn mit ihren festen Armen zu umfassen, lief den Río Desaguadero entlang bis zum See Poopó, den sie westlich liegen ließ, wandte sich gen Osten, um Potosí und Tarija zu erreichen, weiter gen Süden über Jujuy, Salta, Tucumán, Santiago del Estero, Catamarca, La Rioja und San Juan, wo sie wieder nach Westen bog, um Mendoza zu berühren und durch die Puente del Inca über die Kordillere hinweg nach Santiago de Chile zu führen, wo sie sich mit der Küstenstraße vereinte.

Die inkaische Königsstraße, die häufig und mit vollem Recht mit dem Straßennetz des Imperium Romanum verglichen wird, hatte durchschnittlich eine Breite von 15 bis 25 dänischen Fuß (4,40—7,33 m), ausgenommen nur gewisse Abschnitte strategischer Bedeutung, wie z. B. der zwischen Huanaco und Chachapoyas, wo er eine Breite von 50 Fuß (14,65 m) erreichte, und der zweitrangigen Bergwege, die manchmal nicht breiter als einen Meter waren. Von Mauern eingefast, auf den Strecken mit weicher Erde gepflastert, in den Fels gehauen, manchmal in Treppeform, in den Bergen mit Tunneln versehen (einer von ihnen, der von Apurimac, ist 230 m lang!) und in sumpfigen Gegenden über aufgeschüttete Dämme verlaufend, war sie so solide konstruiert, daß die Expedition von Ha-

gen⁶⁷ 1952—54 ihr mit Lastwagen oder zu Pferd auf fast ihrem gesamten Verlauf in Peru folgen konnte, obwohl sie sich seit der Konquista im Zustand der Vernachlässigung befindet. In ihrer gesamten Ausdehnung waren im Abstand von 2,5 bis 4 km Posten eingerichtet, wo stets zwei Läufer bereitstanden, um eine Botschaft im Laufschrift (20 km/h) zur nächsten Station zu bringen. Alle sechs bis 25 km je nach der Beschaffenheit des Weges befand sich ein *tampu*, eine Gaststätte oder Rasthaus, wo die Reisenden und ihre Lama-Koppel die Nacht verbringen, sich ausruhen und verpflegen konnten. Alles läßt vermuten, daß die Inkas sich darauf beschränkten, ein bereits aus der Zeit der Dänen von Tiahuanacu bestehendes Wegnetz zu restaurieren und zu erweitern. Die Expedition von Hagen entdeckte auf der Halbinsel von Paracas im Nordwesten von Ica die Spuren eines drei Meter breiten Weges, der von der Küstenstraße zu den Höhlen führte, wo die blonden Mumien der Männer vom Titicacasee entdeckt wurden, und der viel älter zu sein schien als die Königsstraße. Luis de Monzón⁷¹, Amtmann von Huamanga (heute Ayacucho) im Zentrum von Peru, schrieb übrigens schon 1586, die alten Indianer berichteten, daß nach den Überlieferungen ihrer Vorfahren die Viracochas lange vor den Inkas von den Eingeborenen Wege bauen ließen, die so breit wie Straßen, von Mauern eingefast und mit Häusern an den Stationen versehen waren.

Von den Hauptstraßen zweigte eine gewisse Zahl von Wegen nach Osten ab, die uns ganz besonders interessieren. Von Quito wandte sich einer nach dem Hochland von Kondanemarka, von Huancabamba aus erreichte ein anderer in Jaén, wie wir bereits gesehen haben, den obe-

ren Amazonas. Ein dritter stieß von Chachapoyas aus in den amazonischen Urwald nahe einer vorinkaischen Stadt vor. Von Cuzco gingen die Straßen nach Machu-Pichu und der Weg nach Antisuyu aus, der merkwürdigerweise in Pisac, etwa 60 km von der Hauptstadt, unterbrochen ist, und zwar gerade ehe er Vilkabamba erreicht, den Ort, wo der Inka Zuflucht suchte, den die Spanier mit dem Namen Manko Kápak II. zum Kaiser gemacht hatten, der sich aber trotzdem gegen die Besatzer auflehnte. Seine befestigte Zufluchtsstätte wurde niemals wiedergefunden. Von Ayavire schließlich, auf halbem Weg zwischen Cuzco und dem Titicacasee, führte eine Querstraße in das Gebirge von Carabaya, das die Ebene von Santa Cruz beherrscht, aber ihre beiden Zweige führten nicht weiter als bis Macusani die eine und Sandia die andere, beide mitten im Gebirge. Weiter gelangten auch die Inkas niemals, es sei denn auf ihrer Flußexpedition gegen die Antis. An dieser Grenze hatten sie sogar, um sich gegen die Einfälle der Guaranís zu verteidigen, eine Linie von Festungen angelegt, die die Spanier im 16. Jahrhundert entdeckten und die zum Teil noch heute in Resten erhalten sind.

Die Expedition von Hagen fand jedoch in diesem Gebiet, wie auch jenseits von Machu-Pichu zahlreiche Spuren von Straßen von 5 m Breite, die in den jungfräulichen Urwald führten. Es gab noch mehr solcher Straßen. Oberst Fawcett⁶⁸, der die Zone viermal bereiste (1906—13), hebt in der bolivianischen Provinz Caupolicán das Vorhandensein einer gepflasterten Straße von 10 Fuß (3 m) Breite hervor, die von Carabaya am Rand des Beni-flusses in die Ebene der Mojos führt.

3. Die „weichen Wege“

Das Wegnetz der Inkas ist nicht das einzige, das aus vorkolumbianischer Zeit in Südamerika bekannt ist. Auch auf dem Gebiet der Guaranís begegnen wir alten Straßen, die anders, aber nicht weniger kunstvoll angelegt sind. Geben wir hier wieder, was der paraguayische Historiker und Anthropologe Moisés Bertoni⁷² darüber sagt: „Die Guaranís besaßen große Verbindungswege, die es ihnen ermöglichten, sich darüber auf dem Laufenden zu halten, was in den verschiedenen Gegenden des ausgedehnten Gebietes, das sie bewohnten, geschah.

Das System war sehr einfach und einfallsreich. Sie schlugen eine „picada“ (Schneise) in den Urwald, säuberten sie gründlich und säten in gewissen Abständen den Samen von zwei oder drei verschiedenen Grasarten, besonders eine, deren Ausleger sich mit größter Leichtigkeit ausbreiten, so daß sie den Boden bald vollkommen bedeckten und so verhinderten, daß die Keimlinge der Bäume und Unkräuter wuchsen, ohne jedoch die Schneise unpassierbar zu machen. Diese so gut ausgewählten Gräser hatten die Eigenart, daß ihr Samen klebrig oder mit Widerhaken versehen war, so daß er sich den Füßen und Beinen der Reisenden anheftete. Man brauchte sie also nur in gewissen Abständen, etwa von Meile zu Meile, auszusäen oder zu pflanzen, damit sie in kurzer Zeit, einem oder zwei Jahren, den ganzen Weg wie mit einem Teppich bedeckten, der das Wachsen von Gesträuch und Unkraut verhinderte.

Dank diesem Verfahren konnten die Guaraní-Völker wahrhaft erstaunliche Verbindungswege schaffen. Einer

von ihnen ging von Guairá zur brasilianischen Küste, ein anderer nahm an der Küste von Santa Catalina seinen Ausgang und gelangte zu den Wasserfällen vom Iguazú, ein anderer von hier nach dem Gebiet von Guairá, eine Verlängerung desselben führte nach Parejá und weiter zum Tapé-Gebirge, wo eine konföderierte Nation lebte. Von hier ging er weiter bis ans Meer wie auch ein anderer, der wahrscheinlich auf der Enten-Insel (Isla de los Patos) begann. Von Parejá nahm eine andere Straße ihren Ausgang, die sicherlich bis in die Nähe von Asunción führte, wahrscheinlich über Lambaré, das Zentrum der Carios. Schließlich ging noch eine andere Straße von Parejá oder Iguazú in nordöstlicher Richtung, berührte das Gebiet der Tobatines und das der Tarumáes und verband gewiß die Itatines mit dem Rest der Konföderation. Wo diese Straßen einander kreuzten, hatten sie an einer gut ausgewählten Stelle wie dem Gipfel eines Hügels, einer Höhle oder einem anderen geeigneten Ort Stationen, wo man Korrespondenz hinterlegen konnte. So brauchte z. B., um nur einen Fall zu erwähnen, der noch bis in die letzten Jahrhunderte so gehandhabt wurde, die Post, die vom Guairá oder vom Matto Grosso kam, die Korrespondenz nicht bis zum oberen Uruguay zu bringen, sondern konnte sie auf einer Station auf halbem Weg lassen. Und die Post, die vom Süden nach dem oberen Paraná kam, holte sie auf einer unter dem Namen Parejá sehr bekannten Flußinsel ab, wo sie ihrerseits die Korrespondenz ließ, die sie aus dem Süden brachte.“ Parejá (Parehá in moderner Schreibweise) ist das Guaraníwort für Posten und Post. Die erste Frage, die sich ergibt, ist, ob dieses Netz, über das Bertoni nur sehr allgemeine Angaben macht (von de-

nen wir einige präzisieren werden), tatsächlich von den Guaranís stammt. Wir zweifeln aus drei Gründen daran. Einmal hatten die Guaranís, wie der paraguayische Historiker Cardozo⁷³ sehr richtig feststellt, „zur Zeit der Konquista die Jungsteinzeit noch nicht verlassen: ihre Sitten, ihre Werkzeuge, ihre gesellschaftliche Organisation waren durch die Eigenheiten jener Entwicklungsstufe der Menschheit gekennzeichnet. Obwohl ihre Sprache schon Worte zur Bezeichnung von Gold (Cuarepotyyú), Silber (cuarepotytín), Kupfer (cuarepotypé) und Eisen (cuarepoty) kannte, besteht kein Anzeichen in irgendeinem Dokument jener Zeit dafür, daß sie irgendein Instrument aus Metall gehabt hätten. Ihre Werkzeuge waren aus Stein“. Was, nebenbei bemerkt, darauf hindeutet, daß die Guaranís, die die Metalle kannten, aber nicht zu bearbeiten verstanden, mit einem Volk in Verbindung stehen mußten, dem die Kunst der Metallbearbeitung vertraut war. Es war kein anderes als das auf dem Altiplano.

Es wäre wirklich mehr als erstaunlich, wenn neolithische Stämme das geistreiche Verfahren zur Konstruktion dauerhafter Straßen mit geringem Aufwand, das Bertoni uns beschreibt, erfunden hätten. Es wäre noch verwunderlicher, wenn sie das Bedürfnis so ausgedehnter Verbindungswege verspürt hätten. Die Primitiven neigen mehr dazu, sich von ihren stets gefährlichen Nachbarn abzuschließen. Es ist außerdem höchst unwahrscheinlich, daß die Guaranís jemals eine Konföderation gebildet hätten. Alles, was wir von ihnen wissen, und sogar der Name, den sie sich gaben — Guaraní heißt Krieger — deutet darauf hin, daß sich die Stämme der Guaraní eifrig dem Kriegshandwerk hingaben. Dies ist der zweite Grund, der

uns daran zweifeln läßt, daß man ihnen die Anlegung eines derart komplexen Straßennetzes zuschreiben darf. Mehr noch: der Pater Cataldino verrät uns, daß die Indianer niemals den Hauptweg von der Atlantikküste zur Mündung des Iguazú benutzten. Und der Pater Lozano³ fügt eine uns wenig überzeugende Erklärung hinzu: „zweifellos aus Scheu, die heiligen Pflanzen mit Füßen zu treten“. Wahrscheinlicher scheint uns, daß ihnen das Betreten dieser Straße verboten war, weil es sich um eine „offizielle“ handelte, deren Benutzung den Wikingern und ihren Poststafetten vorbehalten war.

Über diese beiden ersten Gründe mag man streiten. Der dritte aber ist entscheidend. Um Stafetten, Post und Korrespondenzdepots zu gebrauchen, ist die Kenntnis irgendeiner Form von Schrift unerlässlich. Die Guaranís hatten keine Schrift, weder eine alphabetische, noch ideographische oder auch nur mnemonische. So müssen also, wenn auch vielleicht nicht die Straßen, so doch wenigstens die Posteinrichtungen einem anderen Volk zugeschrieben werden, das die Möglichkeit besaß, seine Gedanken schriftlich niederzulegen. Das Netz von Graswegen, das das eigentliche Paraguay, den Guayrá und die derzeitigen brasilianischen Südstaaten bedeckte, muß also von einem zivilisierten Volk benutzt und sehr wahrscheinlich auch gebaut worden sein.

Seine beiden Hauptwege (s. Karte am Schluß dieses Bandes) führten von der Atlantikküste durch den Guayrá zum Zusammenfluß des Iguazú mit dem Paraná, das heißt, zu den berühmten Iguazúfällen. Was den ersten dieser beiden Wege betrifft, besitzen wir einige präzise Angaben. Nach den jesuitischen Chronisten war es die-

ser, den Pay Zumé benutzt hatte, um nach Paraguay zu gelangen. Die Überlieferungen der Eingeborenen sprechen davon, ohne allerdings irgendwelche Ortsnamen zu nennen. Die Jesuiten haben außerdem einige Abschnitte dieses Weges gefunden und in den von Pater Lozano³ zusammengefaßten *Cartas Annuas* beschrieben: „Durch diese Provinz (Taboya im Guayrá) verläuft der Weg, den die Guaranís *Peabirú* und die Spanier *Santo Tomé* genannt haben. Es ist derjenige, der den ruhmreichen Apostel vom Kapitanat von San Vicente in Brasilien über 200 Meilen führte. Er ist acht Spannen breit, und darauf wächst nur sehr wenig Kraut, was ihn von der Umgebung zu beiden Seiten unterscheidet . . .“

Und weiter: „Wo man schließlich die deutlichsten Zeichen von der Ankunft und der Predigt des Sankt Thomas sieht, ist im Gouvernement Paraguay, woraus ich schließe, daß es der Apostel war, der der Nation der Guaraní und vielen ihrer Nachbarn die Himmelslehre verkündete. Diese Zeichen sind so deutlich, daß nach Ansicht der Autoren des *Ymago primi seculi*, lib. 1, cap. 2 es *Annuis litteris Paraguarias* 1626 et 1627, fol. 109, keinerlei Zweifel erlaubt ist. Das erste ist der berühmte Santo Tomé genannte Weg, der von Brasilien bis in die Provinz Tayaoba im Guayrá führt, das an das genannte Land angrenzt. Er ist acht Spannen breit, auf welchem Raum nur wenig Kraut wächst, obwohl zu beiden Seiten alles sehr hoch wächst, und selbst wenn die Felder ausgetrocknet sind und das trockene Kraut verbrennt, wächst es wieder sehr üppig wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der heißen Sonne, das Kraut aber des besagten Weges wächst immer in der gleichen Weise.“

Übrigens hat niemand die Existenz dieses Weges je bezweifelt. Sogar Jiménez de la Espada⁵⁹, der doch ein unverhüllter Gegner der von den Jesuiten gesammelten Überlieferungen war, zögert nicht, uns in dieser Beziehung ein Zeugnis zu geben, das um so wertvoller ist, als es von einem Skeptiker stammt: „Ich habe bei meinen Reisen durch die amerikanischen Urwälder nicht nur einen, sondern viele Orte von der Art, wie sie jener Missionar (Pater Ruiz de Montoya) beschreibt, gesehen und beschritten.“ Es gab also noch im 19. Jahrhundert Wege von der Art, wie sie die *Cartas Annuas* beschreiben.

Nach den geographischen Angaben, die in diesen Berichten über den Reiseweg des Pay Zumé gemacht werden, führte dieser Weg, den die Indianer *Peabirú* nannten, was in Guaraní „Weicher Weg“ bedeutet, von San Vicente im Golf von Santos nach dem Dorf, das heute noch den häßlich klingenden Namen Avaré trägt (der Spottname, den die Eingeborenen dem Pater Gnupa beileigten), 270 km Luftlinie im Nordwesten. Von dort wendet er sich nach Westen, später Nordwesten, führte durch die derzeitigen Städte Ourinhos (wo er den Fluß Paranapané, heute Paranapanema kreuzte), Cambaré und Procopio, führte über den Fluß Tibagi, erreichte Londrina und über Apucarana nach Überqueren des Huybay (heute Ivai) die Ortschaft, die sich noch heute Peabirú nennt. Danach führte er in süd-südöstlicher Richtung bis zur Mündung des Iguazú. Das ist in Luftlinie eine Länge von 1000 km. Der Pater Lozano spricht von „mehr als 200 Meilen“, was 1100 km entspricht und also vollkommen übereinstimmt. Dieser Weg ist so logisch, daß die Eisenbahnlinie Santos—Guairá ihm heute noch bis Maringá in großen Zügen

folgt. Wenn es zutrifft, daß sich die bewußten Fußspuren auch im Tal von Paraíba befanden, dann müßte sich der fragliche Weg in nördlicher Richtung bis zum heutigen Hafen von Sao Joao de Barra, 30 km von Cabo Santo Tomé entfernt, fortgesetzt haben.

Der Pater Ruiz de Montoya hatte eine genaue Karte von Peabirú angefertigt, die leider verloren ging. Antonio de Pinelo erwähnt sie in seinem 1636 geschriebenen Werk „El Parayso en el Nuevo Mundo“ („Das Paradies in der Neuen Welt“), das Jiménez de la Espada⁵⁹ wie folgt zitiert: „Als der Pater Ruiz de Montoya an diesen Hof kam, brachte er eine Landkarte von allen diesen (Missionen) mit, gut gezeichnet, auf der dieser bemerkenswerte Weg festgehalten war. Später erklärte er in dem Buch, das er herausgab, diese Überlieferung genauer.“ Das fragliche Buch „La Conquista espiritual“ (Die geistige Konquista) stammt aus dem Jahr 1639. Die fragliche Karte hat also ein früheres Ursprungsdatum.

Der andere Weg ging von der Küste im Norden der Insel von Santa Catalina aus und erreichte in nordöstlicher Richtung den Iguazú. Es war die Straße, die Alejo García, ein Portugiese in spanischen Diensten, bei seiner berühmten Expedition der Jahre 1521—26 nach Potosí in Peru (heute Bolivien) und Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, der Gouverneur vom Río de la Plata, benutzten, der auf ihm 1541 nach Asunción zwecks Übernahme seines Amtes gelangte.

In bezug auf diesen Teil der Reiseroute des Alejo García besitzen wir nur einige allgemeine Angaben. Im Gegensatz dazu kennen wir den von Nuñez Cabeza de Vaca erfolgten Reiseweg sehr genau dank den Reiseberichten,

die der Gouverneur und sein Sekretär, Pedro (oder Pero) Hernández, hinterließen. Die Insel von Santa Catalina war damals schon bevölkert, nicht nur von Guaraníindianern, sondern auch von den Überlebenden der Expedition Solís (zu denen auch Alejo García gehörte), denen sich einige weitere Landsleute zugesellt hatten. Sie war ein obligatorischer Aufenthalt für die Schiffe, die nach dem Río de la Plata fuhren. Nuñez Cabeza de Vaca ging hier an Land und schickte einen seiner Leute, Pedro Dorantes, zusammen mit einigen Musketieren aus, um den „festen Erdweg“ zu erkunden, der ihn nach Asunción führen sollte.

Dreieinhalb Monate später kehrte Dorantes zurück. Er war an den Itabuco-Fluß gelangt und hatte dort, im Norden der Insel, einen festen Weg gefunden, der für Fußtruppen brauchbar und für Berittene „weniger anstrengend“ war. Mit 250 Mann und 30 Pferden ging Nuñez Cabeza de Vaca im Norden des Itabuco an Land. Die Kolonne zog nacheinander durch die Dörfer der Kaziken Cipopay, Añanirí und Tocaguazú. Er gelangte an die Quellen des Iguazú und danach des Tibaxiva (Tibagí) und des Tacuarí, an dessen Ufern er auf das Dorf des Kaziken Abangoby stieß. Einige Tage später zog er in die Ortschaft Tocangucir ein, wo er seinen Steuermann die Lage peilen ließ: 24° 30' südlicher Breite. Danach gelangte er an die Quellen des Piquirí (Pequirí) und später an den Iguazú, an dessen Ufer er bis zum Paraná zog (siehe Klappkarte).

Dieser Weg wurde später für die Spanier zu dem klassischen, den sie auch noch nach der zweiten Gründung von Buenos Aires benützten, um vom Atlantik nach Paraguay

und Peru zu gelangen. So autorisierte der Vizekönig García de Mendoza durch Erlaß vom Jahr 1592⁷⁴ seine Benutzung für Reisen über Paraguay nach Spanien. Im Jahr 1607 empfahl Hernado Arias de Saavedra, der (bereits am Río de la Plata geborene und unter dem volkstümlichen Namen Hernandarias sehr beliebte) Gouverneur, dem spanischen König die Besiedlung der Provinzen Santa Catalina und Santa Cruz als Sicherung eines Weges, den er „sehr kurz . . . zum Transport des Silbers von Potosí“ nennt. In einem anderen Brief aus dem gleichen Jahr fügte er hinzu, daß man bei Benützung dieses Weges „große Unkosten sparen würde . . . da man von Potosí aus den größten Teil mit Wagen zurücklegen kann“.

Diese beiden Wege, den im Norden (Peabirú) und den im Süden, den Spanier bevorzugten, weil er im Gegensatz zu dem ersteren nicht durch portugiesisches Gebiet führte, kennen wir also in großen Zügen durch genaue Zeugnisse. Viel mehr jedoch wissen wir, wie wir noch sehen werden, dank unserer Entdeckung einer vorkolumbianischen Karte — oder besser: einer Richtkarte — über den Weg, der von der Mündung des Iguazú nach Paraguai, der heutigen Stadt Asunción, führte. Bevor wir auf diesen Punkt eingehen, müssen wir darauf hinweisen, daß die Wahl des Golfes von Santos und der Insel Santa Catalina als Zugangshäfen zum Guairá durchaus logisch war. Einerseits handelte es sich um Häfen, deren jeder eine gut geschützte Reede besaß, andererseits ist die vorzügliche Bucht von Paranaguá, die später von Spaniern und Portugiesen benutzt wurde, durch die Berge der Sierra die Curitiba umgeben, die den vorkolumbianischen Straßenbauern schwer zu lösende Probleme aufgegeben hätte.

Fügen wir noch hinzu, daß die beiden fraglichen Wege sicherlich nicht die einzigen waren, die durch Guayrá führten. So wissen wir z. B., daß Hernando de Salazar im Jahr 1552 und Hernando de Trejo im Jahr 1555 auf ihrer Reise von Santa Catalina nach Asunción am Ufer des Ivai den von Nuñez Cabeza de Vaca benutzten Weg verließen und den Fluß entlang bis zum Paraná marschierten.

Es scheint, daß den Indianern dieser Weg nicht unbekannt war. Die Guaranímythologie hat tatsächlich die Erinnerung an ein verlorenes Paradies, an ein „Land ohne Übel“, eine Insel bewahrt, auf der sich das „Haus unserer Großmutter“ befand, und an einen See, zu dem man über den „Weg der Götter“ gelangte. Die Herkunft dieser Götter wird manchmal nach jenseits der Meere, manchmal nach dem Westen verlegt, nach Peru, wo zu Anfang des 16. Jahrhunderts so viele eben diese Götter und ihre Schätze suchen sollten. Dieser geographische Widerspruch wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die Wikinger vom Osten kamen und sich im Westen der Guaranígebiete niedergelassen hatten, und daß die Indianer sehr genau über das Vorhandensein einer Zivilisation auf dem Altiplano Bescheid wußten, im besonderen über Tiahuanacu, wie aus der Erwähnung eines Sees und einer Insel hervorgeht. Es waren die Eingeborenen der Insel Santa Catalina, von denen Alejo García von Potosí und seinen Silberminen sprechen hörte, und es war an der Küste, wo man ihm den Weg dorthin wies. Oder vielmehr: einen der Wege, denn es war vielleicht kein Zufall, daß Ivai, der Name des Flußlaufes, dem Salazar und Trejo folgten, und in dessen Nähe sich die Ortschaft Peabirú befindet, in der Sprache der Guaranís „Paradies-Fluß“ bedeutet. Nun,

die Paradies-Insel war für die Spanier, wie wir gesehen haben, eine der Verkörperungen des Dorados.

4. Die steinerne Karte von Yvytyruzú

Etwa 20 km von Villarica (Paraguay) entfernt konnten wir einen jener Straßenkreuzungspunkte (*Parehá*) ausmachen, die Bertoni erwähnt. Wir wollen ihm das ganze nächste Kapitel widmen, in dem wir sehen werden, daß die mythische „Guaraní-Konföderation“ nichts mit der Angelegenheit zu tun hatte. Aber wir müssen schon jetzt von der Karte sprechen, die wir dort fanden.

Auf einer mit Steinzeichen bedeckten Wand, die so etwas wie ein Hinweisschild der fraglichen Poststation gewesen sein mag, befindet sich eine in den Felsen geritzte Zeichnung, der man auf den ersten Blick keinen verständlichen Sinn beimessen kann. Es handelt sich um eine geometrische Darstellung, die aus einem Kreis in der Mitte besteht, von dem sechs gerade Linien ausgehen, die in Kreisen verschiedener Größe enden, sowie einem weiteren Kreis, von dem eine lange Gerade ausgeht. Zwei derselben verlaufen fast waagerecht und verlängern sich gegenseitig, obwohl sie leicht gegeneinander geneigt sind. Die vier restlichen öffnen sich fächerförmig zur Linken der Erstgenannten (s. Bildtafel IXa und Abb. 15). Im ersten Augenblick könnte man an eine planetarische Darstellung denken, aber diese Annahme hält der geringsten Überlegung nicht stand, denn die fragliche Steinzeichnung entspricht weder der kosmischen Wirklichkeit, wie wir sie kennen,

noch den Vorstellungen, die sich vorkolumbianische Astronomen vom Himmel machen konnten, seien es Ignoranten oder Gelehrte gewesen. Mit anderen Worten, die Zeichnung hat mit nichts Ähnlichkeit. Doch: mit einer Landkarte.

Wir wollen hier nicht die Geschichte der Kartographie repetieren. Aber wir müssen daran erinnern, daß im griechischen und römischen Altertum neben den geographischen Landkarten von der Art des Seefahrers von Tyrus (Phönizien) und des Ptolemäus (Alexandrien) „Straßenkarten“ gebraucht wurden, die sich darauf beschränkten, auf einer geraden Linie die Stationen und wichtigsten Punkte einer Straße anzugeben. In Rom waren sie manchmal etwas komplizierter und gaben, wenn auch stets in Form von Geraden, den Richtungswechsel und die Abzweigungen einer der berühmten Straßen an. Das System wurde im Mittelalter — und vielleicht war es gar keine Neuigkeit — auf die Seekarten angewandt. So entstand die „Kurs-Karte“, deren ältestes bekanntes Exemplar in der *Historia ecclesiastica* von Adam von Bremen aus dem 12. Jahrhundert enthalten ist. Die Richtungen und Entfernungen — diese letzteren in Schiffahrtstagen geschätzt — werden durch gerade Linien bezeichnet, die von einem Kreis ausgehen. Die Inkas verwendeten im Gegensatz zu den Azteken, die sich klassischer Karten bedienten, das gleiche Verfahren, um in bezug auf Cuzco die vier Provinzen ihres Imperiums zu kennzeichnen.

Wir glauben daher, daß die mysteriöse Steinzeichnung wohl eine Erd-Kurskarte oder, wenn man will, ein Richtungsschild wie das sein könnte, das man heute an den Kreuzungen unserer Fernverkehrsstraßen mit den entspre-

chenden Entfernungsangaben antrifft. Ein erster Versuch, die fragliche Figur auf eine Landkarte von Paraguay mit Zentrum in Yvytyruzú anzuwenden, ergab kein brauchbares Ergebnis. Dann erinnerten wir uns, daß die Gewohnheit, den Norden an der Oberkante einer Landkarte anzunehmen, eine (übrigens auch heute noch nicht überall in Südamerika allgemeine, Anm. d. Übers.) Konvention ist, daß die Chinesen und in ihrer Nachahmung auch viele europäische Kartographen dem Süden diesen Platz einräumten und die Azteken den Osten. So kamen wir darauf, daß in diesem Fall der Westen den üblichen Platz des Nordens einnehmen müsse.

So betrachtet zeigt unsere steinerne Kurskarte (s. Abbildung 15) von Ost nach West: den Zusammenfluß des Paraná (Mondai) auf seinem rechten Ufer (Provinz Paraguay) und des Iguazú auf seinem linken (südliche Grenze der Provinz Guayrá), einen unbekannten Ort am südlichen Flußarm, der am Cerro Morotí entspringt, dem Acaray-Guazú, einem Zufluß des Paraná, den Cerro Morotí, Paraguaí, das derzeitige Asunción am Zusammenfluß der Ströme Paraguay und Pilcomayo, in dessen Nähe sich die Pyramide (oder der Dolmen) von Tacumbú mit seinen „Fußspuren des Pay Zumé“ befanden und das Dorf Guaranbaré am Paraguay, sowie schließlich einen nicht identifizierten Punkt dieses Flusses, 50 km Luftlinie südlich von Asunción. Wenn wir die Windungen des Weges berücksichtigen, die die Beschaffenheit des Geländes nötig macht, sind die angegebenen relativen Entfernungen richtig. Die Richtungen sind mit einer Genauigkeit angegeben, die wir auf den spanischen Karten des 18. Jahrhunderts nicht finden. Und die entsprechenden Wege —

der Atlas des argentinischen Militärgeographischen Institutes nennt sie „natürliche Wege“ — bestehen noch heute, wenigstens zum großen Teil.

Aus unserer Entdeckung ergibt sich, daß Yvytyruzú zu einer im Augenblick nicht genau zu definierenden Zeit, die jedenfalls vor der Konquista lag, ein Straßenknoten (Parehá) des Peabirú war. Im geographischen Mittelpunkt des paraguayischen Ostens gelegen und in gleicher Entfernung von den beiden großen Strömen, die es auf drei Seiten umgeben, zeigt seine auf es bezogene Kurs-Karte die Straße nach Guayrá und dem Atlantik, diejenige nach Cerro Morotí, was damals eine bedeutende Ortschaft gewesen sein muß, und die nach Asunción, Ausgangspunkt der Straßen nach Peru.

Yvytyruzú verlor übrigens seine Bedeutung in der Zeit der Konquista nicht, was durch die Tatsache bestätigt wird, daß sich die Spanier darauf beschränkten, ein bereits bestehendes Straßennetz zu benutzen. Bei der Beschreibung des Reiseweges von Alvar Nuñez Cabeza de Vaca führt Días de Guzmán⁷⁵ an, daß der Gouverneur von der Mündung des Iguazú an „die Westroute einschlug und entlang eines Monday genannten Flusses . . . in die Gegend des Gebirges Ibitiruçu gelangte . . .“. Es war dies der normale Weg, um Asunción von Guayrá aus zu erreichen.

5. Straßen für Gold und Silber

Es war offenbar kein Zufall, daß die Spanier in Paraguay, das sie in Asunción umbenannten, die Hauptstadt des

Gouvernements vom Río de la Plata einrichteten, das im Süden bis Buenos Aires und im Osten bis an den Atlantik reichte. Paraguai war in der Tat vor der Konquista das bedeutendste Verbindungszentrum im Osten Südamerikas, von wo, wie wir soeben gesehen haben, die Straße ausging, die über Yvytyruzú an zwei Stellen die Küste erreichte, wo — zu Land leicht erreichbar — die hochseegängigen Schiffe eine sichere Reede antrafen: den Golf von Santos und die Insel Santa Catalina. Hier begann auch der Weg, der entlang des Paraguayflusses vor allem nach dem Norden ging, und der, dem Lauf des Pilcomayo folgend (teilweise noch heute vorhanden) Potosí und darüber hinaus den Titicacasee erreichte und zwar an einem Punkt sehr nahe der Ortschaft, die sich bemerkenswerterweise Guaki oder Guayki nannte. Schließlich sei auch noch der hier vorüberfließende Fluß erwähnt, der im Süden in den Río de la Plata mündet, und der im Norden zu den Xarayes im derzeitigen Mato Grosso führte. Diese letztere Einzelheit hat für uns besondere Bedeutung, da im Norden die Straßen verliefen, die die Spanier benutzten, um von Paraguay, das heißt also vom Atlantik, nach Peru zu gelangen.

Die erste Expedition dieser Art war die des Alejo García, der von Santa Catalina mit vier Gefährten auszog, in der Region von Paraguay 2000 Indianer rekrutierte und sich mit ihnen aufmachte, um „im Westen jene Gebiete zu entdecken und zu erkunden, von woher viele kostbare Gewänder und Gegenstände aus Metall sowohl für kriegerischen wie friedlichen Gebrauch kamen“⁷⁵. Dieses wirkliche Heer zog den Paraguay entlang bis zu einem Vorgebirge (dem Pan de Azucar, Zuckerhut), das den Fluß

an einem Ort beherrscht, der später San Fernando genannt wurde, einige Meilen südlich von Santa María de la Candelaria. Von hier erreichte er durch die Provinz Santa Cruz die Ausläufer der Anden und drang in inkaisches Gebiet vor bis Tomino und Tarabuco. Aber die Charcas, ein Vasallenvolk der Inkas, schlugen sie hier zurück, García mußte umkehren. Er und seine spanischen Gefährten wurden in Paraguay von Eingeborenen getötet.

Die zweite Expedition hatte auch nicht mehr Glück. Pedro de Mendoza, der gerade die zweite Gründung von Buenos Aires vorgenommen hatte, schickte seinen Stellvertreter (im Range eines Aguacil Mayor), Juan de Ayolas, auf Erkundungsfahrt gen Nordwesten. Dieser zog mit rund 170 Mann den Paraná aufwärts und durch Paraguay bis La Candelaria, wo er einen Indianer, einen ehemaligen Sklaven, Alejo Garcías, traf, der ihm versprach, ihn ins Silbergebirge, d. h. also nach Potosí, zu geleiten. Mit 137 Mann zog Ayolas durch den Chaco. Er erreichte Hoch-Peru, raffte eine beträchtliche Beute von Gold und Silber zusammen, stieß aber auf Befestigungen — wahrscheinlich diejenigen, die die Inkas nach dem Einfall Alejo Garcías errichtet hatten — und wurde in Kämpfe mit den Eingeborenen verwickelt. Seitdem fehlt jede Spur von ihm.

Im Jahr 1539 zog der General Domingo de Irala mit 280 Spaniern und einer starken indianischen Hilfsstreitkraft aus, Ayolas zu suchen. Er drang über San Sebastián, acht Meilen vor La Candelaria, in den Chaco ein. Wir zitieren hier den anonymen Bericht eines der Expeditionsteilnehmer: „Am Tag unseres Abmarsches war der Weg

gut, am nächsten war er gut überschwemmt, also schlecht, so daß wir viele Tage lang keinen trockenen Fleck fanden, um auszuruhen . . . wegen des Wassers, das es jeden Tag regnete.“⁷⁶ Es handelte sich also um einen Erdweg, den die Sommerregen — die Expedition fand im Februar statt — unbenutzbar gemacht hätten. Irala mußte umkehren, nicht ohne sich durch die Indianer der Gegend von dem Schicksal unterrichten zu lassen, das Ayolas widerfahren war.

Die vierte Expedition, die unter dem persönlichen Befehl des Gouverneurs Alvar Nuñez Cabeza de Vaca stand, nahm im Jahr 1549 eine Marschroute, die uns eine andere Straße verrät. Er zog den Paraguay aufwärts bis zu der Stelle, wo er Puerto de los Reyes gründete, und drang dann in westlicher Richtung in den Urwald auf einem Weg ein, der ihn in das Silber-Gebirge führen sollte. Aber innerhalb weniger Wochen gingen ihm die Lebensmittel aus, und Nuñez war gezwungen, kehrt zu machen und den Rückmarsch nach Asunción anzutreten. Das änderte nichts an dem Bestehen der Straße der Xarayes, die den Guaranís wohlbekannt war, da sie sie im Verlauf der letzten hundert Jahre mehr als einmal für ihre Einfälle in das Imperium der Inkas benutzt hatten. Das fand Nufrio de Chaves⁷⁷ im Jahr 1559 an Ort und Stelle bestätigt: Ein Indianer zeigte ihm den Weg, dem die Guaranís bis zum Fluß Guapay zu folgen pflegten, das heißt bis vor die Tore der derzeitigen Stadt Santa Cruz.

Den drei soeben erwähnten Wegen, dem vom Pilcomayo, dem von La Candelaria (oder San Fernando) und dem von Puerto de los Reyes, muß noch der von Guarepotí (derzeit Rosario) hinzugefügt werden — wir werden spä-

ter den Beweis seiner Existenz führen — von dem noch heute ein Abschnitt von etwa 150 km erhalten ist.

6. Dänische Ortskunde in Paraguay und Guayrá

Die historische Anwesenheit der Wikinger in Paraguay und Guayrá findet ihre Bestätigung in einer Urkunde von höchster Bedeutung: einer Landkarte (s. Abb. 16), von der wir den uns interessierenden Teil veröffentlichen, und die der Pater Diego de Torres, Provinzial der Gesellschaft Jesu, mit seiner *Carta Annua* vom 17. Mai 1609 nach Rom schickte. Es handelt sich ohne jeden Zweifel um eine Zusammenstellung von Angaben verschiedenen Ursprungs, wie etwa die portugiesische Schreibweise (ta-quarí) des Flusses Tacuarí, eines Nebenflusses des Paranapané, zeigt. Es gibt guten Grund, anzunehmen, daß einige von ihnen von dem Pater Cataldino, dem italienischen Erforscher und Kolonisator des Guayrá, stammen, den wir im Kapitel III ausführlich erwähnt haben. Halten wir fest, daß der Marañón (der obere Amazonas) auf dieser Karte den Namen des ersten spanischen Seefahrers trägt, der ihn befuhr: Orellana, der jedoch nach italienischer Art *Oregliana* geschrieben ist.

Auf diesem Dokument sehen wir als vermeintliches Zentrum des gesamten hydrographischen Systems Südamerikas den mythischen See der Xarayes eingetragen, in den der Madera mündet, der seinerseits die Flüsse Perus aufnimmt, und von dem der Paraguay und der Amazonas angeblich ihren Ausgang nehmen. Zu dieser Zeit war der

Guayrá noch ziemlich wenig bekannt. Die Jesuiten schickten sich gerade an, ihn zu erforschen, um hier künftige Reduktionen einzurichten, was sie einige Jahre später tatsächlich taten. Man sieht auf der Karte nur drei der vier hauptsächlichsten Wasserläufe, die in der Provinz entspringen und in den Paraná münden: den Paranapané, der unter dem Namen Tocanguazú verzeichnet ist, den Pequirí, viel kleiner als er wirklich ist, was darauf hindeuten scheint, daß man ihn nur in Verbindung mit den Ortschaften Ciudad Real und Guayrá an seiner Mündung und dem Dorf Pequirí an seiner vermeintlichen Quelle kannte, sowie den Iguazú. Es fehlt der Ivai, auf dessen Bedeutung wir schon früher hingewiesen haben.

In Übereinstimmung mit dem Gebrauch der Zeit machte der Kartograph die allgemeinen geographischen Angaben in lateinischer Sprache. Die Namen von Ortschaften, Wasserläufen und Stämmen finden wir in Spanisch oder Guaraní (oder doch einem annähernden, wie etwa die Bezeichnung Iguzú statt Iguazú zeigt). Aber es gibt vier Ausnahmen, die nur im Rahmen unserer Untersuchung verständlich werden.

Die erste ist das Wort *Weibingo*. Es erscheint genau über dem Fluß Paraguay, an seinem Schnittpunkt mit dem Wendekreis des Steinbocks, das heißt etwas nördlich vom heutigen Rosario, wo — wie wir gesehen haben — einer der Wege seinen Anfang nahm, der nach Peru führte. Dieses Wort gehört keiner der drei auf der Landkarte verwendeten Sprachen an. Aber in der dänischen hat es eine ganz klare Bedeutung. Tatsächlich ist es aus *vej* (Weg) und *vink* (Zeichen) oder *vinkel* (Winkel) zusammengesetzt. Die beiden letztgenannten Wörter haben übrigens

den gleichen Stamm. Erklären wir noch, daß der Spanier die Buchstaben b und v in gleicher Weise ausspricht, so daß man sie damals ohne Unterschied für den gleichen Laut verwendete, und daß in der späten Runenschrift k und g durch den gleichen Buchstaben bezeichnet werden. Das W zu Beginn des Wortes darf uns gleichfalls nicht erstaunen. Es wird in den germanischen Sprachen wechselweise mit dem v benutzt (dänisch: vinkel, deutsch: Winkel). Und unter den Jesuiten am Río de la Plata waren damals noch die Deutschen keine Seltenheit (bis ihnen der Zutritt zum Vizekönigreich vom Río de la Plata durch königlich spanisches Dekret verwehrt wurde). In diesem Zusammenhang sei auch an die Ähnlichkeit der fraglichen Bezeichnung (*Weibingo*) mit der deutschen Stadt Waiblingen erinnert, der Stammburg der Hohenstaufen, der Waiblinger, deren Name in seiner latinisierten Form als „Ghibellinen“ in der mittelalterlichen Geschichte Italiens eine so bedeutende Rolle spielte. *Weibingo* jedenfalls bedeutet nach unserer etymologischen Untersuchung: Wegzeichen oder Wegwinkel. Und das Wort bezeichnet auf der Karte in der Tat den Ort, wo der Weg nach Peru aus nördlicher in westliche Richtung abbiegt.

Das zweite bemerkenswerte Wort dieser Art finden wir auf der Karte südlich des Paranapané (hier Tocanguazú) und westlich seines Nebenflusses Tacuarí (hier Taquarí). Hier stehen zwei Namen. Einer von ihnen, *Abangobi*, ist falsch geschriebenes Guaraní und leitet sich von *ava* (Indianer) und *hovi* (anhäufen) ab, bedeutet also „Ansammlung von Indianern“. Das aspirierte h des Guaraní wurde in den damaligen spanischen Übertragungen häufig als g wiedergegeben. Das zweite Wort, *Tocanguzir*, ist dänisch.

Es kommt von *toga*, dem Genitiv Plural von *to* (eigentlich Zug, erweitert: Expedition) und *busir*, Nominativ Plural von *bus* (Haus, Häuser). Das *n* zwischen den beiden Wortteilen wurde offensichtlich — wie bei dem vorhergehend erwähnten *Abangobi* — von dem Verfasser aus phonetischen Gründen eingefügt. *Tocanguzir* bedeutet also „Häuser der Expeditionen“. Die Form, in der diese beiden Worte zusammengeschrieben werden, schließt jede Möglichkeit aus, daß es sich um modernes Dänisch handelt. Im 17. Jahrhundert waren die Deklinationen schon längst verschwunden. *Tocabusir* ist daher fraglos ein nordisches Wort. Es kommt hinzu, daß die Worte *Weibingo*, *Tocanguzir* und *Abangobi* von dem gleichen Zeichen begleitet werden, einem kleinen Kreis, der sich an keiner anderen Stelle der Karte findet, und der also offenbar irgendetwas Besonderes kennzeichnen soll. Leider wissen wir nicht genau, was. Wir können höchstens vermuten, daß es sich um Dörfer handelt, möglicherweise andere als die spanischen Siedlungen, die ebenfalls durch einen Kreis bezeichnet werden, aber in Verbindung mit dem doppelten Glockenturm einer Kirche.

Wir haben einige gute Gründe für die Annahme, daß unser Kartograph einen Irrtum beging, als er *Abangobi* und *Tocanguzir* in der Nähe des Parapané erscheinen ließ, einer Gegend übrigens, die er schlecht kannte, da er den Fluß Tacuarí im Westen des Tibagí fließen läßt, während er sich in Wirklichkeit auf dessen Ostseite befindet. Der Name *Tocanguzir* taucht (freilich mit einem *s* an Stelle des *z*) auch in dem Bericht über die Reise von Alvar Nuñez Cabeza de Vaca auf. Bei ihm handelte es sich, wie wir gesehen haben, um den Namen eines Kaziken, dessen

Stamm zehn Tagereisen weit vom Tacuarí lebte, wo sich (in Richtung auf den Pequirí) auf der Karte die gleiche Inschrift befindet. Einen Stamm, seinen Häuptling und seinen Wohnsitz mit einander zu verwechseln hat bei einem Spanier nichts Überraschendes, der eben erst von drüben kam, das Guaraní nicht kannte und gewohnt war, daß der europäische Adel häufig nach seinem Landbesitz genannt wurde. Das gleiche Phänomen ergibt sich, wenn Cabeza de Vaca den Kaziken Tocanguazú erwähnt (sein Sekretär, Pedro Hernández, schreibt: Tocaguazú), den er zwischen Santa Catalina und den Quellen des Iguazú traf. Wer einen Blick auf eine richtige Landkarte wirft (siehe Karte am Schluß dieses Bandes), findet die Erklärung dieses doppelten Irrtums leicht: es gibt im Guayrá zwei Flüsse Tacuarí. Der eine fließt in den Paranapané, der andere in den Tibagí. Nuñez Cabeza de Vaca bezog sich auf diesen letzteren. Aber der Autor der Landkarte von 1609 verwechselte ihn mit dem ersteren. Daher rührt die Verschiebung nach Norden, die gleichzeitig den Namen Tocanguazú erklärt, der irrtümlich dem Paranapané beigelegt wurde.

Nuñez Cabeza de Vaca traf, wie wir gesehen haben, Tocanguazú oder Tocaguazú, ehe er an die Wasserfälle des Iguazú gelangte. Der Kartograph mußte also dies Wort im Osten von Abangobi und Tocanguzir schreiben. Das tat er auch. Aber warum gab er wohl diesen Namen einem Fluß? Einfach deswegen, weil er so ähnlich war wie Iguazú und weil es einen so benannten Wasserlauf irgendwo in der Gegend geben mußte, während sich der richtige Iguazú viel weiter südlich befand.

Guazú bedeutet in der Guaraní-Sprache „groß“ und

kommt in der Topographie der Gegend in zahlreichen Zusammensetzungen vor. Iguazú bedeutet „großes Wasser“ oder „großer Fluß“. Aber die beiden ersten Silben des Wortes Tocaguazú haben in der örtlichen Sprache keinen Sinn. Sie sind, wie wir gesehen haben, der Genitiv Pluralis eines dänischen Wortes. Es ist also wahrscheinlich, daß das Wort eine Ortsbezeichnung der Wikinger ist. Und das ist es tatsächlich. *Guazú* jedoch ist nicht dänisch. Die Erklärung dafür ist merkwürdig. Es handelt sich um eine von den Guaraní vorgenommene Deformierung des Quichua-Wortes *huasi* (Haus), das seinerseits von den Indianern des Altiplano aus dem dänischen *hus* (Haus) gebildet wurde. *Tocaguazú* entstand also aus *Tocahuasi* und ist dasselbe wie *Tocahusir*, welches Wort wir bereits kennen. Der gleiche Name findet sich also auf der jesuitischen Landkarte zweimal, wenn auch in verschiedenen Formen, deren eine eindeutig nordisch ist, während die andere den aufeinanderfolgenden Einfluß von Quichua und Guaraní zeigt.

Im Gebiet des richtigen Iguazú begegnen wir auf der fraglichen Karte dem vierten dänischen Wort und zwar in noch deutlicherer Form als der der vorhergehenden. Es befindet sich in dem Winkel, der von den Flüssen Pequirí und Iguazú gebildet wird, ohne irgendein Zeichen, das sein Vorhandensein rechtfertigen würde. Da steht ganz einfach: *Storting*. So heißt und genauso schreibt sich noch heute das norwegische Parlament. *Storting* bedeutet „Große Versammlung“ und kommt vom nordischen *stor* (groß) und *thing* (Versammlung). Den Laut *th* gibt es im Guaraní nicht, in welcher Sprache der Ausdruck dem Kartographen zu Gehör kam.

Alles läßt also vermuten, daß *Tocaguazú* und *Tocanguzir* Rasthäuser ähnlich wie die *tampu* der inkaischen und vorinkaischen Zeit waren und an der Wikinger-Straße lagen, die von Santa Catalina zur Mündung des Iguazú führte, in deren Nähe sich ein Versammlungsplatz befand, und weiter über Yvytyruzú nach Paraguay (Asunción) und über drei oder vier anschließende Wege nach Peru. So wurde das Netz der „Weichen Wege“ mit den Königlichen Straßen des Imperiums von Tiahuanacu verbunden, deren Verlängerung bis zum Atlantik es darstellte. Gewiß, die Konstruktion war verschieden, wie es auch die Beschaffenheit des Geländes war. Im tropischen Urwald wäre eine gepflasterte Straße bald durch die Kraft der Wurzeln der sie umgebenden Urwaldbäume gesprengt worden. Dank ihrer genialen Technik wußten die Dänen in Paraguay und Guayrá ein schwieriges Problem zu lösen, das ihnen auf dem Altiplano nicht begegnet war.

Waren sich die Verfasser der Landkarte von 1609 über den Ursprung der von ihnen angegebenen Ortsbezeichnungen klar? Anscheinend nicht, denn die *Cartas annuas* erwähnen sie überhaupt nicht. In Europa dagegen wußten einige sehr wohl, was sie davon zu halten hatten. Auf dem 1542 von Vulpus konstruierten Erdglobus (s. Abb. 17) trägt die Küste von Santa Catalina tatsächlich den bezeichnenden Namen *Costa Danea*, was im damaligen Latein durchaus richtig Dänische Küste heißt.

7. Der Zugang zum Atlantik

Die Rekonstruktion des Straßennetzes, das Tiahuanacu mit dem Atlantik verband, bestätigt, was wir im vorhergehenden Kapitel gesagt haben: Der Pater Gnupa folgte auf seiner Reise nach dem Altiplano einem ständigen und in Benutzung befindlichen Weg, der übrigens nicht einmal der einzige war. Über Venezuela und Kolumbien nach Peru gelangt, hatten sich die Dänen beeilt, einen bequemeren Verbindungsweg mit dem Atlantik und über diesen hinweg mit Europa herzustellen, von wo sie gekommen waren. Gewiß, dazu konnte auch der Amazonas dienen. Sie benutzten ihn in der Tat. Aber das Klima muß die Schifffahrt auf diesem Tropenfluß recht beschwerlich gemacht haben. Der Landweg über den Süden war länger, aber angenehmer und wahrscheinlich auch sicherer. Aus den gleichen Gründen benutzten ihn später auch die Spanier.

Das auf den ersten Blick Überraschende ist, daß sich die „Weichen Wege“ nach der Vernichtung des Imperiums von Tiahuanacu, wenn auch nicht in gutem Zustand, so doch überhaupt und jedenfalls ausreichend erhalten haben, um noch 250 Jahre später benutzt zu werden. Die Indianer vermieden, aus welchen Gründen auch immer, und jedenfalls im Guayrá, sie zu benutzen. Sie taten daher gewiß auch nichts für ihre Erhaltung. Sollte man annehmen, daß dies die Vorfahren der Guayakís taten?

V. DIE WIKINGERPOSTSTATION VON YVYTYRUZU

1. Wespen als Wächter

Rund 12 km Luftlinie und 20 km auf einem fragwürdigen Erdweg im Osten von Villarica, einer Kleinstadt im östlichen Teil Paraguays, liegt die Sierra von Yvytyruzú, ein kleines Gebirgsmassiv im Ausmaß von etwa 4 mal 2,5 km. Es hat die Form eines Halbmondes, dessen Spitzen nach Osten weisen. In der Mitte der Rundung liegt ein großer Felsblock von etwa 30 Meter Höhe, der Cerro Polilla (Motten-Berg) oder Cerro Pelado (Kahler Berg) genannt wird, und der eine Art Vorposten der sich dahinter auftürmenden Gesteinsmassen darstellt.

Der Felsblock und das Gestein, auf dem er ruht, hat zwei Fronten. Die eine blickt nach Westen, auf das Gebirge, zu dem er gehört. Die andere, ostwärts gerichtete, überragt um etwa hundert Meter die umgebende Ebene, die im Süden von der Sierra Monte Rosario und im Osten und Nordosten von der Kordillere von Caaguazú begrenzt wird. Die beiden Fronten sind durch einen kleinen Tunnel verbunden, der auf der Westseite in eine natürliche Grotte mündet. Auf der Spitze des Felsens sieht man eine Art Altar, der von Menschenhand in den Stein gehauen wurde. Die Westwand des Felsens, das Innere der Grotte

und die beiden Seiten des Ostausganges des Tunnels sind mit Zeichnungen und Inschriften bedeckt.

Der Cerro Polilla mit seinen „Gemälden“, wie die wenigen Bewohner der Gegend sagen, ist sicher nicht von uns entdeckt worden, wenn wir auch die ersten gewesen sind, die sie gründlich untersucht haben. Die Spanier aus den Zeiten der Konquista müssen sie gekannt haben, da die Straße vom Atlantik nach Asunción über Yvytyruzú führte, wie wir gesehen haben. Der Oberst Fawcett⁶⁸ erwähnt in seinem Reisebericht von 1910 nach dem Hörensagen die in einer unbekannten Sprache verfaßten Inschriften an einer Stelle, die man ihm als in der Nähe der Ortschaft Villa Real liegend bezeichnet hatte. Das war ein einfacher Irrtum, denn es gibt in Paraguay keine Ortschaft dieses Namens. Aber zu der Zeit mußte die Zone schon längst zum Jagdgebiet der Guayakís geworden sein, und man konnte daher nur gewaltsam in sie eindringen. Sie wurde erst einige vierzig Jahre später wieder zugänglich, zumindest wenn sie nicht durch die ständigen Überschwemmungen zur Regenzeit von ihrer Umwelt abgeschnitten ist. Über die Zeichnungen und Inschriften ist jedoch bisher nichts veröffentlicht worden, mit der einzigen Ausnahme eines kurzen Artikels in *La Tribuna* von Asunción, in dem M. Ramiro Domínguez von Guaraní-Symbolen und lateinischen Schriftzeichen spricht. Sein Verfasser zeigte uns liebenswürdigerweise einige Fotos vom Cerro, und was wir darauf sahen, ließ uns sehr ernsthaft an seiner Auslegung zweifeln. Es schien der Mühe wert, sich selbst dorthin zu begeben, um sich die Sache näher anzusehen.

Eine erste Expedition nach Yvytyruzú erbrachte unzu-

reichende Ergebnisse statt irgendwelcher Enthüllungen. Wir stießen auf ein unerwartetes und unvorhersehbares Hindernis: der Felsen beherbergt in seinem Inneren Hunderttausende riesiger roter Wespen, die sich als außerordentlich gefährlich und aggressiv erwiesen. Wir konnten also nur schnell ein paar fotografische Aufnahmen von den Außenwänden machen, um uns fluchtartig zurückzuziehen. Die Entwicklung ließ bei sorgfältiger Behandlung des Negativs und genauer Betrachtung der Kopien zu unserem nicht geringen Erstaunen zwei unverkennbare Drakkars (tatsächlich sind es insgesamt vier) erscheinen, die auf der Originalzeichnung mit bloßem Auge kaum sichtbar sind, und etwa 15 wenig lesbare, aber eindeutig aus Runen bestehende Inschriften. Auch das hatten wir — so wenig wie die wilden Wächter-Wespen — erwartet.

Daß wir es jetzt eilig hatten, eine neue, besser ausgerüstete Expedition vorzubereiten, wird jeder verstehen. Dazu war vor allem spezielles Fotogerät nötig, da wir bisher nur die landläufigen, von Amateuren benutzten Apparate verwendet hatten. Schwerer zu lösen war schon das Problem der Wespen. Natürlich hätte man ihnen mit Gift zu Leibe gehen können. Aber damit hätten wir uns — das war uns sofort klar — des besten Bundesgenossen bei der Konservierung unseres offenbar so wertvollen Fundes beraubt. Denn sie waren es gewesen, die seit wer weiß wie langer Zeit den Ort vor dem Schicksal ähnlicher Sehenswürdigkeiten der Natur bewahrt hatten, nach dem Motto „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände“ mit unzähligen verschlungenen Herzen und Initialen von Generationen verliebter oder normaler Touristen „verziert“ und damit

für unsere Zwecke unbrauchbar gemacht zu werden. Wir überlegten, nach der Methode der Bienenzüchter vorzugehen und uns entsprechend auszustatten. Die dicken Handschuhe und die Gesichtsmaske erwiesen sich als für fotografische Feinarbeit äußerst ungeeignet und die Schutzjacken aus dickem Leinen als für die starken Stacheln der überdimensionalen Wespen keineswegs undurchdringbar. Wir brauchten also noch ein zusätzliches Schutzmittel. Wir fanden es schließlich in Asunción in Form eines Räucherpräparates für Imker, das den Bienen, wie sich in der Praxis zeigte, nicht schadet, sondern ihnen nur bis zu einem gewissen Grad die Angriffslust nimmt und sie mehr oder weniger betäubt. So ausgestattet konnten wir unsere Erhebungen nicht nur von außen, sondern sogar in der Höhle selbst durchführen. Dazu mußten wir uns allerdings zusätzlich mit den landesüblichen *machetes* (Haumessern) bewaffnen, da sich herausstellte, daß die Grotte und der Tunnel mit Wespennestern übersät waren, die es uns unmöglich machten, uns darin zu bewegen. Das wurde kein Vergnügen, denn das von uns verwendete Räuchergas tat zwar die erhoffte Wirkung, drang aber doch nicht in alle Winkel der Grotte ein, so daß wir unsere ohnehin schweißtreibende Arbeit — bei 45 Grad im Schatten! — mit Imkerhandschuhen, Gesichtsmasken und in dickwattierte Uniformstücke gehüllt verrichten mußten, die uns die paraguayische Armee zur Verfügung gestellt hatte.

Aber es lohnte sich. Schon ehe wir das Ergebnis unserer fotografischen Arbeit genau analysieren konnten, blieb uns kein Zweifel: Cerro Polilla war ein Posten der Wikinger. Von dem Lager selbst, das sich dort befunden haben muß-

te, war natürlich keine Spur mehr vorhanden. Der Urwald hatte fraglos seine Ruinen restlos verschlungen. Aber der Felsen war intakt. Und eine recht gut erhaltene Zeichnung an der Decke enthüllte uns seinen hauptsächlichsten Zweck: eine stilisierte Figur stellt einen Läufer dar, der in jeder Beziehung mit denen verglichen werden kann, wie sie die Inkas auf den Königlichen Straßen ihres Reiches zur Übermittlung ihrer Botschaften verwendeten. Die eher deutsch als skandinavisch anmutende Zeichnung erinnert eigenartigerweise an die Figuren, wie sie in der germanischen Ikonographie des Mittelalters auftreten. Das ist keineswegs erstaunlich, da wir wissen, daß die Dänen von Tiahuanacu aus Schleswig kamen, jener Provinz, wo sich im 10. Jahrhundert Dänen und Deutsche miteinander vermischten, wie sie das heute noch tun.

2. Die Orientierungs-Wandkarte

Was am Cerro Polilla sofort die Aufmerksamkeit erregt, ist an seiner Westwand ein großes Dreieck von etwa 15 m Grundlinie und ebensolcher Höhe, das sich durch seine hellere Färbung deutlich vom dunklen Untergrund des Felsens abhebt. Seine Färbung rührt von einer Art Bewurf von etwa einem halben Zentimeter Stärke her, dessen Konsistenz wir bis heute nicht genau untersuchen konnten, so daß wir seine Herkunft nicht mit Sicherheit kennen. Bis zur Höhe von etwa 5 Metern ist dies Dreieck mit Zeichnungen und Zeichen bedeckt, die auf den ersten Blick keinen Zusammenhang erkennen lassen. Sie treten,

da in den Bewurf eingekratzt, dunkel auf dem helleren Grund hervor. Der davorstehende Betrachter sieht links oben die steinerne Kartenskizze, von der wir im vorhergehenden Kapitel gesprochen haben (s. Bildtafel IXa und Abb. 15) und auf die wir daher hier nicht nochmals eingehen. Unten und rechts erscheint eine Reihe linearer Zeichen, die uns nichts bedeuten. Weiter unten und etwas nach links sehen wir ein etwa 75 cm großes Kreuz und rechts davon etwas, was wie ein stilisierter Baum mit einem Nest in seinem Wipfel aussieht, begleitet von einer Reihe wirrer Zeichen, deren einige an unzusammenhängende Runen erinnern. Mitten darunter hebt sich die Darstellung einer Stele ab — denjenigen vergleichbar, die man sowohl in Tiahuanacu als auch in Irland¹ findet — deren menschliches Gesicht mit Hilfe runenähnlicher Zeichen dargestellt ist. Unten finden wir etwas wie eine aufgerichtete Schlange mit großen Runenzeichen, deren Zusammenstellung für uns keinen Sinn ergibt, und schließlich weiter oben eine weitere, aber kriechende Schlange mit großen Zeichen, die gleichfalls Runen sein könnten (s. Bildtafel IXb).

Außer dem Kreuz, von dem wir noch sprechen werden, sagen uns nur der Baum und die Schlangen etwas. Sie lassen uns an den Lebensbaum mit seinem Adlernest und die Weltschlange denken, die der skandinavischen Mythologie und derjenigen Mittelamerikas gemein sind¹. Indessen zögerten die Guayakís, denen wir diese Zeichen zeigten, nicht einen Augenblick, sie zu erklären. Für sie — und wir befragten mehrere von ihnen unabhängig voneinander — handelt es sich um kartographische Symbole: der „Baum“ stellt (mit seinem Stamm) eine Hauptstraße dar, von der

fünf Nebenstraßen (Äste) abzweigen. Die „Schlangen“ sind gewundene Wege, eben „Schlängelpfade“. Die „steinerne Kartenskizze“ — und das bestätigt unsere Auslegung voll und ganz — war also eine Karte, die Siedlungen oder Jagdgebiete mit Kreisen verschiedener Größe und Entfernungsangaben in Tagereisen vom Zentrum aus bezeichnete. Sie nannten uns die Namen, die jedes der ihnen vorgelegten und noch einer ganzen Reihe anderer Zeichen ähnlicher Art in ihrer Sprache tragen. Ja, sie zeigten uns sogar dieselben Zeichen, die sie in die Bäume des Urwaldes eingegraben haben.

Es konnte also keinerlei Zweifel geben: die Hauptwand des Cerro Polilla stellte die Orientierungswandkarte der Poststation dar. Und wenn unsere „Weißen Indianer“ ihre geographischen Zeichen noch kannten und sogar anwendeten, so war das eine neue Bestätigung ihrer Herkunft. Wenn wir einige der Guayakís zum Cerro Polilla hätten mitnehmen können, wären sie sicher imstande gewesen, an Ort und Stelle die Angaben der Orientierungstafel genau zu deuten. Aber das kam unglücklicherweise nicht in Frage.

Auch ohne sie hätten wir gewiß eine zumindest teilweise Erklärung gehabt, wenn es uns gelungen wäre, drei äußerst merkwürdige große Inschriften der Hauptwand zu entziffern, die eine von 37 Schriftzeichen, die andere von 68 und die dritte von 26 (die erstgenannte sieht man oben rechts auf dem oberen Foto der Bildtafel IXb). Diese mit einer Art schwarzen Teers gemalten Zeichen haben, lange Zeit und von allen Seiten den Einflüssen der Witterung ausgesetzt, die Schärfe ihrer Umrisse verloren. So, wie wir sie haben reproduzieren können, haben diese Zei-

chen fast alle das Aussehen von Runen, der größte Teil allerdings in verballhornter Form. Unmöglich, sie zu entziffern, geschweige denn sie zusammenhängend zu übersetzen. Wir werden später noch derselben Form von graphischer Degeneration begegnen.

3. Die Drachenschiffe auf dem Kreuz

Die Zeichen auf der Hauptwand, die wir eben kurz beschrieben haben, gaben uns keinerlei Gewißheit über ihren Ursprung. Und wenn sie sich dort allein befunden hätten, wäre die Annahme berechtigt gewesen, daß sie vor fünfzig oder mehr Jahren von Guayakís gemalt worden wären. Das Gleiche gilt jedoch nicht von dem großen eingravierten Kreuz, das sie begleitet. Mit bloßem Auge erkennt man nichts weiter als die ausgekratzten Umrisse des schwarzen Untergrundes der Felswand. Aber die unzähligen Fotos, die wir davon machten — von allen Seiten und mit allen nur möglichen Belichtungen, mit und ohne Blitzlicht — ließen Zeichnungen und Inschriften von höchstem Interesse sichtbar werden. Wir stehen vor der erstaunlichen und doch vollkommen erklärlichen Tatsache, daß wir zwei völlig verschiedene Bilder erhielten, nämlich eine Überlagerung von zwei Darstellungen aus verschiedenen Epochen.

Auf dem einen dieser Bilder (s. Abb. 19) erscheinen vier mit dunkler Farbe gemalte Drachenschiffe (Drakkars) in ganz unverkennbarer Form, das zweite nur als Silhouette. Das erste und das dritte sind mit Runenzeichen versehen,

die wir zum Teil entziffern konnten. Das Wort mit drei Buchstaben, das sich unter dem dritten Schiff befindet, ist leicht zu lesen (*rij*) und zu übersetzen: es ist das nordische Wort für „Reichtum“. Weniger klar ist die Inschrift, die das zweite begleitet. Sie besteht aus drei Zeilen zu je einem Wort. Die erste ist fast vollkommen verwischt und konnte nicht entziffert werden. Die zweite enthält nur zwei Buchstaben (*ok*), die „und“ bedeuten. Die dritte bleibt teilweise ungewiß. Man liest darauf: *ais* . . *fk*. Die beiden Buchstaben in der Mitte sind nicht genau zu erkennen. Alles, was wir dazu sagen können, ist, daß diese dritte Zeile an einen der Namen des fünften Buchstabens im alten Futhark erinnert: *aizirk*, was Geldstück bedeutet. Wir können diese Auslegung nur als Arbeitshypothese und unter allem Vorbehalt annehmen, glauben aber dazu eine logische Berechtigung zu haben, da es die eindeutig entzifferte Inschrift „Reichtum“ nur bestätigen und präzisieren würde.

Bliebe zu klären, was Drachenschiffe auf dem Cerro Polilla, fast 800 km Luftlinie vom Meer entfernt, zu suchen hätten. Sollten sie an die Schiffe erinnern, die der Pater Gnupa und seine Leute benutzt hatten, um aus Europa hierher zu kommen? Das Kreuz macht diese Annahme höchst wahrscheinlich. Aber warum werden sie uns dann als mit Reichtümern beladen dargestellt? Sollte man vermuten dürfen, daß diese Schiffe und vielleicht andere davor und danach Silberladungen aus den Minen von Potosí nach Europa brachten? Man kann diese Möglichkeit a priori nicht von der Hand weisen.

Neben den Drakkars enthält dieses erste Bild des Kreuzes vom Cerro Polilla etwa 15 Inschriften von je vier bis

zwölf Buchstaben, die fast alle perfekte Runen sind. Keines dieser Worte hat jedoch bisher übersetzt werden können. Vielleicht handelt es sich um eine Geheimschrift, die die Skandinavier gern anwendeten, oder um irgendein neues Runenalphabet, das erdacht wurde, um die Eingeborensprachen Quetchua, Aymará oder Guaraní zu schreiben.

Dieser Beschreibung fügen wir zwei Jahreszahlen (siehe Abb. 20) hinzu, von denen die eine — 1431 — so klar wie möglich ist, während die andere, die sich unter der Inschrift des ersten Dakkars befindet, und die man sehr wahrscheinlich als 1433 lesen muß, eine etwas ungewisse Ziffer enthält. Die Tatsache, daß diese Jahreszahlen auf demselben Foto wie die Schiffe erscheinen, bedeutet nicht unbedingt, daß sie auch zur gleichen Zeit wie diese gezeichnet wurden. Verwendeten die Dänen von Tiahuanacu im 15. Jahrhundert noch Drachenschiffe? Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Wir weisen darauf hin, daß wir in dem fraglichen Gebiet auch noch eine jüngere Jahreszahl gefunden haben. In einer Entfernung von 14 km von der Guayakísiedlung Cerro Morotí entdeckten wir tatsächlich an dem Bogen einer Naturbrücke eine aus degenerierten Runenzeichen bestehende Inschrift, in der man deutlich (s. Abb. 20) die Jahreszahl 1457 erkennen konnte. Beachtlich ist das Detail, daß die 7, die der unsrigen völlig gleicht, für die damalige Zeit eine archaische Form hat, wie sie im 10. Jahrhundert gebraucht wurde. Um diese Zeit brach Ullman von Europa auf.

4. Das Bild des Sonnengottes

Die zweite Schicht von Inschriften auf dem Kreuz — die zweite in sachlicher, nicht zeitlicher Reihenfolge, die zu bestimmen uns bisher noch nicht möglich war — ist mindestens so bedeutend wie die erste, wenn nicht noch bedeutender. Wir sehen darauf tatsächlich das Bild eines Wikingers (s. Bildtafel VIII) mit Bart und den Kopf mit einem Odin-Helm bedeckt. Diese Gestalt sitzt in Herrscherpose, die Hände auf die Knie gestützt. Ihre Gesichtszüge sind ausgesprochen nordisch, aber sie hat einen Brustkasten, der so außerordentlich entwickelt ist wie bei den Menschen, die in großen Höhen leben — und wie ihn die Guayakís unserer Tage haben. Bekleidet ist sie mit einer Art Waffenrock — möglicherweise einem Kettenhemd — mit Schutzkrause, aber ihre Füße scheinen unbekleidet zu sein. Zu ihrer Linken sieht man ein undeutliches Motiv, das zu deuten zu versuchen hier nicht geraten scheint. Unten rechts ist ein menschliches Wesen in kauender Stellung im Profil, das Gesicht aber von vorn zu erkennen. Zwei weitere Gesichter, jedoch ohne die dazu gehörigen Körper ergänzen das Ganze.

Wer ist dieser Krieger — Gott oder Herrscher? Sein Helm erlaubt uns, die Frage zu beantworten. Auf seiner Stirnseite entziffert man tatsächlich ohne Schwierigkeit einen Teil einer Runen-Inschrift, die, wie die Buchstaben gezeichnet sind, offenbar um den ganzen Helm läuft. Wir erkennen deutlich die Runenzeichen Wunjo, Fehu, Ehwaz, Solewu und Ansuz. Es folgt ein unleserlicher Buchstabe. Übertragen bedeuten diese Zeichen: *vfesa*, was selbst dann keinen Sinn zu ergeben scheint, wenn man das *v* als den

letzten Buchstaben eines vorhergehenden Wortes betrachtet, dessen Anfang unerkennbar bleibt. Nimmt man jedoch die ideographische Bedeutung der eindeutig entzifferten Runen, werden sie verständlich: Sinnlichkeit, Reichtum, Pferd, Sonne, Gott (Ase). Unter Berücksichtigung des sächsischen Genitivs wird die Wortgruppe Sonne-Gott — man weiß, daß die Asen die wichtigste Götterfamilie der skandinavischen Mythologie waren — offensichtlich zu Sonnen-Gott, dem Gott, der die Sonne lenkt. Andererseits ist der „Gott des Pferdes“ derjenige, den man gewöhnlich zu Pferd darstellt, nämlich Odin. Die drei fraglichen Zeichen würden also bedeuten: Odin, der Sonnengott.

Das Vorhandensein der beiden ersten Buchstaben, Wunjo (Sinnlichkeit) und Fehu (Reichtum), die mit Odin nur eine entfernte Beziehung zu haben scheinen, wäre weniger leicht zu erklären, trüge das Bild des Sonnengottes nicht überlagert eine Linie von Runenzeichen, die einwandfrei zu entziffern ist, und die wir auf der Abbildung 21 wiedergeben. Ihre Übersetzung ergibt: *sakhoberg*. Das ist nicht nur für Kenner nordischer Sprachen, sondern für jeden verständlich, der einigermaßen Plattdeutsch versteht: Sakh ob Berg = die Sache auf dem Berg, wobei man die in der Runenschrift allgemein übliche Gewohnheit zu berücksichtigen hat, daß ein doppelter Konsonant nur einmal geschrieben wird. *Sakhoberg* hieße also frei, aber sinngemäß übersetzt:

Was auf dem Gebirge (war).

Der Sonnengott hatte seinen Sitz, wie wir wissen, tatsächlich in Tiahuanacu, auf der Hochebene der Kordillere, und mit der Erinnerung an ihn waren für die in den para-

guayischen Urwald geflüchteten Dänen die Begriffe von Sinnlichkeit und Überfluß verbunden, das heißt eines leichten und angenehmen Lebens, wie es ihre Vorfahren einst geführt hatten.

Die in altem Futhark verfaßte Inschrift auf dem Odinhelm ist durchaus klassisch, ohne irgendeine Abweichung oder phantasievolle Hinzufügung. Die ungewöhnliche Ausdehnung nach dem rechten oberen Ende des Grundstriches des ersten Buchstabens ist wahrscheinlich nichts anderes als das Ergebnis der Überlagerung von Schriftzeichen, die zu verschiedenen „Schichten“ der Inschriften gehören. Sie hat im übrigen keinerlei Bedeutung.

Auf dem oberen Teil des Kreuzes, dort wo ein Kruzifix normalerweise die Buchstaben „INRI“ trägt, finden wir eine Gruppe von Zeichen (s. Abb. 22), die halbkreisförmig gezeichnet sind und keinen alphabetischen Sinn ergeben, wohl aber einen ideographischen, der sehr deutlich die Erinnerung an den Pater Gnupa wachruft. Tatsächlich ergeben sich von links nach rechts die Zeichen Laguz und Thurisaz (in Verbindung = Gewitterschwüle), Perthar (Wald), Solewu (Sonne), ein Zeichen, das keine Rune ist, aber den Mond in seinem dritten Viertel darstellt, Fehu (Reichtum) und Odala (Erbschaft). Das ergibt:

*Im schwülen Urwald (erinnern uns) die Sonne
und die Gezeiten des Meeres an die Reichtümer
unseres Erbes.*

Der Pater Gnupa war tatsächlich — wie die Sonne — von Osten und über das Meer gekommen.

5. Genaue geographische Angaben

Rechts von dem großen Dreieck auf der Hauptwand gewinnt der Felsen seine natürliche dunkle Farbe wieder. An seinem Rand bemerkt man jenseits einer unleserlichen, aber auf der Westseite des *Pareha* zu erratenden Inschrift zwei Keltenkreuze (s. Bildtafel Xa), deren eines nicht wie üblich kreisförmig sondern viereckig mit abgerundeten Ecken beschriftet ist. Unmittelbar rechts daneben — immer vom Betrachter aus gesehen — erscheint eine Inschrift (s. Abb. 23) in großen Buchstaben, die in den Felsen getrieben sind. Sie ist mit bloßem Auge zu lesen und leicht zu entziffern, obwohl irgendein krimineller „Restaurator“ nichts Besseres zu tun hatte, als die Zeichen mit einem spitzen Instrument zu bearbeiten, um ihnen das lateinische Aussehen zu geben, das sie seiner unmaßgeblichen Meinung nach haben müßten. Glücklicherweise war diese „Bearbeitung“ nur oberflächlich und konnte die tiefe Gravierung der ursprünglichen Inschrift kaum beeinträchtigen.

Diese ist durch eine natürliche Falte im Gestein in zwei ungleiche Teile geteilt. Links sehen wir in drei Zeilen sieben Zeichen, von denen vier unverständlich sind. Die beiden ersten sind miteinander verbundene Runen, die fraglos uns unbekannte geographische Symbole darstellen. Die beiden anderen, deren Übertragung *uü* ergibt, haben keinen Sinn. Die drei letzten dagegen scheinen *ote* (*otte*) zu ergeben, was im Nordischen „acht“ bedeutet.

Die erste der beiden Zeilen auf der rechten Hälfte ist leicht zu übertragen, was wir tun, indem wir die Worte von einander trennen: *soth ruitha brukk*. Es folgt ein Zei-

chen, das keine Rune ist und das ein a sein müßte, um das Wort *brukka* zu vervollständigen, das „Faltengebirge“ oder „kleine Bergkette“ bedeutet. Das *th* von *ruitha* ist teilweise ausgelöscht, ebenso wie die zweite Spitze des *h* von *brukka*. Von diesen kleinen und leicht zu korrigierenden Anomalien abgesehen, ergibt sich leicht folgende Bedeutung:

Hinter der kleinen Kette von roten Bergen.

Halten wir fest, daß die Berge und Hügel dieser Gegend tatsächlich von einem schönen Rot sind, wenn wir von der Vegetation absehen. (Das ist auf den Eisengehalt der Erde zurückzuführen, die der benachbarten argentinischen Provinz Misiones den Namen „Land der roten Erde“ eingetragen hat. Anm. d. Übers.).

Die zweite Zeile der Inschrift ist teilweise ausgelöscht. Wir können nur das erste Wort entziffern: *soth*, „jenseits von“. Es folgen zwei Buchstaben, von denen nur Reste erkennbar sind, wahrscheinlich *r* und *f*.

Die geographischen Symbole des *Pareha* waren also von Inschriften in reinstem Nordisch begleitet. Diejenige, die wir eben übersetzt haben, ist relativ jung. Ihre Runen gehören tatsächlich dem neuen Futhark an, und an einigen erkennt man sogar — am *t* der dritten Zeile links und am *f* der zweiten rechts — einen deutlichen lateinischen Einfluß auf ihre Formgebung.

Noch weiter rechts finden wir eine zweite Inschrift der gleichen Art (s. Abb. 24), die aber mit Farbe geschrieben und nicht eingemeißelt ist. Sie scheint noch jüngeren Datums als die vorher Erwähnte zu sein, denn trotz des Vorhandenseins des *o* und *v* aus dem alten Futhark findet man zweimal das *m* des späten Dänisch, ohne von dem *ü*

des pointierten Futhark zu sprechen, das hier übrigens merkwürdigerweise umgekehrt erscheint. Das *t*, und *th* und das *f* haben die lateinische Form. Am Ende der ersten dieser beiden Zeilen steht ein Zeichen ähnlich, bloß noch phantasievoller, wie das, dem wir an derselben Stelle der vorhergehenden Inschrift begegnet sind. Das läßt daran denken, daß es sich um irgendein geographisches Symbol, vielleicht sogar einen Richtungshinweis handelt. Am Ende der zweiten Zeile sieht man ein anderes Zeichen, das nicht weniger unverständlich ist, wenn es sich nicht um eine stilisierte Hand handelt, die nach Norden weist. Alle Buchstaben sind deutlich gezeichnet mit Ausnahme des vierten der ersten Zeile, wo der untere Teil der ersten Linie verwischt ist.

Die Übersetzung läßt kein Zögern zu: *tüthhof om vrith rimi*. In dem Wort *tüthhof* (tatsächlich: *töthhof*, denn *ü* und *ö* werden durch den gleichen Buchstaben bezeichnet; oder in normalisierter Schreibweise: *döthhof*) ist die Wiederholung des *h* nichts anderes als die Folge der Umwandlung der Rune Thurisaz in *th*. Die Übersetzung des nordischen Textes ist ganz einfach:

*Begräbnisstätte am (oder: auf dem)
wildem Bergzug.*

6. Ein ungewöhnliches Meisterwerk

Wenn noch der geringste Zweifel über die Herkunft der „Männer vom Titicacasee“ bestände, so würde die Untersuchung der Grotte, die sich an die soeben von uns beschriebene Wand schließt, genügen, um ihn zu zerstreuen.

Man sieht tatsächlich an ihrer Decke in Stein gehauene Verzierungen, darunter neben zweitrangigen Motiven vor allem vier strahlende Sonnen (oder Sterne), die man in keiner Weise mit den Produkten der jungsteinzeitlichen Kunst weder Amerikas noch Europas vergleichen darf. Die Teilfotografie, die wir hier wiedergeben (s. Bildtafel X), macht das einzigartige Talent und die ebensolche Technik eines Künstlers offenbar, der fraglos nur einem weißen Volk von hoher Kulturstufe in einer seiner großen Epochen angehört haben kann. Wir sagen deswegen einem weißen Volk, weil die Dynamik der Darstellung allen bekannten Bekundungen indoamerikanischer Kunst, die eminent statisch sind, völlig fremd ist.

Die Wände der Grotte sind buchstäblich bedeckt mit Runeninschriften der verschiedensten Stile, die einen langen Prozeß der Entartung der Schrift aufzuzeigen scheinen. Die meisten bestehen aus mehreren Zehnerreihen von Zeilen und sind mit Tusche in klassischen Runen geschrieben, obwohl auch einige phantastische Deformationen vorkommen, die jedoch auch von einer ungenauen Aufnahme herühren können. Denn mit Ausnahme einiger weniger Bruchstücke sind diese Zeilen fast vollkommen verlöscht, so daß man sie eher erraten als erkennen kann (s. Abb. 25 und Bildtafel XI). Vielleicht wäre es möglich, sie zu entziffern, wenn man der verwendeten Farbe durch irgendeine chemische Prozedur neue Leuchtkraft geben könnte. Aber dazu wären Mittel nötig, über die wir leider im Augenblick nicht verfügen. Das ist bedauerlich, denn derartig lange Texte müssen ganze Romane enthalten.

Auf graphisch niedrigerem Niveau befinden sich gemalte (s. Abb. 26) und gravierte (s. Abb. 27) Inschriften, die für

uns jeder Bedeutung entbehren. Ihre zweigehörnten Buchstaben sind, zumindest allgemein, noch Runen, aber so deformiert, daß sie meist unerkennbar bleiben. Im selben Stil ist auch die Inschrift der Jahreszahl 1457 gehalten, die wir bereits erwähnten. Etwas weiter unten erscheinen, mit brauner Tusche gemalt, einige einzelne Wörter (siehe Bildtafel XI rechts oben) und einige Monogramme (siehe Abb. 28), die erkennen lassen, daß sich ihr Autor an Runen inspirierte, aber nicht mehr. Sie sind völlig unverständlich. Schließlich weisen wir noch, als letzte Etappe dieses Degenerationsprozesses, auf eine Inschrift reinen Guayakíursprungs hin, von der Art, wie wir sie im Kapitel I beschrieben haben.

7. Der Höhepunkt des Festes

Rechts und links vom Ausgang des Tunnels auf der Ostseite des Cerro Polilla sieht man einige in den Stein geritzte Zeichnungen (s. Bildtafel XIb), deren eine nicht ohne künstlerischen Wert ist und eine hinter einem Schiff aufgehende Sonne zeigt. An der Seite dieses Schiffes befindet sich eine Inschrift (s. Abb. 29) in Runenzeichen, deren Übertragung *sbirz üth* ergibt, gefolgt von einem nicht erkennbaren Zeichen. Obwohl die beiden Worte drei Rechtschreibungsfehler enthalten, ist ihr Sinn vollkommen klar. Richtig geschrieben müßte es *svirs oth* heißen, was aus dem Nordischen übersetzt heißt:

Der Höhepunkt des Festes.

Um den Laut *v* zu schreiben, der im neuen Futhark durch

kein eigenes Zeichen ausgedrückt wird, hätten wir eigentlich ein *f* und nicht ein *b* verwenden müssen. Andererseits hätte der Genitiv, in dem das erste Wort steht, durch ein *s* gekennzeichnet werden müssen und nicht durch ein *z*, das aus dem pointierten Futhark stammt, ein Irrtum, auf den wir schon bei der Beschreibung des Bruchstückes CM -4 der Schatzkasten-Urne (Kap. II) hingewiesen haben. Schließlich ersetzt das *ü* (anscheinend ein großes lateinisches *A*), das normalerweise die Laute *ü* und *ö* darstellt, hier das *u*, das im späteren Futhark für die Laute *u* und *b* gebraucht wurde. Der Verfasser der Inschrift war offensichtlich kein Schriftgelehrter. Angesichts des späten Stils der von ihm gekritzelten Runen handelte es sich bei ihm fraglos um einen im 13. Jahrhundert aus Europa gekommenen Seemann, für den die *Pareha* von Yvytyruzú nichts anderes als eine Herberge nach langer, beschwerlicher Reise war, das heißt der rechte Ort, um Feste zu feiern. Auch die Guayakís bewahrten diese Sitte bis vor noch nicht einmal 50 Jahren.

Auf der Hauptwand im Westen links von dem Eintritt zur Grotte ist eine andere Inschrift (s. Abb. 30) zu sehen, die aus derselben Zeit zu stammen scheint. Unter einer der wenigen Inschriften, mit denen sich hier zeitgenössische Schmierfinken den Wespen zum Trotz verewigten, kann man tatsächlich das nordische Wort

storm = *Sturm*

lesen.

Hier ist die Schrift gut lesbar, aber ausgesprochen dekadent. Das merkwürdigerweise horizontal liegende *s* und das mit ihm in gewisser Weise verbundene *t* haben hier eine lateinische Form, und das *u* nimmt das Aussehen

eines griechischen Pi an. Dies und die Verwendung des *m* aus dem pointierten Futhark weisen auf einen späten Stil hin.

Wir finden also auf dem Cerro Polilla korrekt geschriebene Runeninschriften mit Buchstaben aus dem alten Futhark, das im 10. Jahrhundert durch die Vorfahren der Wikinger von Tiahuanacu nach Amerika kam, und andere, modernere, die im neuen Futhark geschrieben wurden, gelegentlich ein wenig latinisiert und mit Zeichen aus dem pointierten Futhark durchsetzt, die aus dem im 13. Jahrhundert wiederhergestellten Kontakt mit Europa stammen dürften. Nach der Zerstörung des Imperiums von Tiahuanacu fuhren die in den paraguayischen Urwald geflüchteten Dänen fort, die Weichen Wege und ihren *Pareba* zu benutzen und instandzuhalten, und wir finden ihre Spuren in Yvytyruzú. Aber unter den schwierigen Verhältnissen, die ihnen das ungewohnte Milieu auferlegte, konnten diese Menschen, deren kulturelles Niveau wir übrigens nicht kennen, das Erbe ihrer Ahnen nicht wahren. Die Runenschrift entartete langsam, um schließlich nichts weiter zu sein als eine Sammlung symbolischer Zeichen, von denen einige die Guayakís unserer Zeit noch gebrauchen. Die (unverständliche) Inschrift an der Brücke, die wir in der Umgebung des Cerro Morotí entdeckten, zeigt uns, daß die Weißen in Paraguay noch im Jahr 1457 den christlichen Kalender benutzten, den ihnen der Pater Gnupa gebracht hatte. Sie stammten daher gewiß nicht von Wilden ab, obwohl sie derartig degeneriert waren, als die Normannen kaum 45 Jahre später an die Küsten des Guayrá kamen — oder zurückkehrten.

VI. GNUPAS LAND

1. Die Erben der Wikinger

Woher kam diese geheimnisvolle Persönlichkeit, die die Dänen Südamerikas unter dem Namen Gnupa, Pater Gnupa, kannten, und deren Reiseweg von der Küste des Atlantik bis zum Ufer des Titicacasee wir rekonstruiert haben? Die Ruinen von Tiahuanacu geben uns in dieser Beziehung einen genauen Hinweis, da wir unter ihnen Motive von Skulpturen der Kathedrale von Amiens finden. Wir dürfen daher als Arbeitshypothese annehmen, daß der Pater Gnupa aus der Hauptstadt der Pikardie kam, deren natürlicher Hafen in weniger als 100 km Entfernung Dieppe in der Normandie war. Von Dieppe aus wurden schon im Mittelalter häufige Reisen nach den amerikanischen Küsten gemacht, wie heute trotz des Kolumbus-Mythus eindeutig erwiesen ist.

Als sich die dänischen und norwegischen Wikinger des Jarl Hrólf, der zum Herzog Rolon geworden war, endgültig auf fränkischer Erde niedergelassen hatten, waren sie zwar sanfter geworden, hatten aber gewiß nicht auf die großen Abenteuer verzichtet, wie sie noch wenig als hundert Jahre später mit der Eroberung Englands, der alten dänischen Besetzung, die sie den Sachsen entrissen,

und bald darauf mit derjenigen Siziliens beweisen sollten, wo sie ein Königreich gründeten. Obwohl sie sich schnell französisiert hatten, war andererseits der Kontakt mit ihrem Ursprungsland nicht verloren gegangen. Diese Krieger waren auch Kaufleute, und ihre Schiffe mußten häufig die Häfen Skandinaviens anlaufen. Dort war es unvermeidlich, daß sie von Grönland, Markland und Vinland hörten, wo die Norweger im 10. Jahrhundert ständige Kolonien eingerichtet hatten, mit denen sie bis ins 14. Jahrhundert laufend Verbindung hielten.

Wir wissen aus den Sagen, daß die Brüder Adalbrand und Thorvald, isländische Priester, „Terra Nova“ (Nyjaland) entdeckt hatten, das zu erforschen der norwegische König Eirik im Jahr 1290 einen gewissen Rólf beauftragte, was dieser auch getan haben muß, da er bei seinem fünf Jahre später erfolgten Tod den Beinamen Landa-Rólf, Länder-Rolf, Rolf der Erforscher, trug. Die Annalen von Skáltholt⁷⁸ berichten, daß im Jahr 1347, also mitten im 14. Jahrhundert, „auch ein Schiff aus Grönland kam, weniger groß als diejenigen, die von Island kommen; es machte im äußeren Straumfjord fest; es hatte keinen Anker und trug 17 Mann, die nach Markland gereist waren, aber hier (in Island) in den Stock geworfen worden waren.“ Im Jahr 1354 befahl König Magnus dem Poul Knudsson, eine Expedition auszurüsten, um in Vinland die Überlebenden der grönländischen Niederlassungen wiederzufinden, und alles scheint darauf hinzuweisen, daß die Skandinavier das Gebiet der Großen Seen erreichten, obwohl auch (immer geringer werdende) Zweifel daran geäußert werden.

Was das „Grüne Land“ betrifft, so wissen wir, daß sein Bi-

schofssitz Gardar im Jahr 1342 von seinem letzten Inhaber verlassen wurde. Die Plünderung von Eystribygd durch die Engländer beweist, daß ein Teil der Bevölkerung, die — wenn wir Gissle Odsson, Bischof von Skálholt im 18. Jahrhundert, glauben dürfen — zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt war, noch im Jahr 1418 auf der Insel lebte. Ja sogar noch später, da im Jahr 1431 Eric von Pommern, König der skandinavischen Union, bei den Gesandten des Königs von England lebhaft gegen den Schmuggel und die Seeräuberei protestierte, denen sich die Engländer in den norwegischen Kolonien Island, Grönland, Shetland und Orkaden und „in den sonstigen Inseln, die Norwegen gehören“, widmeten. Er erhielt Genußtunng, zumindest auf dem Papier. Durch den Vertrag von 1432 verpflichtete sich Heinrich IV., die Opfer zu entschädigen und seinen Untertanen bei Androhung der Todesstrafe zu verbieten, irgendeinen Kontakt mit den norwegischen Kolonien zu unterhalten, es sei denn im Fall von Schiffbruch, ein Verbot, das mit den Verträgen von 1444 und 1449 erneuert wurde.

Es ist also keineswegs überraschend, daß Sebastián Cabot, als er im Jahr 1496 im Dienst Englands die Küsten Nordamerikas erforschte und dabei „Nyjaland“ (Neues Land) wiederentdeckte, sich darauf beschränkte, den norwegischen Namen in Latein zu übersetzen. In bezug auf diese Reise schreibt übrigens der Kanzler Bacon zutreffend und loyalerweise, daß „sich die Erinnerung an einige schon früher im Nordwesten entdeckte Länder erhalten hat, die man für Inseln hielt, die aber in Wirklichkeit zum nordamerikanischen Kontinent gehörten“. Offensichtlich handelt es sich dabei um die „anderen Inseln“, die König

Eirik meinte, und besonders um die, die der italienische Kartograph Andrea Bianco in seiner Karte von 1436 an der Stelle, wo Terranova liegt, mit dem Namen oder der Bezeichnung *Stocafixa* erscheinen läßt, was eine eindeutige Verballhornung von *Stockfisch* ist, dem beliebten und in allen germanischen Sprachen so genannten Trockenfisch.

Die Normannen waren gewiß nicht schlechter informiert als die Engländer oder Italiener. Lange vor Kolumbus suchten sie wie auch bretonische, gaskognische und baskische Fischer mit ihren hochseegängigen Fischereifahrzeugen eifrig die Fischbänke von Terranova auf. Die Archive von Honfleur in der Normandie und Saint-Malo in der Bretagne beweisen, daß im 15. Jahrhundert⁷⁹ bedeutende Fischereiflottillen sich alljährlich dorthin begaben. *Terra Nova* war übrigens damals so bekannt, daß sich keinerlei Widerspruch erhob, als die Portugiesen nach der ersten Reise des Kolumbus versicherten, Joao Vaz Cortereal habe im Jahr 1463 bei einer Expedition nach den *Bacalaus* die Neue Welt entdeckt. Ob Cortereal nun nach Terranova gelangt war oder nicht — entdeckt hatte er überhaupt nichts, da schon seit Jahrhunderten alle Welt dorthin fuhr, vor allem aber die Bretonen und Normannen. Das beweist ein Brief der Königin Juana von Kastilien, der die im Jahr 1511 von ihrem Vater Fernando von Aragón dem Katalanen Juan de Agramonte erteilte Genehmigung wiedergibt, „ein Land, das Terranova genannt wird, zu entdecken und zu finden“. Der König bestimmte, daß alle Besatzungsmitglieder ausschließlich „natürliche Untertanen dieser Königreiche“ sein mußten mit Ausnahme von zwei Steuerleuten, die

„Bretonen oder Angehörige einer anderen Nation, die schon einmal dort gewesen sind“, sein sollten.

Terranova wurde tatsächlich, wir wiederholen es, schon seit langer Zeit angelaufen. Im Jahr 1539 verfaßte der Kapitän Jean Parmentier aus Dieppe die erste Beschreibung von Franciscana, die 15 Jahre zuvor von Verrazano als Land entdeckt wurde, „das seine Bewohner Norumbega nennen“⁸⁰. Die zur Illustrierung dieses Berichtes von Gastaldi (übrigens sehr ungenau) gezeichnete Landkarte zeigt uns die *Terra di Norumbega* als eine Insel, die sich zwischen dem Bretonischen Kap und einem Meeresarm erstreckt, der auch Neu-Frankreich umspült und der Kennebek zusammen mit dem Fluß de la Chaudière sein muß. Diese Insel entspricht genau Acadia (Neu-Braunschweig und Neu-Schottland) und dem südlichen Teil des nordamerikanischen Staates Maine im Westen des Kennebek.

Auf der Landkarte von Gastaldi finden sich verschiedene Namen: (von Osten nach Westen) Kap der Bretonen (heute Kap Canseau), Port du Refuge, Port-Réal und Le Paradis an der Küste gegenüber der Insel Briso, Flora etwa in der Mitte der Küste von Norumbega und schließlich Angoulesme nahe an der Westgrenze des Territoriums. Auf dem Globus von Ulpius (1542) erscheint bei 43° 44' nördlicher Breite die Stadt Normanvilla, die die Hauptstadt der Gegend gewesen zu sein scheint.

Norumbega, Angoulesme, Normanvilla . . . Diese Ortsbezeichnungen sind etwas eigenartig, wenn man bedenkt, daß weder die Franzosen noch sonst irgendjemand in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Acadia offiziell kolonisiert, ja nicht einmal erforscht hatte. Denn Norumbega

läßt zwangsweise an Norwegen, an Noroenbygd, das Land der Nordmänner oder Norweger denken. Angoulesme ist der Name einer französischen Stadt. Normavilla kann eine italienische Abwandlung von *Normannavirk* sein (was freilich eher Normannavilla oder Normavilla hätte ergeben müssen) und würde dann von den skandinavischen Besiedlern Marlands stammen, oder von Normanville, was ein neuer Beweis für die Anwesenheit von Normannen im Mittelalter auf dieser *Terra nova* sein würde, die nicht nur die Insel umfaßte, die heute noch diesen Namen trägt, sondern auch Norombega und Gaspesia. Nebenbei bemerkt muß es seine guten Gründe gehabt haben, daß die erste in Kanada gegründete Stadt Montréal genannt wurde, zu Ehren nicht des Königs, wie man annehmen könnte, sondern der Hauptstadt des normannischen Königreiches von Sizilien, Montreale — und das, obwohl Jacques Cartier Breton war.

Die zeitgenössischen Chroniken der französischen Konquista sind übrigens mit merkwürdigen Berichten über das Vorhandensein europäischer Kolonien in Kanada vor Kolumbus angefüllt. Im Jahr 1541 berichtet z. B. Jean Alphonse, der Steuermann, der Roberval auf seiner Reise nach Neu-Frankreich begleitete, daß er Norombega bis zu der Bucht am 42. Breitengrad Nord, die sie von Florida — wahrscheinlich die Bucht von Long Island — trennt, erforschte, und daß in dem Land „die Leute viele Worte gebrauchen, die an Latein anklingen, und die Sonne anbeten, und es sind schöne Menschen, und die Männer sind groß“. Im Jahr 1607 fand Champlain in der Französischen Bucht von Fundy an der Nordküste von Acadia ein Holzkreuz. Es war sehr alt, ganz mit Moos bedeckt

und fast ganz verfault. Die Eingeborenen von Kap Breton und diejenigen vom Fluß Saint-Jean machten das Kreuzeszeichen. Die Bewohner von Acadia erwähnten die Sintflut und die Heilige Dreifaltigkeit, deren eine Person sie Messou (mesú), Erlöser wie den Messias nannten, dessen Mutter, wie uns der Pater Théodat berichtet, „in etwa die Mutter Unseres Herrn Jesuchrist darzustellen scheint“. Sie gaben dem Sonnengott die Namen Jesus, Kesus, Kisu und Cisci, je nach den verschiedenen Stämmen. Selbst noch im 18. Jahrhundert war in ihren Gesängen das Halleluja zu hören. Auf diesem Gebiet können die Missionare gewiß bei allem guten Glauben nicht sonderlich objektiv sein. Aber es ist insgesamt doch kennzeichnend, daß ernsthafte Leute jener Zeit, Laien wie Kleriker — Champlain, Lescarbot, Nicolas Denys, Msgre. de Saint-Vallier, Pater Le Clerq — zu dem Schluß gelangt sind, daß das Christentum in dem Land schon vor der Ankunft der Franzosen verbreitet wurde⁸¹.

Die europäische Anwesenheit muß auch anthropologische Spuren hinterlassen haben. Ohne auf die „weißen Eskimos“ von Labrador¹ zurückzukommen, erwähnen wir den Fall des *sagamo* (Kaziken) der Souriquois von Neu Schottland, Membertou, dessen Name, wenn wir ihn der beiden letzten Vokale entkleiden, deutlich germanischen Klang hat: „Er war bärtig wie ein Franzose . . . was unter den Völkern Amerikas so selten ist, daß, wäre er nicht vor der Ankunft der Franzosen in seinem Land geboren gewesen, man keinen Zweifel gehabt hätte, daß sich in seinen Adern europäisches und amerikanisches Blut gemischt hätte.“⁸² Vielleicht war es übrigens nicht bloß ein Zufall, daß die eingeborenen Micmacs und Abenakis in

Acadia ausgezeichnete Beziehungen zu den Franzosen unterhielten, was so weit ging, daß diese sich ohne irgend welchen Widerwillen häufig mit ihnen verheirateten. Handelte es sich um eine gemischtrassige Bevölkerung? Vielleicht.

2. Die geheime Geographie Amerikas

Wenn die Normannen und andere vor Kolumbus häufig die Küsten Amerikas besuchten, wie ist es dann möglich, daß wir davon keine direkten Zeugnisse besitzen? Es gibt dafür mannigfache Gründe. Vor allem wurde der Überseehandel einschließlich der Fischerei im Mittelalter in heftiger Konkurrenz von streng abgeschlossenen Gilden betrieben, die das Geheimnis ihrer Entdeckungen eifersüchtig bewahrten. Später bestraften die Souveräne der miteinander rivalisierenden Großmächte zur See, Spanien und Portugal, die Verbreitung der Karten, die die Kosmographen in ihrem Auftrag angefertigt hatten, mit dem Tode. Außerdem waren die kapitalkräftigen Marranen (getaufte Juden), die die Expeditionen des Kolumbus finanziert hatten, zu dessen Lebzeiten und danach, als dessen Erben einen Prozeß gegen die Krone von Kastilien führten, fest entschlossen, die kommerziellen Vorteile der Entdeckung für sich zu reservieren und wußten indiskrete Geheimnisträger wirksam unter Druck zu setzen. Schließlich zwang die berühmte Bulle Papst Alexanders VI. (Borgia), mit der im Jahr 1494 die neuen Gebiete zwischen Portugal und Kastilien aufgeteilt wurden, die Franzosen

zu größter Vorsicht. Denn weltliche und geistliche Macht arbeiteten eng zusammen, um den Klauseln dieses „Testamentes Adams“, wie Franz I. es zu nennen mit feiner Ironie vorgeschlagen hatte, Gültigkeit zu verschaffen.

Die Karte von Martin Waldseemüller (s. Abb. 32) beweist, daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht nur die geographische Selbständigkeit des damals als skandinavischen Vinland bekannten Nordamerika bei Sachkennern außer Zweifel stand, obwohl die offiziellen Geographen noch bis 1569 hartnäckig darauf bestanden, es als eine Verlängerung Ostasiens darzustellen, sondern daß auch die Umrisse Südamerikas mit erstaunlicher Genauigkeit bekannt waren. Diese im Jahr 1507 als Teil eines Atlas mit insgesamt zwölf Blättern im Ausmaß von 45,5 mal 67 cm veröffentlichte Karte, deren Vorbereitung und Ausführung Jahre in Anspruch genommen haben muß, erschien lange vor der Reise des Magellan (1520) und sogar noch vor der Ankunft Balboas an der pazifischen Küste Mittelamerikas (1513). Sie setzte Kenntnisse voraus, die, wie wir wissen, nur die Wikinger von Tiahuanacu erworben haben konnten.

„Mit den 1507 bekannten Elementen“, schreibt der jesuitische Gelehrte Guillermo Furlong⁸³, „war eine Darstellung Südamerikas nicht möglich, das man nach allgemeiner Überzeugung für nichts anderes als die Ostküste Asiens hielt, und trotzdem gab es jemand, der in diesem Jahr 1507 uns in einer einzigen großen Karte ein Doppelbild unseres Kontinentes in seiner ganzen Ausdehnung gab: Nord, Süd, Ost und West, der ihn von Asien abgrenzte und ihm den Namen Amerika gab.“ Das Datum 1507 ist ohne jede Frage authentisch, da Glateano im

Jahr 1510, Stobnica 1512 und Apiano 1520 die Doppelkarte übernahmen, ohne den Autor zu erwähnen.

„Weder Waldseemüller noch seine Mitarbeiter von Saint-Dié konnten die nötigen Kenntnisse besitzen, um das Bild Südamerikas so genau zu treffen“, fügt Pater Furlong hinzu. „Es gab keine solche Wissenschaft oder Gelehrsamkeit, und es konnte sie nicht geben: es gab nur Intuition und Eingebung.“ Er hätte auf einem Gebiet, wo die Parapsychologie nichts zu suchen hat, genauso gut von Hellseherei sprechen können. Wir gestehen, daß uns diese Art Erklärung in keiner Weise befriedigt, und daß wir überzeugt sind, daß Waldseemüller über geheime Angaben verfügte, die wahrscheinlich das Kloster von Saint-Dié mit größter Sorgfalt hütete. Denn die Tatsache, daß die berühmte Karte im Jahr 1507 veröffentlicht wurde, bedeutet keineswegs, daß ihr Verfasser eben erst die nötigen Elemente bekommen hatte, um sie zu zeichnen. Viel wahrscheinlicher ist, daß sich der Kanonikus Gaultier Lud, der in dem Kloster das berühmte Vogesen-Gymnasium leitete, zu ihrer Auswertung erst entschloß, als er die für eine weite Verbreitung des Werkes unerläßliche Druckerei aufgebaut hatte. Das war im Jahr 1500. Er hatte dabei die Unterstützung des lothringischen Herzogs Renatus II. von Vaudemont, der über seine Mutter Yolanda von Anjou, Tochter des Königs Renatus, die Titel eines Königs von Jerusalem und eines Königs von Sizilien geerbt hatte. In diesem Jahr 1500 kam an das fragliche Gymnasium ein gewisser Martin Waltzeemüller oder Waldseemüller, wie er seinen Namen zu schreiben vorzog, auch Martinus Hylacomylus genannt.

Die unglaubliche Genauigkeit der (oder besser: der bei-

den) Karten von Südamerika, die in der *Universalis cosmographia* des Vogesen-Gymnasiums enthalten sind, wurde wissenschaftlich von dem Geographen Alfredo Rodríguez Galtero⁸³ festgestellt. Diejenige der kleineren, die wir wiedergeben, springt ins Auge. Nicht so bei der anderen, auf der der Kontinent zusammengedrückt und deformiert erscheint, weil diese Flachkarte in der Projektion des Globus gezeichnet wurde. Aber die Ziffern sprechen. Vergleichen wir mit Rodríguez Galtero die auf den beiden Karten angegebenen Ausmaße (in Kilometern) mit den heute bekannten:

Breite	Große Karte	Kleine Karte	Heutige Karte
0°	3777	2999	3333
10°	4666	2555	4666
20°	2555	3111	3333
30°	1999	2777	2277
40°	1444	1666	1055

Wenn man die enormen Schwierigkeiten bedenkt, die die Breitenbestimmung damals wegen der Ungenauigkeit der benutzten Instrumente und wegen der Unmöglichkeit bot, die Uhren auf große Entfernung aufeinander abzustimmen, wird man zugeben müssen, daß Waldseemüllers Karten nahezu perfekt sind. Das gilt besonders für die große, weil die kleinere nicht mehr als eine schematische Darstellung gibt, obwohl sie gerade deswegen den Laien besticht. Die Werte der großen Karte stimmen mit den heute feststehenden bei 10 Grad Breite völlig überein und weichen bei allen anderen Breiten nie mehr als 12% ab. Das ist weniger als das zu jener Zeit selbst auf Karten von

Europa und Asien Übliche. Und das, obwohl die unmittelbar vorhergehenden Karten — von Juan de la Cosa (1500), King-Hamy, Kunstmann II, Pesaro, Caverio und Cantino (1502), von Maiollo (1504) und Conterino-Rosselli (1506) — von Südamerika nur die Ostküste von Panamá bis zum Río de la Plata zeigen, und auch diese nur in großen Zügen, nicht ohne Irrtümer und manchmal (wie bei King-Hamy und Kunstmann II) mit weißen Stellen. Es erübrigt sich, hinzuzufügen, daß die von Waldseemüller benutzten Angaben nicht von Amerigo Vespucci stammen können, der im Jahr 1501, wenn überhaupt nach Amerika, so nur bis zum 50. Grad südlicher Breite gelangte. Wenn unser „Hylacomylus“ dem Titel seines Werkes den lateinischen Satz hinzufügte „segundum Ptholmei traditionem et Americi Vespucci lustracionem“ (nach der Überlieferung des Ptolemäus und den Reisen des Amerigo Vespucci), so geschah das ganz einfach deswegen, weil das Gymnasium gerade aus den Händen des Herzogs Renatus ein italienisches Exemplar der *Lettera* des Vespucci erhalten hatte, die in lateinischer Übersetzung in die den Atlas begleitende *Cosmosgraphiae introductio* (Einführung in die Kosmographie) aufgenommen worden waren, und weil deren Autor darin die neuen Gebiete erstmals als einen vierten Kontinent definierte. Nichts weiter. 1513 geschieht etwas höchst Merkwürdiges: Waldseemüller scheint sich selbst zu dementieren, indem er eine neue Karte (s. Abb. 32) erscheinen läßt, auf der von Südamerika nichts weiter zu sehen ist als die — noch dazu ungenauen und verkehrten — Ostküsten des nördlichen Brasilien. Welche Einflüsse mögen sich da wohl bemerkbar gemacht haben?

Zwei Jahre später stellte der Nürnberger Kartograph Hans W. Schöner einen Globus (s. Abb. 33) her, auf dem Nordamerika nicht erscheint, was verwunderlich ist, da die Karte von Hans Ruysch, die der römischen Ausgabe der *Geographia* von Ptolemäus vom Jahr 1508 beigegeben war, das „Gruenlant“, die *Terra Nova* und die *Baccalaurae* als mit dem nördlichen Asien verbunden und vollkommen getrennt vom „insularen Amerika“, also der *Terra Sanctae Crucis*, dem späteren Brasilien, darstellte. Im Gegensatz dazu erscheint der südliche Teil des Kontinentes leicht erkennbar, wenn auch unvollständig, durch eine Meerenge von einem „*Brasilio Regio*“ genannten Feuerland getrennt, das man mit der Antarktis verwechselte. Nun, im Jahr 1515 hatte Magellan die Durchfahrt noch nicht entdeckt. Schöner verfügte also über eine geheime Informationsquelle, und es ist vielleicht nicht zu gewagt, anzunehmen, daß es dieselbe wie diejenige Waldseemüllers war.

Schöner war Schüler und Freund eines anderen berühmten Nürnberger Kartographen, des Ritters Behaim, der sich im Dienst des Königs von Portugal manchmal auch *Martín de Bohemia* nennen ließ, was nicht einmal so ganz unberechtigt war, da er einer alten böhmischen Familie entstammte. Im Jahr 1492 verbrachte Behaim einige Zeit in seiner Geburtsstadt Nürnberg im Haus seines Veters, des Senators Michael Behaim, und zeichnete eine Weltkarte, die er als Erinnerung in der Heimat zurücklassen wollte, eher er sich wieder auf die Azoren begab, wo er im Haus seines Schwiegervaters, des Ritters Jobst von Hürter, damals Gouverneur der Insel Fayal, lebte. Diese durchaus altertümliche Karte enthält nur die im Mittel-

alter von dem Seefahrer von Tyrus und Ptolemäus überlieferten Angaben. Amerika erscheint darauf nicht.

Es gibt jedoch gute Gründe für die Annahme, daß Martin Behaim Zugang zu den Quellen hatte, die auch Waldseemüller und Schöner benutzen sollten, und die viel älter als deren Arbeiten sind. Es wurde in jener Epoche allgemein behauptet, daß er es gewesen sei, der Kolumbus nicht nur den Weg nach „Westindien“, sondern auch das Vorhandensein eines unbekannten Kontinentes verraten habe. Er habe auch Magellan auf einem Globus die Meerenge gezeigt, die heute dessen Namen trägt, die aber im 16. Jahrhundert gewöhnlich *Fretus Bohemicus* genannt wurde, was nahelegt, daß es gerechtfertigt gewesen wäre, den ganzen Kontinent mit dem Namen *Bohemia* zu taufen. Wilhelm Postel zögert nicht, in seiner *Cosmographia* zu schreiben: „Ad 54 grad. (lat. mer.) ubi est Martini Bohemi fretum a Magaglianeso alias nuncupatum.“ (Bis zum 54. Gr. südl. Breite., wo die auch nach Magellan benannte Meerenge des Martin Bohem ist.)

Daß Kolumbus Behaim gekannt hat, ist kaum zweifelhaft. Beide lebten von 1482 bis 1484 in Lissabon, der eine als Kartograph, der andere als Geograph des Königs. Sie hatten gemeinsame Beziehungen. Behaim gehörte (zusammen mit zwei Ärzten Juans II., dem Maese Rodrigo und dem jüdischen Maese Josef) einer Gruppe von Mathematikern an, die vom König damit beauftragt war, eine Methode zum Navigieren nach dem Stand der Sonne zu finden, und es war in dieser Zeit, daß er einen neuartigen Sextanten erfand. Nun, die beiden genannten Ärzte wurden von Diego de Ortiz, dem Bischof von Ceuta, dazu bestimmt, das Projekt des Kolumbus für eine Fahrt nach

Cipango (Japan) zu überprüfen. Mehr noch: Kolumbus' Schwiegervater, Bartolomé Muñiz Perestrello, war Gouverneur von Porto Santo, während derjenige Behaims, der Ritter von Hürter, wie wir wissen, die gleiche Stellung auf Fayal, einer Insel der gleichen Gruppe, innehatte. Bleibt nur die Frage offen, ob Behaim von der Existenz der Neuen Welt wußte, und, wenn dies der Fall war, ob er mit Kolumbus darüber sprach. Daß er Amerika auf seiner Weltkarte nicht erscheinen ließ, ist nur natürlich: ein königliches Verbot stand dagegen.

Was nun Magellan betrifft, scheint keine Unklarheit zu bestehen. Wir besitzen in der Tat zwei übereinstimmende Zeugnisse. Einerseits zeigte der portugiesische Überläufer, als er in Valladolid dem spanischen Hof sein Vorhaben vortrug, Juan Rodríguez de Fonseca, dem Bischof von Burgos, eine Weltkarte, auf der die Zone der Meerenge ein weißer Fleck war. Und er erklärte den Ministern des Königs — wahrscheinlich dem Kardinal Ximénez und Msgr. de Gèbres — daß er die besagte Meerenge „auf einer Seekarte von Martín de Bohemia, einem Portugiesen, Bewohner der Insel Fayal und sehr angesehenem Kosmographen“ gesehen habe. Der Irrtum in bezug auf Behaims Nationalität war für die damalige Zeit nur natürlich.

Aber überzeugender noch ist das Zeugnis des Antonio Pigafetta, Ritter von Rhodos, Attaché an der Päpstlichen Gesandtschaft in Spanien, der Magellan und Elcano auf ihrer berühmten Weltreise begleitete. Wir finden es in dem *Diario*, das er bei seiner Rückkehr Papst Clemens VII. und dem Großmeister von Rhodos, dem Normannen Felipe de Villiers de l'Isle Adam, zustellte: „Am 21. Okto-

ber fanden wir eine Meerenge, der wir den Namen der *once mil virgenes* (elftausend Jungfrauen) gaben, weil es an dem diesen geweihten Tag war. Ohne das Wissen unseres Kapitäns hätten wir die Ausfahrt nie gefunden, weil wir alle glaubten, daß es eine solche nicht gäbe; aber unser Kapitän hatte sich darüber unterrichtet, daß er eine ungewöhnlich versteckte Meerenge durchfahren mußte, die er auf einer Karte gesehen hatte, die im Schatzamt des Königs von Portugal aufbewahrt wurde, und die der ausgezeichnete Kosmograph Martín de Bohemia gezeichnet hatte.“ Halten wir fest, daß Pigafetta sich in den schwierigen Augenblicken der Expedition als treuer Freund Magellans erwiesen hatte, so daß man ihm nicht unterstellen kann, er habe das Verdienst seines Chefs schmälern wollen.

Alexander von Humboldt⁸⁶ suchte das Mysterium mit den geheimen Expeditionen der Portugiesen in Südamerika zu erklären, die zweifellos stattfanden. Wir wissen das besonders durch Ruysch, der als Beschriftung der *Terra Sanctae Crucis* (die im übrigen verkehrt und durch einen Meeresarm von Yukatan getrennt gezeichnet wurde) angab: „Nautae lusitani partem hanc terrae hujus observarunt et usque ad elevationem poli antartici 50 gradum pervenerunt, nondum tamen ad ejus finem austrinum.“ Die Portugiesen waren also nicht über den 50. Grad südlicher Breite hinausgekommen. Die Spanier ihrerseits waren 1508, als die fragliche Karte entstand, nur bis zum Kap San Agustín (48° 20') gelangt. Juan Díaz de Solis und Vicente Yáñez Pinzón sollten viele Jahre später nur den 40. Grad südlicher Breite erreichen. Andererseits würde keine geheime Reise zwischen der Expedition des Alvares

Cabral im Jahr 1500 und der Veröffentlichung der Ruysch-Karte im Jahr 1508 die vorherige Gewißheit des Kolumbus erklären, und selbst die von Ruysch erwähnten portugiesischen Seefahrer waren ja nie bis zur Magellan-Straße gekommen. Wenn Behaim also, was wahrscheinlich ist, das Vorhandensein der Neuen Welt und der südlichen Durchfahrt kannte, so konnte das nur aufgrund anderer Informationen sein, die er möglicherweise in Deutschland bekommen hatte.

3. Der Handel mit dem Brasilholz

Wenn über Martin Behaim ein Kontakt zwischen Portugal, dem Ausgangsland von Kolumbus und Magellan, und der Heimat Waldseemüllers bestand, so verband in jener Zeit die engste Zusammenarbeit die Seefahrer von Dieppe und diejenigen Kastiliens, deren Schiffe wechselseitig in den jeweiligen Häfen von gewissen Abgaben befreit waren. Steuerleute und Dolmetscher wurden gelegentlich ausgetauscht. Ja, mehr noch: Hatte sich nicht der Normanne Robert de Braquemont in einen Admiral Kastiliens und ein Jean de Béthencourt in einen König der Kanarischen Inseln verwandelt, die Kastilien unterstanden? Vielleicht war die politische und finanzielle Unterstützung, die Kolumbus in Spanien fand, auch darauf zurückzuführen, daß man dort über die Beziehungen zu Dieppe sehr wohl über die Existenz Amerikas Bescheid wußte, dessen nördliche Küsten die Normannen seit Mitte des 13. Jahrhunderts, das heißt seit jener Zeit häufig aufsuchten, als

der Pater Gnupa in Guayrá an Land ging. Das können wir beweisen.

Zusammen mit Gewürzen importierten die Araber seit dem 9. Jahrhundert aus Insulinde und Malabar ein rötliches Holz, dessen Extrakt zum Färben von Geweben verwendet wurde. Sie nannten es *bakkam*, woraus die Italiener *bresill*, *brasilly*, *braxilis*, *verzino* oder (lateinisch) *bresillum* und *verzinum* machten. Es handelte sich um Sapang (*caesalpinia sapan*), Candana (*pterocarpus santalinus*) und andere Hölzer roter Farbe. Die Katalanen, die als Verbindungsleute zwischen Italien und Kastilien dienten, nannten es *brasil*. Ihnen verdanken wir die zweite dokumentierte Erwähnung dieses Artikels: in der Zoll-Liste von Collioure im Roussillon⁸⁵ aus dem Jahr 1252 finden sich die Posten *canques de brasil*, *laca* und *grana*. *Canque* scheint eine Art Holzwohle oder Holzschliff gewesen zu sein. *Laca* ist Lack, und *grana* wurde ein Extrakt genannt, den man aus dem *coccus polonicus*, dem *coccus laca* und dem *croton lacciferum* gewann. Die erste Erwähnung finden wir in der Zoll-Liste von Ferrara, wo im Jahr 1193 neben Pfeffer, Zucker und Safran auch *grana di brasil* aufgeführt ist. Die Zoll-Liste von Modena (1376) enthält *soma di braxilis*⁸⁶, das heißt Brasil-Mehl oder -Pulver. Die Araber, die auf ihren Schiffen keine ganzen Holzstämme befördern konnten, verkauften den Italienern zusammen mit aller Art von Gewürzen auch Farbextrakte, die in den Ursprungsländern selbst hergestellt wurden und eine wenig voluminöse, aber um so wertvollere Ware darstellten.

Dagegen gab es in Frankreich seit Beginn des 13. Jahrhunderts Stämme von Brasil-Holz. „Die Faßbinder“,

heißt es im „Handwerksbuch“ von Etienne Boileau aus der Zeit Ludwigs des Heiligen, „können Fässer aus Tamarisken- und Brasil-Holz machen“. Und weiter: „Kein Tischler darf zusammen mit Buchsbaum irgendein anderes Holz verwenden, das nicht teurer als Buchsbaum sei, das heißt . . . Brasil und Zypresse.“ Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wird Brasil-Holz als Importartikel in den *Droitures, coustumes et appartenances de la viscomté de l'eau* (Rouen) erwähnt. 1387 setzt die *Costumbre* von Harfleur die Abgabe auf dieses Produkt mit viereinhalb Zehner je hundert Pfund fest. 1396 erhob der Zoll in Dieppe „für die *carche* Brasil VIII Zehner, für den *fardo* III Zehner“ (wobei es sich um mittelalterliche Mengenmaße handelt, das Letztgenannte einem Gewicht von etwa 1000 kg entsprechend, Anm. d. Übers.). Es ist also erwiesen, daß das Brasil-Holz über die Häfen der Normandie nach Frankreich gelangte. Und zwar nicht in Form von Extrakten, sondern von Stämmen. Als das Brasil-Holz nach der „Entdeckung“ Amerikas direkt nach Portugal und Spanien eingeführt wurde, bezeichnete man es vorsichtig als *pau brazil* (portugiesisch) oder *„palo brasil“* (spanisch). Wo holten die Normannen diese Stämme her? Ganz gewiß nicht aus Asien. Ihre Expeditionen an die Küsten Afrikas gelangten nicht über den Zaïre-Fluß (den Kongo) hinaus, wo sie eine „Klein Dieppe“ genannte Faktorei unterhielten. Sie kauften sie auch nicht von den Arabern, da diese ja nur mit Brasil-Holz-Extrakten handelten. Die Schlußfolgerung ist, daß sie eine neue Versorgungsbasis für den Handel mit diesem wertvollen Produkt gefunden haben müssen. Nun, außerhalb Südostasiens kommt das rot färbende Holz nur noch in Mittelamerika und Brasi-

lien als eine Abart des Sapang, der *caesalpina brasiliensis*, vor.

Tatsächlich beginnt seit 1350 auf den Seekarten des Atlantik außer den „wohlbekannten“ Inseln (wie 1474 der florentinische Geograph Toscanelli an seinen Kollegen, den damals in portugiesischen Diensten stehenden Kanonikus Martínez, schrieb) der Antillen, San Brandán und Manos de Sátanas, ja auch der „soeben erst entdeckten“ Insel, die die Karte des Genuesen Bedrazio 1436 bezeichnenderweise Danmar nennt, eine neue Insel aufzutauchen, die uns ganz besonders interessiert. Der Portulán Mediceano nennt sie 1351 Brazil, Pizigano 1367 Bracir, die Katalanische Karte von 1375 und der Plan von Macia de Villadeste Brazil, der Plan der Bibliothek von Dijon 1428 und die Karten von Bianco 1436 und Fra Mauro 1457 Berzil. Ihre Lage im Ozean ist höchst verschieden. Wir finden die Insel sowohl im Westen Irlands als auch unter den Azoren, auf der Höhe der Antillen wie auf der von Pernambuco. Das ist durchaus erklärlich: die Normannen hatten die Existenz des neuen Landes — und alle neuen Länder waren damals „Inseln“ — aus dem sie das wertvolle Brasil-Holz bezogen, nicht lange verheimlichen können. Aber das Geheimnis seiner genauen Lage hüteten sie sich, preiszugeben. Halten wir hier fest, daß sie, die Normannen, es waren, die der fraglichen Insel den Namen Bracir gaben, wie Pizigano auf seiner Karte vermerkt.

Wo lag das Land des Brasil-Holzes nun wirklich? Gonneville, auf den wir noch zurückkommen werden, macht darüber 1503 diese näheren Angaben: „Westindien, wo die von Dieppe und Saint-Malo und andere Normannen

seit Jahren Holz zum Rotfärben, Baumwolle, Affen und Papageien und andere Waren besorgen.“ All diese Waren befanden sich gleichzeitig nur in der Gegend, die die Portugiesen im Jahr 1500 entdeckten (freilich erst viele Jahre später in Besitz nahmen) und *Terra Sanctae Crucis* nannten, die aber bei den Franzosen schon längst unter dem Namen Brésil bekannt war.

4. Die Expeditionen von Dieppe nach Brasilien

Wir wüßten viel mehr über die normannischen Expeditionen in Amerika, wenn nicht bei der Beschießung Dieppes durch die Engländer im Jahr 1694 die drei Jahrhunderte alten Archive der Admiralität und der Stadtverwaltung verbrannt wären. Der Bericht, den uns Desmarquets⁸⁷ von der Reise des Jean Cousin hinterlassen hat, ist jedoch trotz vieler Irrtümer im Detail zu genau, um ganz einfach erfunden zu sein. Was die spätere Reise von Gonneville betrifft, so ist sie durch eindeutige Dokumente belegt. Sie ist für uns die wichtigste.

Der Soldat und Kaufmann Jean Cousin war zu Ende des 15. Jahrhunderts in Dieppe eine gewichtige Persönlichkeit. Als Kapitän eines mit Artillerie bestückten Handelsschiffes hatte er siegreich gegen die Engländer gekämpft, und seine zahlreichen Fahrten an die Küsten Afrikas waren jedermann bekannt. Es war daher nicht überraschend, daß ihm mächtige Kaufherren seiner Geburtsstadt 1488 das Angebot machten, den Befehl über eine Expedition zu übernehmen, die den Portugiesen auf dem Weg nach Ostindien zuvorkommen sollte.

Cousin brach noch im gleichen Jahr auf. Die Seefahrer von Dieppe wußten sehr wohl, daß man, um ohne die Gefahr des Strandens an die Küste Afrikas zu gelangen, weit auf den Ozean hinaus bis auf die Höhe des Punktes an der Küste, den man erreichen wollte, fahren mußte. Da es sich diesmal darum handelte, viel weiter nach Süden als sonst zu gelangen, holte unser Kapitän auch viel weiter nach Westen aus. Auf der Höhe der Azoren wurde sein Schiff von einer heftigen Meeresströmung — offenbar der nordäquatorialen — ergriffen und noch weiter nach Westen getragen, bis zu einem unbekannten Land — dies wenigstens behauptet Desmarquets — in der Nähe der Mündung eines großen Stromes, der kein anderer als der Amazonas gewesen sein kann. Cousin hatte weder die Mittel, noch wahrscheinlich die Absicht, hier eine Niederlassung zu gründen. Er schiffte sich also wieder ein, nahm Kurs Südost und erreichte Südafrika auf der Höhe des Nadelkaps, wandte sich gen Norden und fuhr an den Küsten des Kongo und Guineas, wo er Tauschgeschäfte machte, entlang in Richtung Heimat. Wohlbehalten kehrte er von dieser abenteuerlichen Fahrt nach Dieppe zurück.

Auf eines von vielen sonderlichen Vorkommnissen haben wir schon früher¹ hingewiesen: Cousin hatte als zweiten Mann einen Kastilier namens Pinçon angeheuert. Er sollte es bereuen, da dieser — übrigens vergeblich — eine Meuterei anzettelte. Nachdem die Admiralität von Dieppe ihn entlassen hatte, verschwand Pinçon. Es besteht der starke Verdacht, daß es sich um jenen Alonso Pinzón handelt, der einige Jahre später Stellvertreter des Kolumbus war. Wir wissen nämlich, daß der Admiral diesen wiederholt

zu Rate zog und keine Bedenken trug, ihn zu diesem Zweck an Bord seines Schiffes zu besuchen. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß der Kapitän der *La Pinta* wußte, welchen Kurs er einschlagen mußte. Er bestand verschiedentlich und mit Recht darauf, daß die Flottille in südwestlicher Richtung fahre, was er schließlich auch erreichte. Als die Besatzungen zu meutern drohten, war er es, der den Seeleuten wieder neuen Mut einflößte. Aber kaum daß sie in die Karibische See gelangt waren, ließ er Kolumbus ganz einfach im Stich und fing an, „Entdeckungen“ auf eigene Faust zu machen — wie der Pinçon des Jean Cousin. Vielleicht war es kein reiner Zufall, daß im Jahr 1499 ein Neffe Alonsos, Vicente Yáñez Pinzón, auf eigene Kosten eine Expedition nach Amerika ausrüsten sollte, und daß er genau an den Punkt gelangte, den auch Jean Cousin erreicht hatte: die brasilianische Küste zwischen Recife und dem Amazonas.

Unklar bleibt, ob der Kapitän aus Dieppe, zufällig wirklich nicht nur nach Brasilien kam, sondern auch in eines der beiden Küstengebiete, die von den Dänen von Tiahuanacu aufgesucht wurden. Was in dieser Beziehung Zweifel weckt, ist die Reise von Gonville, die im Gegensatz zu der vorher erwähnten unbestreitbar ist. Im Jahr 1503 lief der Kapitän Paulmier de Gonville⁸⁸ aus dem Hafen von Honfleur aus und erreichte nach Zwischenlandungen in Lissabon und auf den Kapverdischen Inseln ohne Schwierigkeiten die brasilianische Küste, die er angesteuert hatte, auf der Höhe von Kap San Agustín. Dort überraschte ihn ein heftiger Sturm, der ihn mehrere Wochen lang zwischen Südamerika und dem Kap der Guten Hoffnung (auch Kap der Stürme) hin und hertrieb, bis er

in westlicher Richtung an unbekanntes Land „jenseits des südlichen Wendekreises“ getrieben wurde, wo er sechs Monate blieb.

Wir besitzen den Originalbericht Gonnevilles, der in der Arsenal-Bibliothek von Paris aufbewahrt wird: „Erklärung über die Reise des Kapitäns Gonneville und seiner Leute nach Indien und der auf dieser Reise gemachten Entdeckungen gegeben vor Gericht von dem Kapitän und seinen besagten Gefährten, wie es der König, unser Herr, befahl und ihnen auftrug.“ Es handelt sich um eine gerichtliche Urkunde, die Gonneville am 19. Juli 1505 auf Anforderung des Anwaltes des Königs der Admiralität vorlegte, weil sein Schiff von zwei Piratenschiffen angegriffen worden war und dabei sein Logbuch verloren ging. Die Schrift darf daher als absolut authentisch gelten.

Die Expedition war von Bürgern von Dieppe finanziert worden. Das 120-Tonnen-Schiff *L'Espoir*, beladen mit Tauschartikeln (Tuche, Äxte, Spiegel, Messer, Hacken, Glaskugeln usw.) und mit 60 Mann Besatzung an Bord, lief am 23. Juni 1503 aus und erreichte den amerikanischen Kontinent zwischen dem 33. und 22. Grad südlicher Breite, das heißt an den Küsten der derzeitigen brasilianischen Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catalina und Sao Paulo, oder noch genauer: an den Küsten des Guayrá. Nach Erforschen des Landes fuhr die *L'Espoir* in die Mündung eines großen Flusses ein, der „fast so wie die Orne“ war.

Die Bewohner der Gegend, Carijós vom Stamm der Guarani, begrüßten die Normannen freundschaftlich. Das fruchtbare und recht gut kultivierte Land war nicht sehr bevölkert. Die sesshaften Eingeborenen lebten in

Siedlungen von 30 bis 40 Hütten. Sie ernährten sich von Jagd, Fischfang und „einigen Gemüsen und Wurzeln“. Gonnevillc fand ein sehr gutes Verhältniß zu dem Häuptling des Gebietes, Arosca, einem Mann von 70 Jahren und „von ernstem Auftreten und kleiner Statur, rundlich und freundlich lächelnd“. Er verteilte Geschenke und ergriff Besitz von dem Gebiet, indem er ein Kreuz von 33 Fuß Größe aufrichtete, das auf einer Seite eine lateinische Inschrift mit Datum trug und auf der anderen die Namen von Papst Alexander VI., König Ludwig XII., dem Admiral, dem Kapitän, den Ausrüstern und den Besatzungsmitgliedern der *L'Espoir*.

Es scheint, daß das Land und seine Bewohner Gonnevillc und seine Leute gerne mochten, denn sie blieben länger als es das Kalfatern und Beladen ihres Schiffes erfordert hätte. Erst sechs Monate nach ihrer Ankunft lichtete die *L'Espoir* wieder die Anker. Sie führte eine wertvolle Ladung örtlicher Güter und als Wichtigstes den 15jährigen Sohn Arosca's, Essomericq, sowie seine Bedienstete Namoa an Bord. Das Schiff kämpfte mühevoll gegen die damals unbekannten Meeresströmungen des Südatlantik an. Skorbut brach an Bord aus, und Namoa starb selbstverschuldet. Der schwer erkrankte Essomericq wurde auf den Namen Binot getauft. Er gesundete. Gonnevillc machte im Land der Tupinambás, an den Küsten der heutigen brasilianischen Staaten Rio de Janeiro und Espíritu Santo, eine Zwischenlandung. Die dortigen Eingeborenen hatten schon die Bekanntschaft von Europäern gemacht, „wie man an den Waren christlicher Herkunft sah, die besagte Eingeborene besaßen“. Vielleicht hatten sie sogar Grund, ihrem früheren Besuch gram zu sein, denn sie griffen die

Leute der *L'Espoir* an, töteten zwei von ihnen und verwundeten vier. Nach kurzem Aufenthalt im Golf von Bahía, nahm das Schiff wieder Fahrt auf, sichtete die Insel Fernando da Noronha, kreuzte das Sargasso-Meer, das die Seeleute erschreckte, und erreichte sodann die Azoren, Irland und Jersey. Auf der Höhe von Dieppe wurden sie von zwei Piratenschiffen angegriffen und, obwohl sie sich standhaft verteidigten, gezwungen, ihr Schiff stranden zu lassen.

Schiff und Ladung gingen also wenige Seemeilen vom Heimathafen entfernt verloren und Gonneville fand, obwohl ihn kein Verschulden traf, keine Geldgeber mehr, die ihm eine zweite Expedition ausrüsteten. Dadurch wurde es ihm unmöglich, das Arosca gegebene Wort zu halten, ihm seinen Sohn zurückzubringen. Aber er gab dem jungen Mann eine hervorragende Erziehung, verheiratete ihn 1521 mit seiner eigenen Tochter Suzanne und vermachte ihm bei seinem Tod einen Teil seines Vermögens unter der Bedingung, daß er und seine männlichen Nachkommen den Namen und die Waffen der Gonneville tragen sollten.

In diesem Bericht beanspruchen zwei Tatsachen unsere Aufmerksamkeit. Vor allem die, daß unser Kapitän, der nach Brasilien fährt, „zufällig“ an der Küste von Guayará an Land geht und dann auf der Rückreise an denselben Punkten Station macht wie der Pater Gnupa bei seiner Ankunft. Schon vor ihm hatten Fischer aus Dieppe nicht weniger „zufällig“ den Weg von Norombega in Marklandia genommen und hatte Jean Cousin ebenso „zufällig“ die Mündung des Amazonas erreicht. Wenn die Normanen genaue Karten von Amerika gehabt hätten, wie sie

die Wikinger kannten, wären sie genau von diesen drei Punkten angelockt worden. Und weiter: Gonnevillle, ein Adliger voll Stolz auf seinen Namen und sein Wappenschild, verheiratet seine Tochter mit einem jener Indianer, die zwei andere Bürger von Dieppe, vermutlich Verwandte von ihm, Prosper und Mathieu Paulmier⁸⁹, im Jahr 1518 mit folgenden wenig ermutigenden Worten beschreiben: „Sie sind von dunkler Hautfarbe und haben Wulstlippen; ihr Gesicht ist von Zeichen durchfurcht; es scheint, als ob blasse Adern ihre Kinnbacken von den Ohren bis zur Kinnschpize durchziehen. Sie haben keinen Bart und keinerlei Haarwuchs am Körper außer Haupthaar und Augenbrauen.“

Eine Verbindung zwischen so verschiedenen Menschen mutet höchst unwahrscheinlich an. Aber es gibt noch mehr Verwunderliches. Der Sohn von Essomericq und Suzanne, Binot Paulmier de Gonnevillle, wurde Geistlicher und war Kanonikus der Kathedrale von Sankt Peter in Sisieux. Nun: damals erteilte die katholische Kirche keinem Metizzen die Weihen. Und was schließlich den Vornamen des Schwieger- und Adoptivsohnes von Gonnevillle anbetrifft, Essomericq, der so gar nicht ins Guaraní paßt, hat man kaum Mühe, das skandinavische Erik darin zu erkennen . . .

Wir haben also ein Recht zu fragen, ob die Bewohner der Küste von Guayrá tatsächlich Indianer waren, oder ob es sich nicht in Wirklichkeit vielleicht um die teils bereits degenerierten, aber doch noch unvermischten Nachkommen der Dänen von Tiahuanacu handelte. Es war noch nicht gar so lange her, daß die Weißen von Yvytyruzú ihre Runenzeichen malten.

Gonnevilles Expedition war gewiß nicht die einzige dieser Art. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts organisierten zwei Reeder aus Dieppe, die Gebrüder Ango, einen ständigen Schiffsverkehr mit Brasilien und traten damit in lebhaften Wettbewerb mit den Portugiesen um das Papageienland. Übrigens nicht bloß von Dieppe aus. Unter Franz I. gingen auch von Honfleur, Rouen und später Le Havre aus ganze Handelsflotten nach Brasilien. Zumindest bis zum Jahr 1555, in welchem Villegaignon in der Bucht von Río de Janeiro auf Befehl des Admirals Coligny sein kurzlebiges Antarktisches Frankreich gründete.

Diese Expeditionen verdankten einen guten Teil ihres Erfolges den guten Beziehungen, die die Normannen ganz im Gegensatz zu den Portugiesen mit den Indianern unterhielten, die die letzteren haßten. Villegaignon erhielt bis zum letzten Augenblick die nachhaltigste Unterstützung von seiten der Eingeborenen von Río. „Zwischen den Brasilianern und den Franzosen“, schreibt Gravier⁸¹, „waren die besten Verbindungsleute die normannischen Dolmetscher. Es waren mutige Abenteurer, die keine Bedenken trugen, sich unter den brasilianischen Stämmen niederzulassen, die deren Sprache lernten, sich mit ihren Sitten vertraut machten und deren Leben lebten.

Ihr Mut rief unter den Brasilianern Bewunderung hervor, die sie auch wegen ihrer Geschicklichkeit, ihres Verständnisses und der Leichtigkeit liebten, mit denen sie sich den einheimischen Gebräuchen anpaßten und die Sprache des Landes erlernten... Ein großer Teil von ihnen nahm nicht nur Sprache und Gewohnheiten ihrer Wahlheimat an, sondern ging im Außerachtlassen ihres Ursprungs so

weit, daß sie ihrer Religion abschworen und an den schrecklichsten Menschenfresserorgien teilnahmen.“

Diese so schnelle und so vollständige Assimilierung der Normannen an das Leben und die Mentalität der Indianer hilft uns, nebenbei bemerkt, zu verstehen, wie sich die Nachkommen der Dänen von Tiahuanacu im Urwald in die heutigen Guayakís verwandeln konnten. Aber es geht noch weiter. 46 Jahre bevor Gonnevillle nach Guayrá kam, gab es dort noch Weiße, die Runen zu schreiben verstanden, und die daher wahrscheinlich auch noch die Sprache ihrer nordischen Vorfahren, oder doch eine Abart davon, sprachen. Nun, im Mittelalter unterhielt die Normandie ständige Handelsbeziehungen mit Dänemark. Die dänischen Seefahrer besuchten häufig die Häfen der Normandie und die normannischen Schiffe diejenigen Dänemarks⁹⁰. Es konnte also in Dieppe nicht an Seeleuten fehlen, die die nordische Sprache wenigstens zu radebrechen verstanden. Wir begreifen jetzt, daß und warum die normannischen Dolmetscher sich so leicht mit den Eingeborenen oder zumindest einigen von ihnen, besonders im Guayrá, verstanden.

Einen ergänzenden Beweis für die außerordentlich engen Beziehungen, die zwischen der Normandie und Brasilien zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestanden, haben wir in einem zeitgenössischen Büchlein, das ein Fest in Rouen anlässlich des „Freudigen Einzugs“ Heinrichs II. und der Katharina von Medici beschreibt. Es wurde, so lesen wir darin, ein ganzes Indianerdorf inmitten eines künstlichen Urwaldes errichtet, dessen Bäume mit Affen und Papageien bevölkert wurden. 50 Tupinambás vom Stamme der Tabagerres führten unter dem Befehl ihres Morbicha

(richtig: Mburuvicha = Kazike) Scheinkämpfe durch. Ihnen waren 250 Dolmetscher und Seeleute beigegeben, die in Brasilien gelebt hatten, insgesamt 300 „nackte, braungebrannte, behaarte Männer, die nicht einmal jene Teile bedeckt hatten, deren Natur das erfordert“. Da der Puritanismus damals, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, die Gemüter noch nicht verdorben hatte, betrachtete der Hof und insbesondere die Königin das Schauspiel offenbar mit Wohlgefallen und jedenfalls — wie der Chronist berichtet — „fröhlichen und lachenden Antlitzes“.

Die Sankt Jakobs-Kirche in Dieppe zeigt heute noch auf einem Fries aus den Jahren 1525—1530 die Darstellung von Menschen, Pflanzen und Tieren aus jenen Gebieten, die damals von den Normannen häufig aufgesucht wurden. Unter Negern und Asiaten sieht man sieben brasilianische Indianer, fünf Männer, eine Frau und ein Kind, vollkommen nackt, aber mit Federn und Blättern geschmückt. So bewahrt dieser Stein die Erinnerung an die maritimen Abenteuer der Normannen in Südamerika, wohin sie auf den Spuren ihrer Vorfahren zurückgekehrt waren. Daher rührt auch ein ansehnlicher Beitrag von Wörtern der Guaraní-Sprache, die in die französische direkt aufgenommen wurden, ohne den Umweg über das Portugiesische oder Spanische zu nehmen: *tapir*, *sagouin*, *ara*, *acajou*, *manioc* und hundert andere mehr.

5. Pater Gnupa, der Normanne

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts und noch viel früher war also das Vorhandensein des amerikanischen Kontinentes

bekannt. Die beiden hauptsächlichsten Seemächte der Zeit, Spanien und Portugal, besaßen genaue Angaben — und hüteten sie als Geheimnis mit größter Sorgfalt — über eine Welt, die nicht gar so neu war, als wie man sie nach 1492 ausgab. Aber die wichtigsten dieser Angaben stammten nicht von spanischen oder portugiesischen Seefahrern. Die einen hatten sie von den Normannen, die anderen aus Deutschland bekommen.

Die Karte von Martin Waldseemüller, die offensichtlich kein Produkt der Hellseherei ist und auch nicht auf Angaben beruht, die irgendein vom Zufall der Stürme an diese Küsten verschlagener Seemann hätte beibringen können, sondern auf wissenschaftlichen Erhebungen gelehrter Geographen, zeigt, daß in Deutschland Kenntnisse vorhanden waren, die der Öffentlichkeit nicht mitgeteilt wurden, und die der Kartograph selbst, der sie zu enthüllen gewagt hatte, bald darauf schleunigst wieder verbarg. Die Normannen ihrerseits verwendeten ihre Kenntnisse seit langer Zeit, sowohl um in Terranova und Acadia Kabeljau (getrocknet: Stockfisch) zu fangen — sie waren nicht die einzigen, die das taten — als auch Brasil-Holz in der Gegend des Amazonas zu suchen.

Wo konnten diese Informationen herkommen? Was Nordamerika betrifft, so gibt es keinen Zweifel: die isländischen Kolonien von Vinland haben, wie die Karten¹ beweisen, während langer Zeit einen engen Kontakt mit Skandinavien unterhalten. Ein Problem taucht erst in bezug auf den südlichen Teil des Kontinentes auf. Hatten ihn im Mittelalter europäische Expeditionen erreicht, die sich in seinem Umkreis bewegten? Es gibt in dieser Hinsicht nicht die geringste Spur, und die Schiffe, über die

man zu jener Zeit verfügte, erlauben nicht, diese Möglichkeit ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Dagegen wissen wir, daß sich eine Gruppe von Wikingern im 11. Jahrhundert auf dem Anden-Hochland niedergelassen und in Südamerika ein riesiges Imperium erobert hatte, dessen Straßennetz sich im Osten bis an den Atlantik erstreckte. Wir haben den Beweis dafür, daß um das Jahr 1250 ein Kontakt zwischen den Dänen von Tiahuanacu und ihren Vettern aus der Normandie hergestellt wurde. Es war in der Tat zu jener Zeit, als das Brasil-Holz in Rouen, in Harfleur, in Dieppe auftauchte. Und es war zur gleichen Zeit, daß an den Ufern des Titicacasees architektonische Elemente aus Amiens erschienen.

All dies läßt annehmen, daß die Initiative zu diesem Kontakt von den Wikingern ausging, denen ihre Herkunft genauso bekannt war wie der Weg, den ihre Vorfahren im 10. Jahrhundert genommen hatten, um von Schleswig über England und Irland nach Mexiko und später Peru zu kommen, wie das die von uns entdeckten Runen-Inschriften zeigen. Wäre es anders, müßte man an Zufall glauben. Jedenfalls berichten uns die Überlieferungen der Eingeborenen von einem katholischen Geistlichen — vielleicht weder dem ersten, noch dem letzten seiner Art — den die Dänen von Tiahuanacu Pater Gnupa nannten, und der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von San Vicente nach dem Altiplano gekommen war auf einem der Wege — dem Peabirú — die durch Guayrá und Paraguay führten. Von Schülern und wahrscheinlich auch Soldaten begleitet — wie der Fund eines Kettenhemdes in Peru vermuten läßt — war dieser Mönch über das Meer nach Santos gelangt. Wir kennen seine brasiliani-

schen Zwischenstationen, die auch Gonneville aus Dieppe 150 Jahre später nicht unbekannt waren. Brachte er auch einen Architekten und einen Steinmetz mit, oder war er vielleicht selbst der eine oder der andere? Sicher wissen wir nur, daß zumindest ein Mitglied der Gruppe, die er anführte, aus der Normandie kam und an der Errichtung der Kathedrale von Amiens mitgewirkt hatte. Der Wandteppich von Övrehogdal und seine Lamas beweisen, daß die Wikinger von Tiahuanacu, als sie nach Europa zurückkehrten, gewiß nicht unterlassen hatten, ihr Ursprungsland zu besuchen. Aber es war die Normandie und nicht Dänemark, wohin sie ihre Kenntnis von Südamerika brachten. Und diese gelangte von hier aus über Saint-Dié nach Westdeutschland. Im umgekehrten Fall wäre das Brasil-Holz in Hamburg und nicht in Rouen aufgetaucht. Alles scheint also darauf hinzuweisen, daß der Pater Gnupa ein Normanne war.

NACHWORT

In der Einleitung zu „Des Sonnengottes große Reise“ habe ich meine vorhergehende mehr als zwanzigjährige Arbeit mit der eines Untersuchungsrichters verglichen. Ich untersuchte wissenschaftliches Quellenmaterial, stellte die Ergebnisse zusammen, zu denen Chronisten und Forscher seit der spanischen Konquista gelangt waren, und befragte diejenigen, die im Besitz einzelner Bausteine der Wahrheit sein konnten. So gelangte ich zu einer soliden, aber doch noch ein wenig theoretischen Arbeitshypothese: daß es nicht nur norwegische Wikinger waren, die Nordamerika 500 Jahre vor Kolumbus entdeckt hatten (was schon niemand anzuzweifeln wagt), sondern daß schon vor ihnen Dänen aus Schleswig und mit ihnen einige Deutsche in die Neue Welt gekommen waren und hier die Hochkulturen in Mexiko und Peru gegründet hatten. Trotzdem dauerte es noch viele Jahre, bis ich das genannte Buch schrieb. Einerseits hielt mich die Vorsicht des Forschers zurück. Ich wollte nicht den Weg so vieler Pseudo-Amerikanisten folgen, die auf der Grundlage unzureichender, wenn nicht gar „zurechtgemachter“ Beweise unhaltbare, ja manchmal höchst phantastische Theorien aufgestellt hatten. Andererseits mußte ich gegen den Strom schwimmen: seit zweihundert Jahren gilt es als Dogma, daß die Zivilisation aus dem Osten kommt, und

gegen Dogmen ist schwer anzugehen, zumal wenn sich ihre Verteidiger im Besitz der meisten Kommunikationsmittel befinden. So entschloß ich mich dazu, das Buch zu schreiben und zu veröffentlichen, erst als ich greifbare Beweise in der Hand hatte: die Mumien indogermanischer Herkunft aus der vorkolumbianischen Zeit Perus, den mittelalterlichen Wandteppich von Ovrehogdal mit den darauf dargestellten Lamas, die Nachbildungen von Skulpturen der Kathedrale von Amiens in Tiahuanacu und die Karte von Waldseemüller.

Aber schon damals war es mir trotz Mangel an materiellen Mitteln gelungen, meine Arbeit als Untersuchungsrichter durch die des Spuren suchenden Polizeibeamten zu ergänzen. Tatsächlich hatten Konquistadoren, Chronisten und Reisende seit fünfhundert Jahren von Alaska bis Feuerland „weiße Indianer“ mit blonden oder roten Haaren angetroffen, die weder Albinos noch Mestizen waren. Die Zeugnisse darüber waren zahlreich und oft glaubwürdig. Was jedoch fehlte, war eine wissenschaftliche Untersuchung, die uns Gewißheit gäbe, daß es sich nicht um vorzeitige Schlußfolgerungen handele. Nun denn, in Paraguay gab es eine vorkolumbianische Rasse, deren Eigenarten seit den Anfängen der Konquista Aufmerksamkeit erregt hatten. Die Achés oder Guayakís waren von den wenigen Ethnologen — aber keinen Anthropologen — die mit ihnen in Berührung kommen konnten, in ihren grundlegenden Rassemerkmalen als von den Indoamerikanern verschieden beschrieben worden: sie waren weißhäutig und ihre Männer bärtig und häufig kahlköpfig. Mit unseren Mitarbeitern vom Institut für Menschheitswissenschaft in Buenos Aires und mit Unterstützung der para-

guayischen Militärbehörden konnten wir eine erschöpfende anthropologische Untersuchung dieser merkwürdigen „Indianer“ durchführen, die uns festzustellen erlaubte, daß es sich um degenerierte und seit zwei oder drei Generationen leicht vermischte Nachkommen von Indogermanen nordischer Rasse handelt.

Dann entwickelten sich die Ereignisse schnell. Einige Guayakis zeichneten „Stammessymbole“, die wie Runen-Schriftzeichen aussahen. Ausgrabungen am Ort ihrer alten Siedlungen ließen uns Keramik-Scherben mit Runen-Inschriften finden, von denen einige übersetzt werden konnten, heidnische und christliche skandinavische Zeichnungen und die Jahreszahl 1305. Damit konnten wir schon die Vergangenheit der „weißen Indianer“ rekonstruieren, die nach der Schlacht auf der Sonneninsel um das Jahr 1290, als die Wikinger von Tiahuanacu von den Diaguita-Indianern besiegt worden waren, im Urwald untertauchten.

Die Ausgrabungsarbeiten im Caaguazú-Gebirge konnten uns natürlich nicht davon abhalten, weiter in alten Chroniken zu forschen. In „Des Sonnengottes große Reise“ hatten wir bewußt einige unvollständige Berichte über den christlichen Priester beiseite gelassen, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach Tiahuanacu gekommen war, da wir sie nur im größeren Zusammenhang deuten konnten. Der Thul (Pater) Gnupa war nach Paraguay gekommen, und nur in Paraguay konnte man vielleicht Anhaltspunkte über seine Persönlichkeit und Betätigung finden. Und tatsächlich lieferten uns die *Cartas annuas* und die Berichte der jesuitischen Evangelisatoren was wir suchten: die Geschichte des weißen Mannes, der in der Überlieferung der

Guaranis „Pay Zumé“ genannt wurde, und seinen Reise-
weg vom Atlantik nach Tiahuanacu. Das führte uns wie-
derum zur Rekonstruktion des *Peabirú*, der Straße, die,
ausgehend von San Vicente und Santa Catalina, in der
Nähe von Potosí auf das präinkaische Straßennetz des
Altiplano stieß. Wir konnten sogar in den Felsen von
Yvytyruzú eine Station der Wikinger entdecken. Ihre
Runeninschriften konnten zum Teil ohne Schwierigkei-
ten entziffert und übersetzt werden, da sie in klassischer
Sprache und ebensolchen Zeichen abgefaßt waren. Vier in
Stein gehauene und bemalte Drachenschiffe und ein aus-
gezeichnetes Bildnis des Gottes Odin vervollständigten
über alle Erwartungen hinaus die Reihe archäologischer
Entdeckungen, die wir machen konnten.

Da der Pater Gnupa nach Tiahuanacu Modelle der Ka-
thedrale von Amiens mitgebracht hatte, jener Stadt, deren
natürlicher Hafen Dieppe ist, bot sich logischerweise die
Arbeitshypothese an, daß es um das Jahr 1250 herum
zwischen den Dänen auf dem Altiplano Südamerikas und
ihren Stammverwandten in der Normandie irgendeine
Verbindung gegeben haben muß. Und wir fanden tatsäch-
lich bestätigt, daß in jener Zeit Schiffe aus Dieppe, Hon-
fleur und Rouen angingen, vom Amazonas das begehrte
Brasilholz nach Europa zu bringen, und daß diese küh-
nen Seefahrer später bis nach dem Guayrá gelangten, wo
sie ungemein herzliche Beziehungen zu den Landesein-
wohnern herstellten, von denen einige Nachfahren der
Männer aus dem Norden Europas gewesen sein müssen.
Bestätigt das nicht die Tatsache, daß wir auf den Land-
karten, die die Jesuiten von dieser Gegend anfertigten,
einigen Ortsnamen eindeutig dänischer Herkunft begegnen?

Unsere Forschungen sind damit keineswegs beendet. Ja, wir glauben im Gegenteil, jetzt erst den Anfang eines Fadens in der Hand zu haben, der uns — wie weiland Theus aus dem Labyrinth — aus jenem Irrgarten herausführen könnte, zu dem die Geschichte Amerikas vor seiner angeblichen „Entdeckung“ durch Kolumbus geworden ist. Wir haben bereits in Paraguay archäologische Fundstätten aus der Wikingerzeit ausfindig gemacht, über die wir Einzelheiten bisher noch nicht verraten dürfen. Wenn es uns trotz Mangel an Zeit und Geld gelingt, sie auszuwerten, und wenn uns nicht jene Taschendiebe der Wissenschaft zuvorkommen, die sich an fremden Ideen bereichern (und die bereits in Paraguay aufgetaucht sind), so sind neue Erkenntnisse von außerordentlichem Wert über die nordische Anwesenheit im vorkolumbianischen Amerika zu erwarten. Wir haben gleichzeitig die kartographischen Unterlagen für die „Entdeckung“ der „neuen“ Welt durch Kolumbus eingehend untersucht und glauben beweisen zu können — das ist das Thema meines nächsten Buches „Die geheime Geographie Amerikas vor Kolumbus“ —, daß in Europa schon im 14. Jahrhundert eine vollständige Land- und Seekarte Südamerikas bekannt war. Sie wurde später (zur Zeit des Kolumbus) von Waldseemüller und Schöner kopiert. Sie stammte von den Wikingern, die 1250 Tiahuanacu verließen.

Heute schon ist jedenfalls der Geschichte unserer Vorfahren ein Ruhmesblatt hinzugefügt. Es kann vielleicht eine Zeitlang verschwiegen, aber nicht mehr ausgelöscht werden. Gott Odin, dessen Spuren in Amerika wir mit diesen beiden Büchern nachgegangen sind, wird uns auch weiter beistehen.

BIBLIOGRAPHIE

- ¹ *Mahieu, Jacques de*: Des Sonnengottes große Reise, Tübingen, 1971.
- ² *Techo, Nicolas del*: Relatio triplex, II. Caaiguarum mores, Antwerpen 1654. Das einzige bekannte Exemplar befindet sich im Britischen Museum, London.
- ³ *Lozano, Pedro*: Historia de la Compañía de Jesús de la Provincia del Paraguay, Madrid, 1754—1755.
- ⁴ *Aguirre, Juan Francisco*: Zitiert von Cadogan¹¹.
- ⁵ S. besonders: *Vogt, P. F.*: Material zur Ethnographie und Sprache der Guayaki-Indianer, in ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE, Berlin, 1902; *Velhard, Jehan*: Une civilisation du miel: les Indiens Guayaki du Paraguay, Paris, 1939; *Susnik, J. B.*: Apuntes de ethnografía paraguaya, Asunción, 1961; *Susnik, J. B.*: Estudios guayakí, Asunción, 1961; *Clastres, P.*, und *Sebag, L.*: Canibalisme et mort chez les Guayaki in REVISTA DO MUSEU PAULISTA, Sao Paulo, 1963; *Colleville, Maxence de*, und *Cadogan, Léon*: Les Indiens Guayakis de l'Iñaró, in: „Travaux de l'Institut d'Etudes Sud-Américaines de l'Université de Strasbourg“, BULLETIN DE LA FACULTE DES LETTRES DE STRASBOURG, Straßburg, Mai/Juni 1963; *Clastres, Pierre*: El arco y el cesto, in ALCOR, Asunción, 1965; *Clastres, Pierre*: La civilisation guayaki — archaïsme ou régression?, in SUPLEMENTO ANTROPOLÓGICO DE LA REVISTA DEL ATENEO PARAGUAYO, vol. 2, nr. 1. Asunción, 1966.
- ⁶ *Menghin, Oswald F. A.*: Origen y desarrollo social de la especie humana, Buenos Aires, 1958.
- ⁷ *Imbelloni, José*: Los grupos raciales aborígenes, in CUADERNOS DE HISTORIA PRIMITIVA, Jahrg. III, Nr. 2, Madrid, 1948.
- ⁸ *Manrique Castañeda, Leonardo*: Notas sobre la somatometría de los guayakí, in SUPLEMENTO ANTROPOLÓGICO DE LA

- REVISTA DEL ATENEO PARAGUAYO, vol. 22, Nr. 1, Asunción, 1966.
- ⁹ Imbelloni, José: Gli Amazonici, in Biassutti: Le razze e i popoli della terra, vol. IV, Turin, 1957.
 - ¹⁰ Zitiert von Miraglia, L., und Saguier, E.: Osservazione somatiche sulla razza guayaki, in BOLLETTINO DELLA SOCIETA DEI NATURALISTI, LXXIV, Neapel 1965.
 - ¹¹ Cadogan, León: Chonó kybwyrá, aporte para el conocimiento de la mitología guaraní, in SUPLEMENTO ENTOPOLÓGICO DE LA REVISTA DEL ATENEO PARAGUAYO, vol. 3, n. 1—2, Asunción, 1968.
 - ¹² Juste, Ramón: Nuevas observaciones sobre antropología guayakí, in SUPLEMENTO ANTROPOLÓGICO DE LA REVISTA DEL ATENEO PARAGUAYO, vol. 2, n. 1, Asunción, 1966.
 - ¹³ Beals, H. L., & Heijer, H.: An Introduction to Anthropology, New York, 1959.
 - ¹⁴ Cosse, Juan: Pigmeos en América? Mexiko, 1960.
 - ¹⁵ Bertoni, Moisés: El indio Guayakí, XX C.I.A., vol I, Rio de Janeiro, 1924.
 - ¹⁶ Pende, Nicola: Trattato di biotipologia umana, Mailand, 1939.
 - ¹⁷ Ferris, H. B.: The Indians of Cuzco and the Apurimac, in MEMOIRE OF THE AMERICAN ANTHROPOLOGICAL ASSOCIATION, vol. III, n. 2, 1916.
 - ¹⁸ Instituto de Ciencia del Hombre: El origen étnico de los „indios blancos“ guayakís del Paraguay, Buenos Aires, 1970.
 - ¹⁹ Mourant, A. E.: Blood Groups and Anthropology, in BRITISH MEDICAL BULLETIN, London, 1959.
 - ²⁰ Saguier Negrete, E.: El sistema sanguíneo Diego y el origen mongólico de nuestros indios, in REVISTA MÉDICA DEL PARAGUAY, Asunción, 1964.
 - ²¹ Brown, S. M., & Gajdusek, D. C.: Population control by child sacrifice and the teaching of cannibalism by children in a nomadic, polyandrous hunting-gathering group: Guayaki Indians of Paraguay, in PROGRAM AND ABSTRACTS: 79th ANNUAL MEETING OF THE AMERICAN PEDIATRIC SOCIETY, Atlantic City/USA, 1969.
 - ²² Matson, G. A. u. a.: Distribution of blood groups among Indians

- in South America — VI. in Paraguay, in *AMERICAN JOURNAL OF PHYSICAL ANTHROPOLOGY*, Juli 1968.
- ²³ *Vallois, H. V. und Marquer, P.*: La répartition en France des groupes sanguins ABO, in *BULLETINS ET MEMOIRES DE LA SOCIETE D'ANTHROPOLOGIE*, vol. 6, ser. 9, n. 1, Paris, 1964.
- ²⁴ *Schwidetzky, Ilse*: Die neue Rassenkunde, Stuttgart, 1962.
- ²⁵ *Charlevoix, François-Xavier de*: Histoire de Paraguay, Paris, 1661.
- ²⁶ *Clastres, Pierre*: Ethnographie des Indiens Guayaki, in *JOURNAL DE LA SOCIETE DES AMERICANISTES*, t. LVII, Paris, 1966.
- ²⁷ *Tomasini, Alfredo*: Contribución al estudio de los indios guayakí, in *REVISTA DEL MUSEO AMERICANISTA*, n. 1, Lomas de Zamora (Prov. B. Aires/Arg.), 1969.
- ²⁸ Bei den „Schrumpfgermanen“ Paraguays, in *LA PLATA RUF*, Buenos Aires, Jan. 1971.
- ²⁹ Instituto de Ciencia del Hombre: Les inscriptions runiques du Paraguay, Buenos Aires, 1972.
- ³⁰ *Serrano, Antonio*: Manual de la cerámica indígena, Cardoue, Argentinien, 1966.
- ³¹ *Susnik, Bronislava*: Etnografía paraguaya — Museo Etnográfico „Andrés Barbero“, Asunción, 1968—1969.
- ³² *Musset, Lucien*: Introduction à la runologie, Paris, 1965.
- ³³ *Heyerdahl, Thor*: American Indians in the Pacific, London, Oslo und Stockholm, 1952.
- ³⁴ *Mazière, Francis*: Fantastique île de Pâques, Paris, 1965.
- ³⁵ *Orbigny, Alcide d'*: L'homme américain, Paris, 1830.
- ³⁶ Wiedergegeben in: *Fernández, Juan Patricio*: Relación historial de las misiones de indios chiquitos que en el Paraguay tienen los padres de la Compañía de Jesús, Madrid, 1895.
- ³⁷ *Guevara, José*: Historia de la conquista del Paraguay, Río de la Plata y Tucumán, Buenos Aires, 1882.
- ³⁸ Relación de la religión y ritos del Perú, in *DOCUMENTOS INEDITOS DEL ARCHIVO DE INDIAS*, vol. III, Madrid, 1871.
- ³⁹ *Sturlusson, Snorri*: Edda, Gylfaginning, XLIV.
- ⁴⁰ *Torres, Diego de*: Carta Annua de 1614, in *DOCUMENTOS PARA LA HISTORIA ARGENTINA*, t. XIX, Facultad de Filosofía y Letras, Buenos Aires, 1927.
- ⁴¹ *Cataldino, Giuseppe*: Lettre de 1613, in Lozano³.

- ⁴² *Nóbrega, Manuel de*: Cartas do Brasil, in Cartas Jesuíticas, Rio de Janeiro, 1886.
- ⁴³ *Techo, Nicolás del*: Historia Provinciae Paraquariae, Leodii, 1673.
- ⁴⁴ *Armencía, Bernardo de*: in Jiménez de la Espada⁵⁹.
- ⁴⁵ *Ruiz de Montoya, Antonio*: Conquista espiritual hecha por los religiosos de la Compañía de Jesús en las Provincias del Paraguay, Paraná, Uruguay y Tapé, Madrid, 1639.
- ⁴⁶ *Lozano, Pedro*: Historia de la conquista del Paraguay, Río de la Plata y Tucumán, Buenos Aires, 1873.
- ⁴⁷ *Ramos, Alonso*: Historia del célebre y milagroso Santuario de la insigne imagen de Nustra Señora de Copacabana y sus milagros e invención de la Cruz de Carabuco, Lima, 1621.
- ⁴⁸ *Calancha, Antonio de la*: Crónica moralizadora, Lima, 1638.
- ⁴⁹ *Sarmiento de Gamboa, Pedro*: Historia de los Incas, Buenos Aires, 1942.
- ⁵⁰ *Salcamayhua, Juan de Santa Cruz Pachacuti Yamqui*: Relación de las antigüedades deste Reyno del Pirú (1613), in Tres relaciones de antugüedades peruanas, publicadas por Jiménez de la Espada, Madrid, 1879.
- ⁵¹ *Cieza de León, Pedro de*: Del señorío de los Ingas, Madrid, 1880.
- ⁵² *Cieza de León, Pedro de*: Crónica del Perú, Sevilla, 1553.
- ⁵³ *Oliva, Juan Anello*: Historia del reino y provincias del Perú, Lima 1895.
- ⁵⁴ *Betanzos, Juan de*: Suma y narración de los incas, que los indios llamaron capaccuna, que fueron Señores de la ciudad del Cuzco y de todo lo a ella sujeto, Madrid, 1880.
- ⁵⁵ *Salinas y Córdova, Buenaventura de*: Memorial de las historias del nuevo mundo del Pirú, Lima, 1951.
- ⁵⁶ *Cabello de Balboa, Miguel*: Misceláneas antárticas, in Obras, Quito, 1945.
- ⁵⁷ *Quiroga, José*: Diario de la expedición al río Paraguay para la demarcación de límites entre España y Portugal, Manuskript zitiert von Jiménez de la Espada⁵⁹.
- ⁵⁸ *César, Julio Ramón*: Descripción histórica del Paraguay, Manuskript zitiert von Jiménez de la Espada⁵⁹.
- ⁵⁹ *Jiménez de la Espada, Marcos*: El hombre blanco y la cruz pre-

- colombina en el Perú, Internationaler Amerikanisten-Kongreß, Rechenschaftsbericht, Brüssel, 1879.
- ⁶⁰ *Uría Avelino*: Tradición del Santuario de Carabuco, La Paz, 1877.
- ⁶¹ *Jaque de los Ríos de Mancaned, Cristobal*: Voyage aux Indes Orientales et Occidentales, Paris, 1606.
- ⁶² *Bandelier, Adolf E.*: La Cruz de Carabuco en Bolivia, in KHANA, vol. II, n. 25—26, La Paz, 1957.
- ⁶³ *Pérez des Torres, Simon*: Discursos de mi viaje, in Barcía, Andrés: Historiadores primitivos de Indias, vol. III, Madrid, 1749.
- ⁶⁴ *Garcilaso de la Vega, Inca*: Comentarios reales, Madrid, 1972.
- ⁶⁵ *Paredes, Rigoberto*: El Kollasuyo, La Paz, 1910.
- ⁶⁶ *Díaz de Medina, Fernando*: Literature boliviana La Paz 1953
- ⁶⁷ *Hagen, Victor von*: Los caminos del Sol, Buenos Aires, 1958.
- ⁶⁸ *Fawcett, P. H.*: Exploration Fawcett, London, 1953.
- ⁶⁹ *Ribera, Hernando de*: Relación, zitiert von *Dominguez, Manuel*: Eldorado era el Perú, in Chaco boreal. Asunción, 1925.
- ⁷⁰ *Barco de Centenera, Martín de*: De la Argentina, Lissabon, 1602.
- ⁷¹ *Monzón, Luis de*: Relación descriptiva de la provincia de Ruacana y Soras, in Relaciones geográficas des Indias, veröffentlicht von Jiménez de la Espada, Bd. II, Madrid, 1881.
- ⁷² *Bertoni, Moisés*: Prehistoria y protohistoria, Asunción, 1922.
- ⁷³ *Cardozo, Ramón I.*: El Guairá, Asunción, 1970.
- ⁷⁴ Documentos ineditos del Archivo de Indias, Bd. 18, Madrid, 1898.
- ⁷⁵ *Díaz de Guzmán, Ruiz*: Historia argentina del descubrimiento, conquista y población del Rio de la Plata, Asunción, 1845.
- ⁷⁶ Relación anónima sobre los sucesos ocurridos en el Río de la Plata, Asunción 1545.
- ⁷⁷ *Chaves, Nufrio de, und Salazar, Hernando de*: Relación general, in Relaciones geográficas de Indias, Bd. II, Madrid, 1881.
- ⁷⁸ Skálholt Annaáls hinn forni, Collection Arno-Magnéenne, Universitätsbibliothek Kopenhagen.
- ⁷⁹ *Roncière, Charles de*: Histoire de la marine française, Paris, 1895.
- ⁸⁰ *Ramusio, Giovanni Battista*: Terzo volume delle navigazioni et viaggi, Venedig, 1556.
- ⁸¹ *Beauvois, E.*: Analyse de l'étude de M. Gravier: Les colonies européennes du Markland et de l'Escociland (Domination Canadienne) au XVI. siècle (sic) et les vestiges qui en subsistèrent aux

- XVI. et XVII. siècles, Internationaler Amerikanisten-Kongreß, zweite Sitzung, Luxemburg, 1877. Rechenschaftsbericht, Luxemburg-Paris, 1878.
- ⁸² *Charlevoix, François-Xavier de*: Histoire et description de la Nouvelle France, Paris, 1667.
- ⁸³ *Furlong, Guillermo*: Martin Waldseemüller y su mapa de 1507, in LA NACION, Buenos Aires, 1969.
- ⁸⁴ *Avezac, M. d'*: Martin Hylacomylus Waltseemüller et ses collaborateurs, Paris 1867.
- ⁸⁵ *Herrera, Antonio de*: Décadas, Madrid, 1601.
- ⁸⁶ *Humboldt, Alexander von*: Christophe Colomb et la découverte de l'Amerique. Histoire de la géographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique aux XV. et XVI. siècles. Span. Ausgabe, Madrid, 1926.
- ⁸⁷ *Desmarquets*: Mémoires chronologiques pour servir a l'histoire de Dieppe et de la navigation française, Paris, 1785.
- ⁸⁸ *Gaffarel, Paul*: La découverte du Brésil par les Français, Denkschrift präsentiert von M. Gravier auf dem Internationalen Amerikanisten-Kongreß, zweite Sitzung, Luxemburg 1877. Rechenschaftsbericht, Luxemburg-Paris, 1878.
- ⁸⁹ *Caesariensis, Eusebi*: Chronicon cum additionibus Prosperi et.
- ⁹⁰ *Mollat, Michel*: Le commerce maritime normand à la fin du Moyen-Age, Paris, 1952.
- ⁹¹ Anonym: La déduction du sumptueux ordre plaisants spectacles et magnifiques théâtres dressés et exhibés par les citoyens de Rouen ville métropolitaine du pays de Normandie, à la sacre Maiesté du très christian Roy de France, Henry Second leur souverain seigneur et à la Tresillustre dame, ma dame Katherine de Medicis, la Royne son espouze, lors de leur triumpbant i oyeumx et nouvel advenement en icelle ville qui fut es jours de mecredy et jeudy premier et second jours d'octobre, mil cinq cens cinquante, Rouen, 1551.

Abbildungen

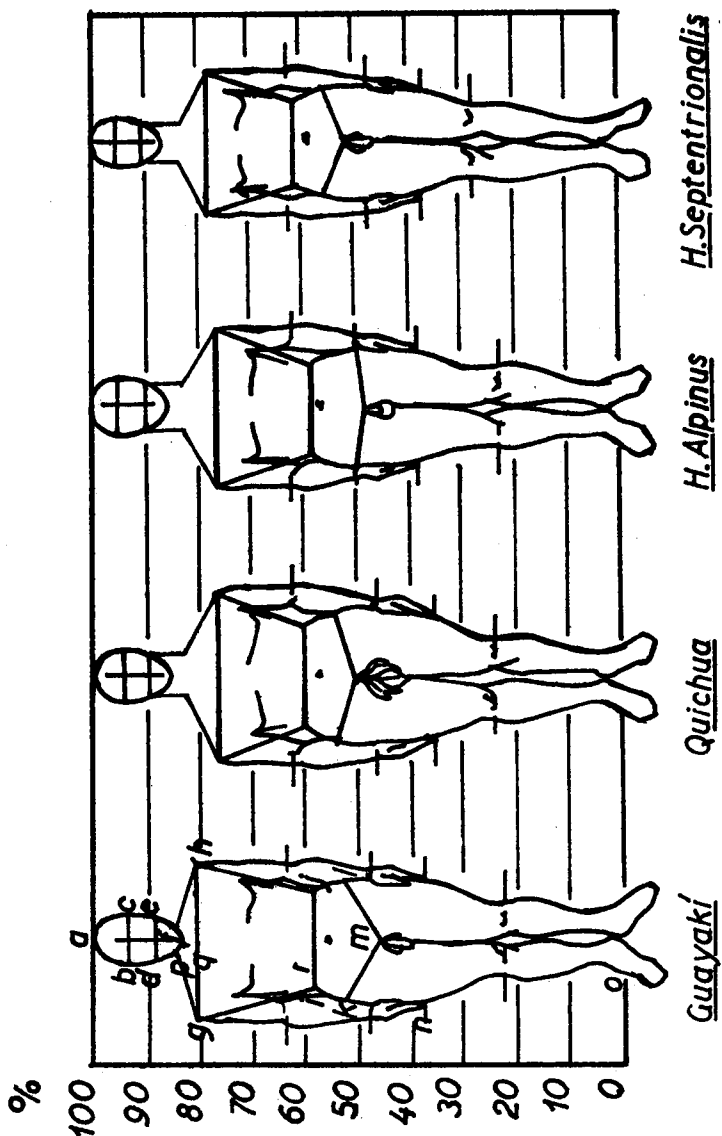


Abbildung Nr. 1

Ein männlicher Guayakí und drei vergleichbare Rasstypen in schematischer Darstellung (Proportionen prozentual zur Größe).



Abbildung Nr. 2 und 3
Inschriften zeitgenössischer Guayakis.

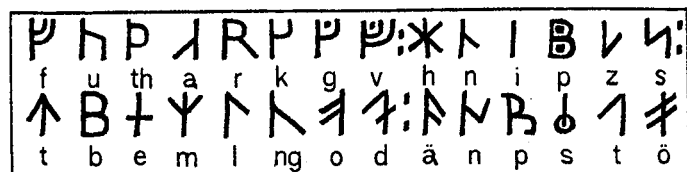
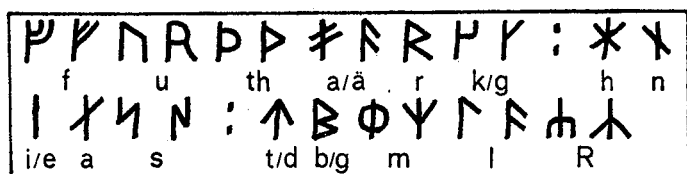
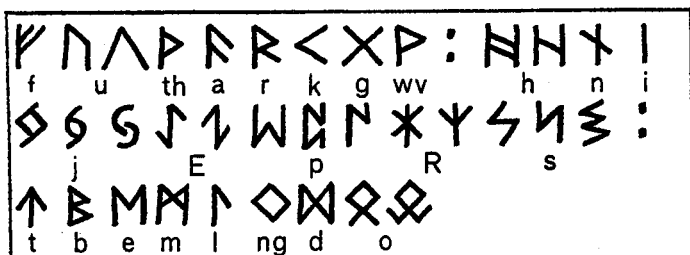


Abbildung Nr. 4

Die hauptsächlichsten Runenschriften. Von oben nach unten: das alte Futhark, das angelsächsische Futhorc, das neue Futhark, das „pointierte“ Futhark. (Nach Alain de Benoist, Nouvelle Ecole, Nr. 9, Paris, 1969).

3304

Abbildung Nr. 5

Die Jahreszahl (1304) vom Bruchstück C. M.—15^a.

Unverständliche Inschriften vom Bruchstück C. M.—15^b.

Abbildung Nr. 6

Unverständliche Inschriften vom Bruchstück C. M.—15^b.

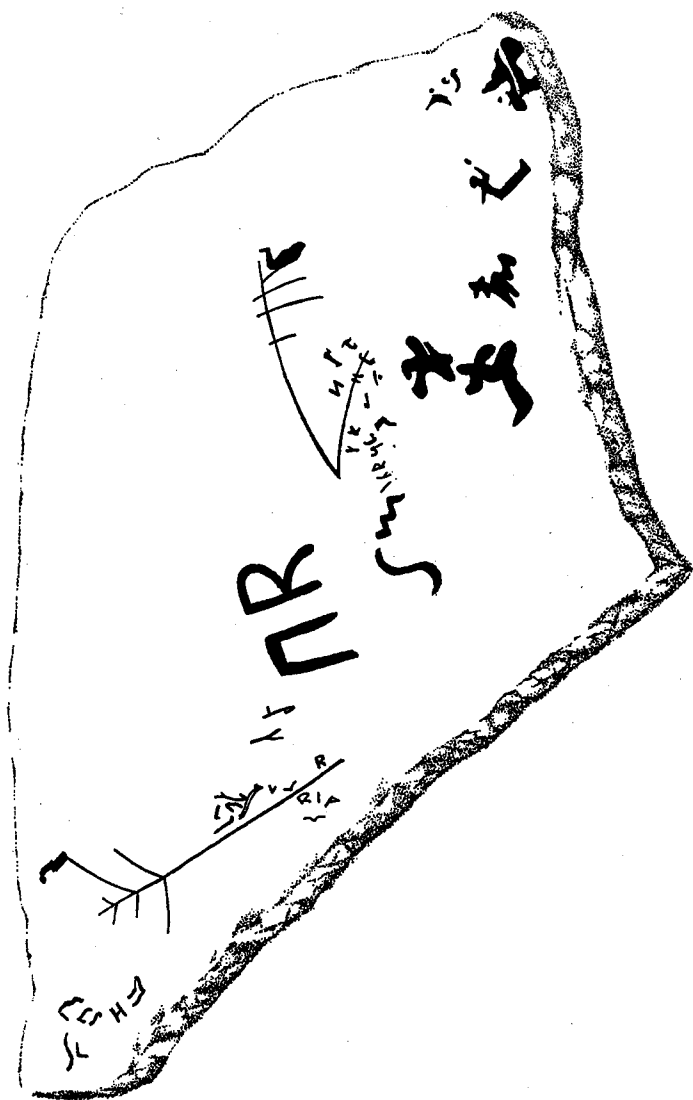


Abbildung Nr. 7

Der „Rosetten-Stein“ der Schatzkasten-Urne. Bruchstück C. M.—4.

R I P

Abbildung Nr. 8
Christliche Inschrift vom Bruchstück C. M.—4 (Detail).

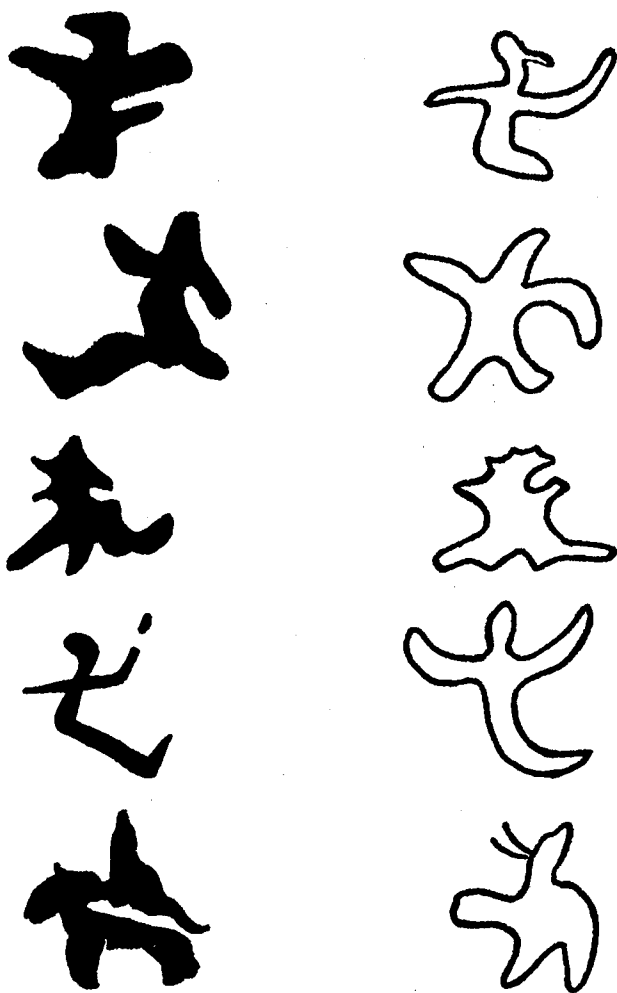


Abbildung Nr. 9
Links Zeichen auf dem Bruchstück C. M.—4, rechts *rongo-rongo*-Zeichen von der Osterinsel.

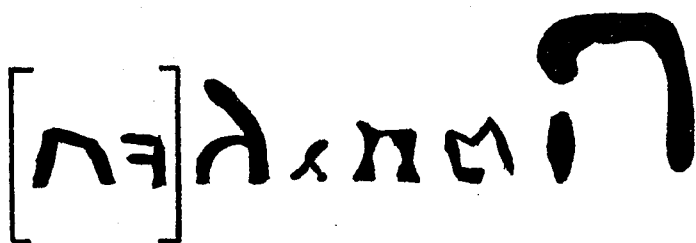


Abbildung Nr. 10

Die Anrufung des Odinsboten. Bruchstück C. M.—5.

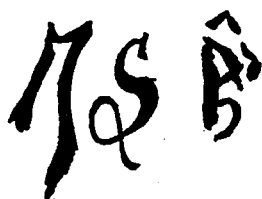


Abbildung Nr. 11

Anbetung des Sonnengottes.
Bruchstück C. M.—1.



Abbildung Nr. 12

Gebet zu Gott Odin.
Kriegsaxt vom Cerro Polilla.



Abbildung Nr. 13
Die hauptsächlichsten
Strömungen des
Nord-Atlantik.

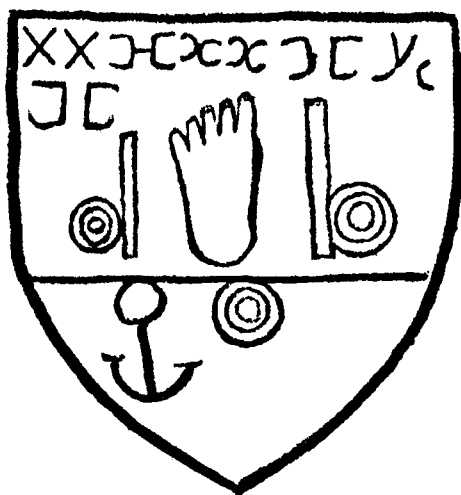


Abbildung Nr. 14

Die „Orientierungs-Wandtafel“ von Calango nach Peter de la Calancha.

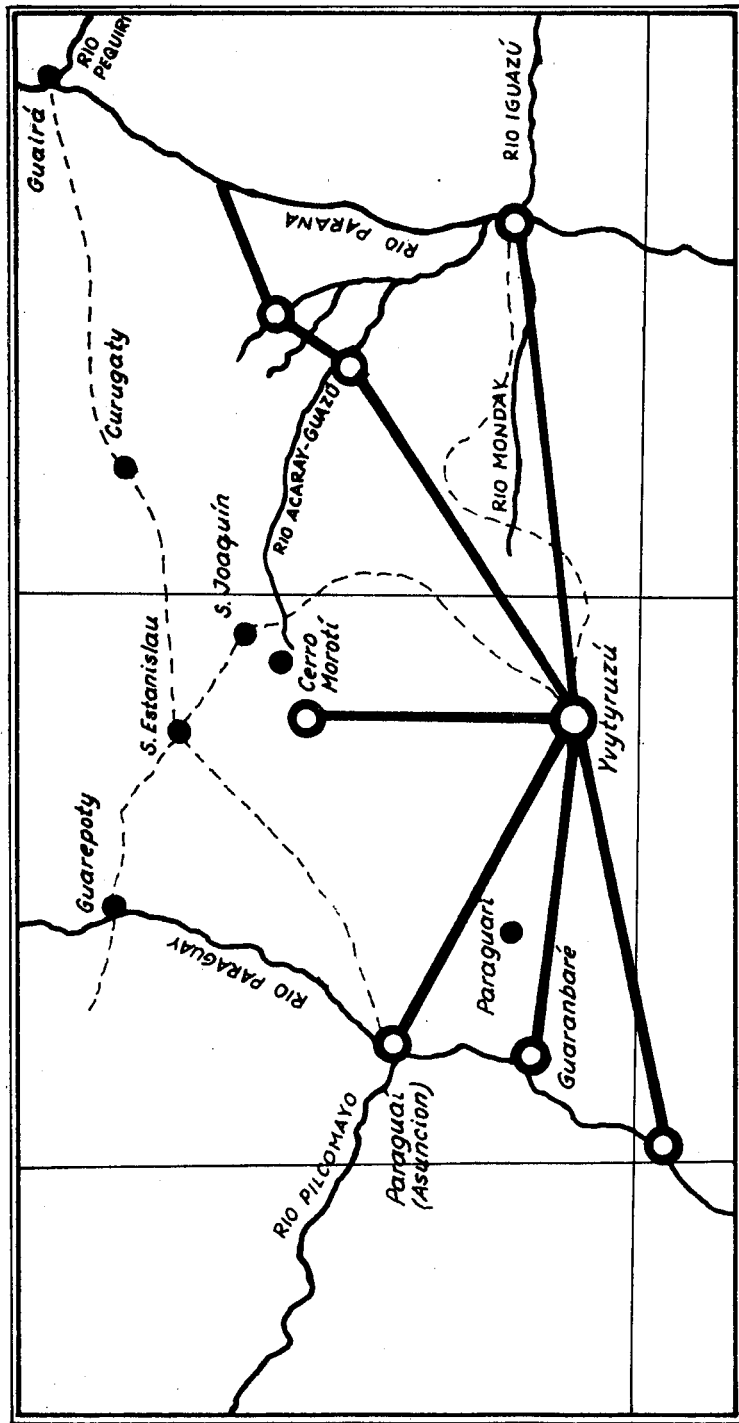


Abbildung Nr. 15 Die steinerne Landkarte von Yvytyruzú auf eine Karte Paraguays projiziert.

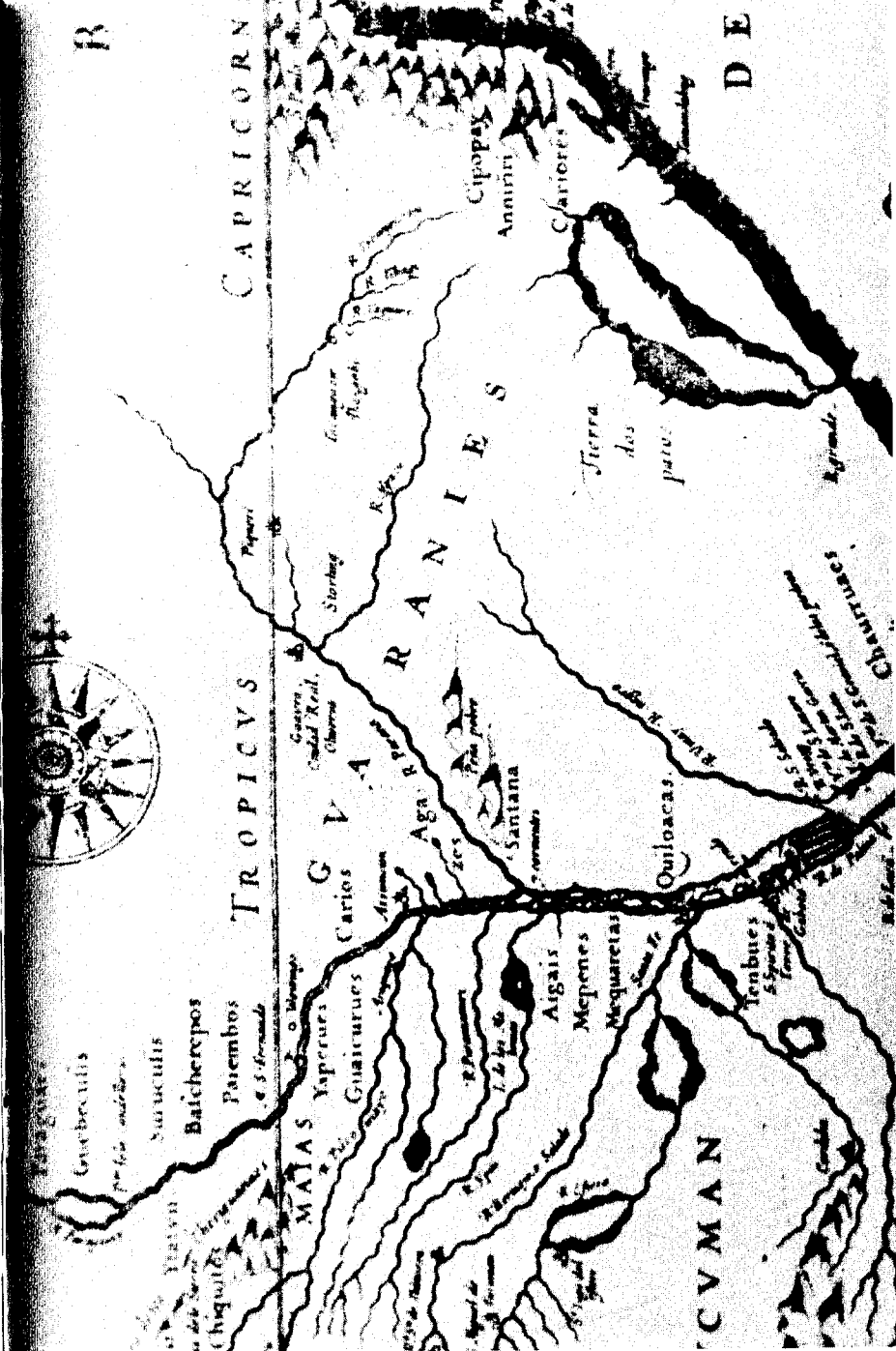


Abbildung Nr. 16
Karte der Jesuiten von 1609 (Detail) mit dänischen Ortsbezeichnungen.

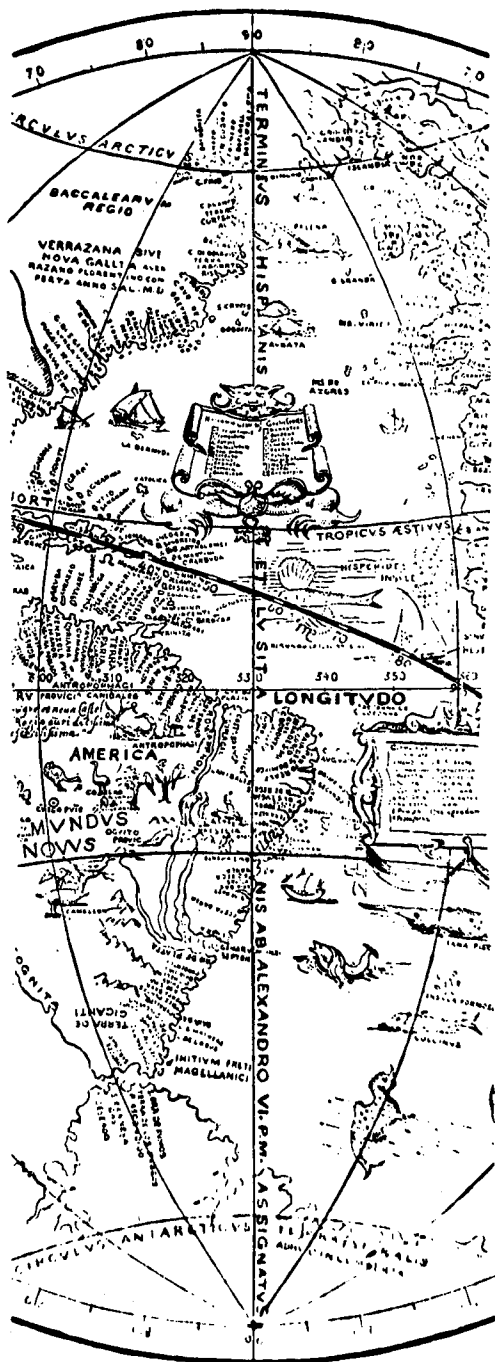


Abbildung Nr. 17
Der Erdglobus von Vulpins (1542). Detail.



Abbildung Nr. 18
Der *chasqui* (Läufer) aus der Grotte des Cerro Polilla.

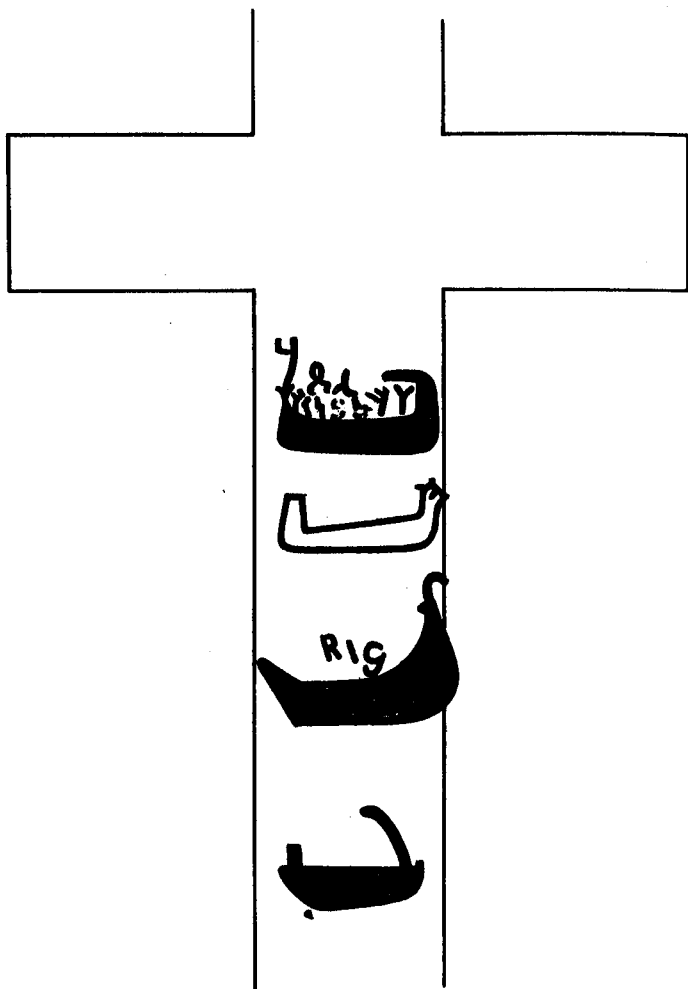


Abbildung Nr. 19

Die Drachenschiffe auf dem Kreuz, Hauptwand des Cerro Polilla.

1831

1833

1847

Abbildung Nr. 20

Jahreszahlen aus der Zeit vor Kolumbus. Oben und Mitte auf dem Kreuz vom Cerro Polilla, unten an einer Naturbrücke nahe dem Cerro Morotí.

U + Y H R B M R X

Abbildung Nr. 21

Die Runeninschrift vom Odinbild auf dem Kreuz vom Cerro Polilla.

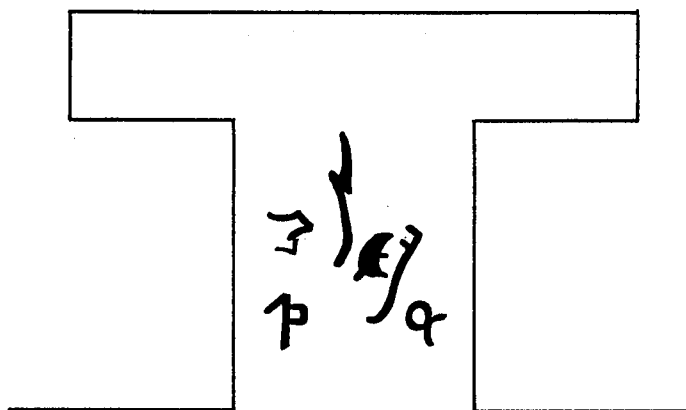


Abbildung Nr. 22

Ideographische Inschrift auf dem Kreuz vom Cerro Polilla.

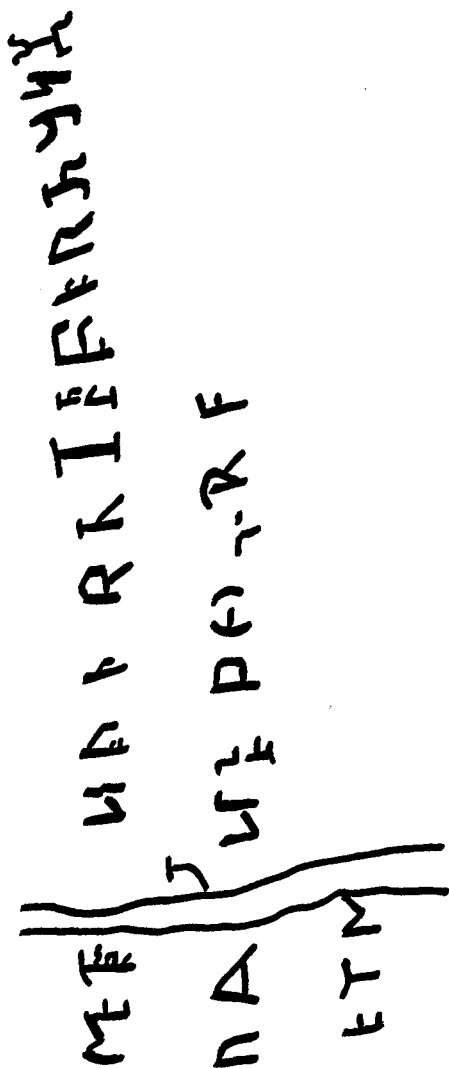


Abbildung Nr. 23

Die große gravierte Runeninschrift vom Cerro Polilla.

T V P H F 2 9 7
 A R I P R I 9 1 9

Abbildung Nr. 24

Die große gemalte Runeninschrift vom Cerro Polilla.

E P 7 [* * + 7 8 / 1

Abbildung Nr. 25

Beispiel einer Runeninschrift klassischen Stils, Grotte des Cerro Polilla.

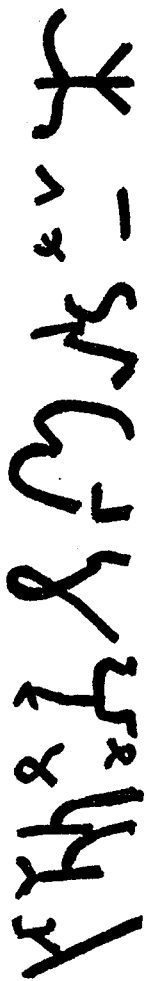


Abbildung Nr. 26
Beispiel einer degenerierten
runenähnlichen Inschrift,
Grotte des Cerro Polilla.

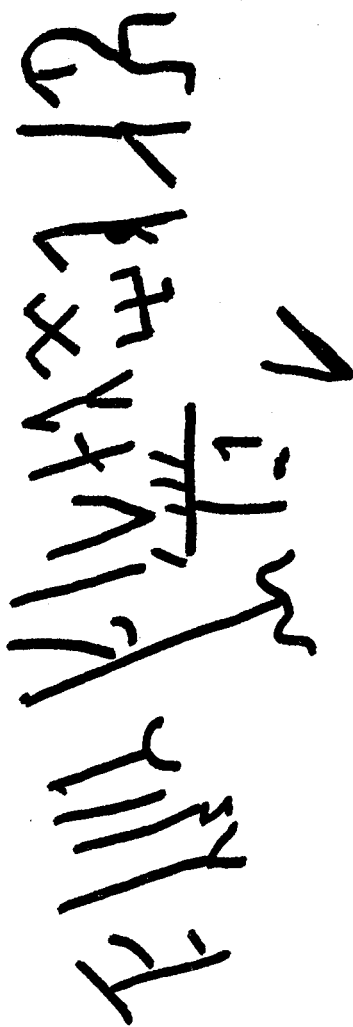


Abbildung Nr. 27
Beispiel einer degenerierten
runenähnlichen Inschrift,
Grotteneingang
Westseite Cerro Polilla.



Abbildung Nr. 28

Von Runen inspirierte Monogramme an der Decke der Grotte vom Cerro Polilla.

4 B I R ' J

A p E

Abbildung Nr. 29

Sgraffito-Runen, Osteingang Tunnel Cerro Polilla.

I π ρ ψ

Abbildung Nr. 30

Sgraffito-Runen, Hauptwand Cerro Polilla.



Abbildung Nr. 31
Karte von Martin Waldseemüller (1507).

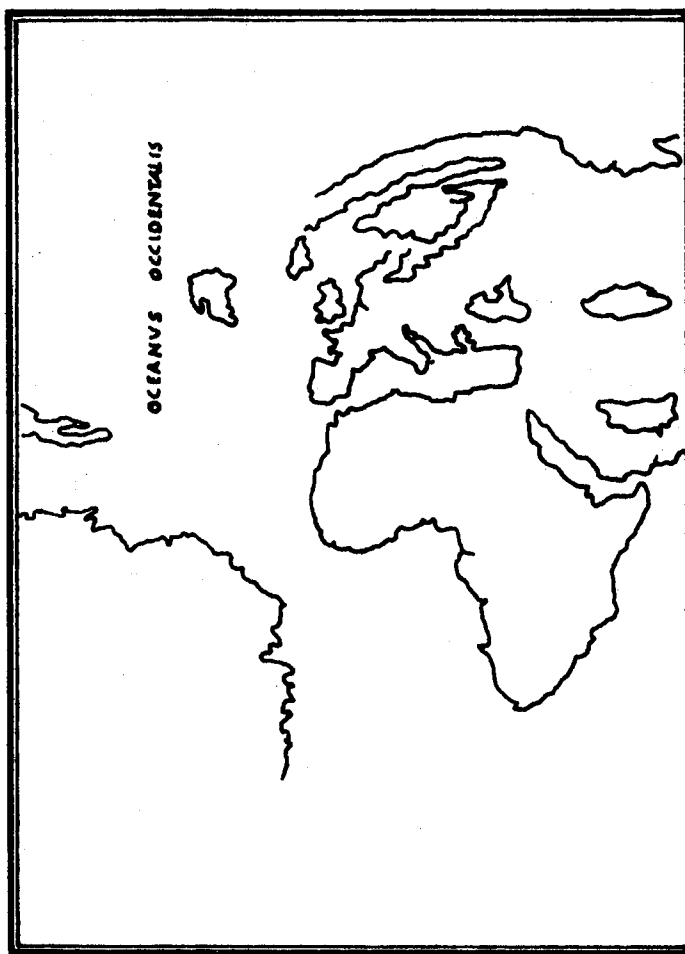


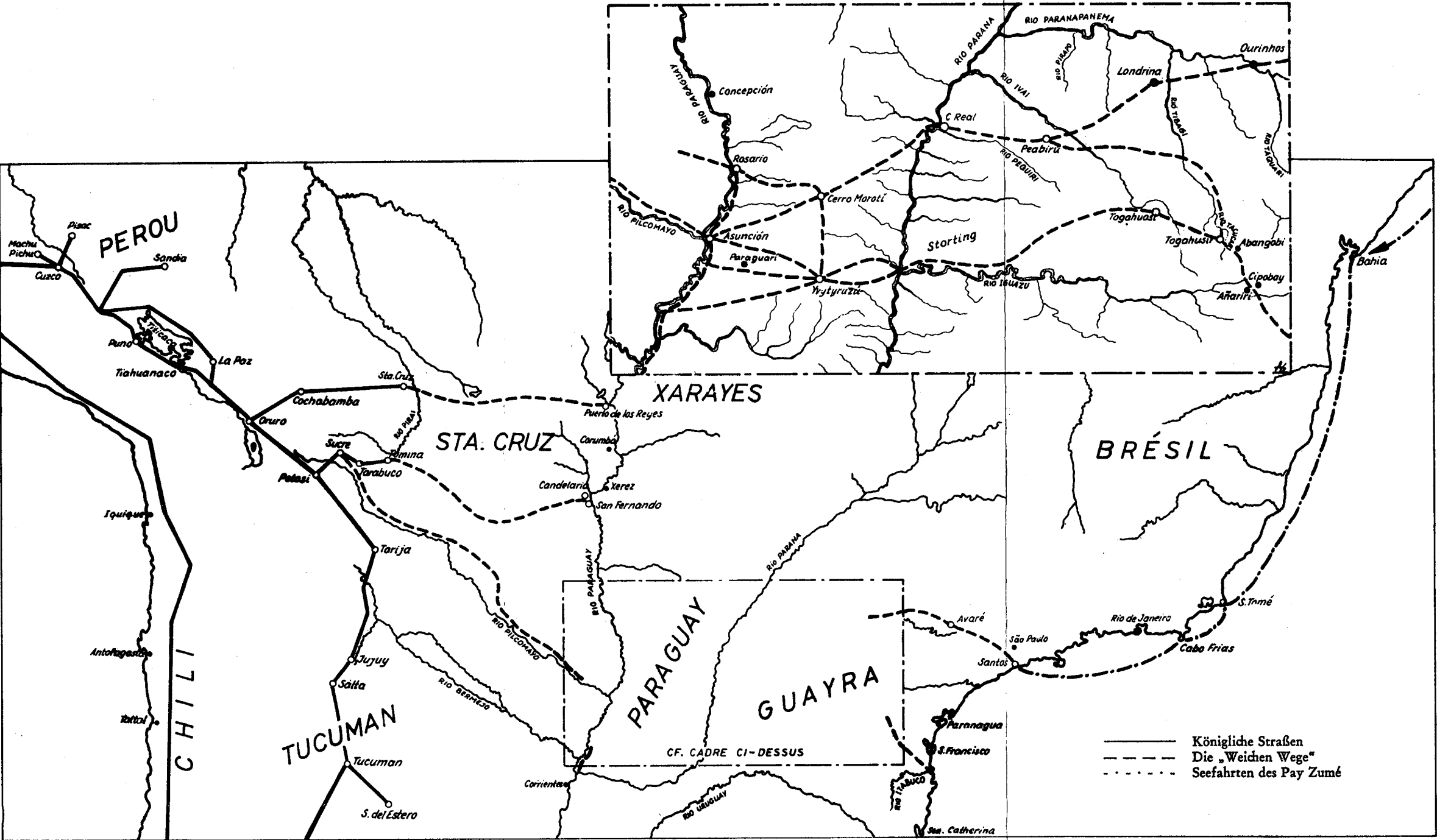
Abbildung Nr. 32

Die zweite Waldseemüller-Karte (Detail), veröffentlicht 1513, mit der „offiziellen“ Darstellung Südamerikas.



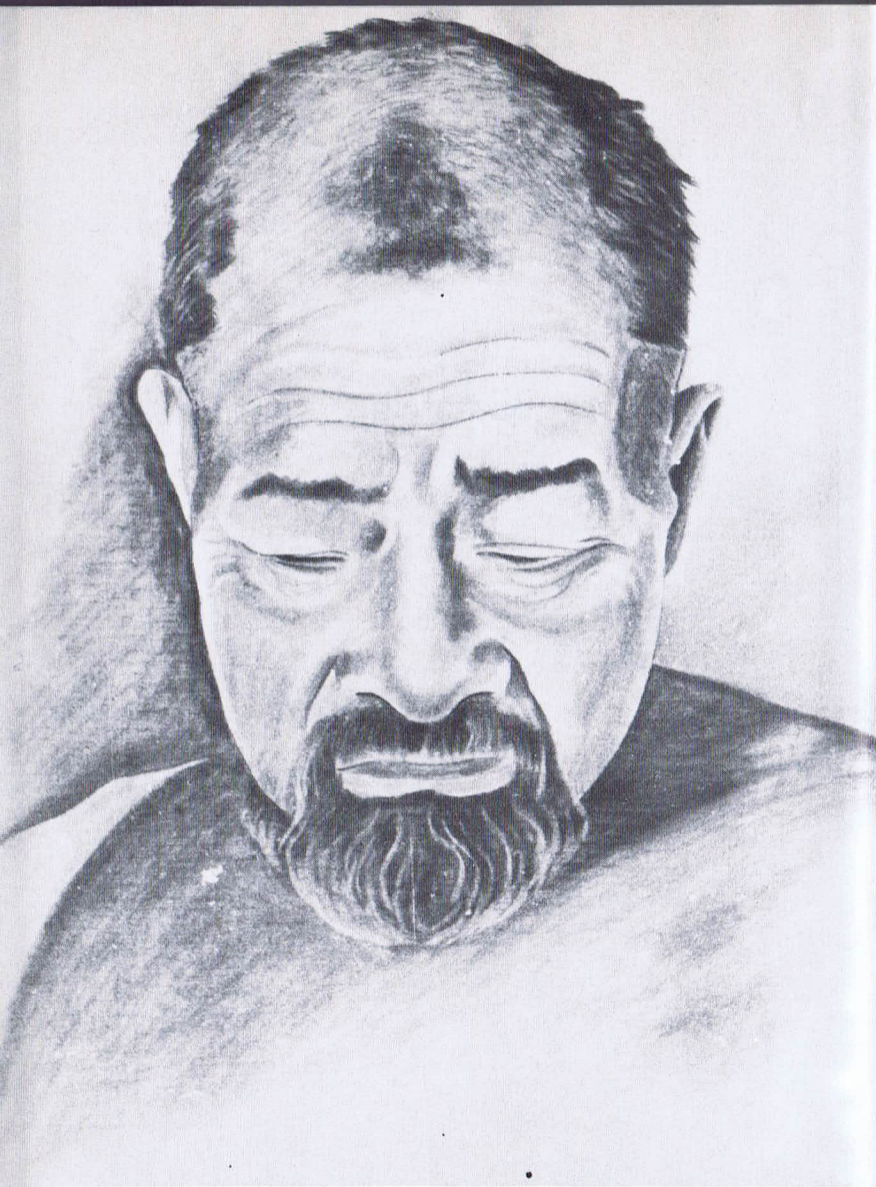
Abbildung Nr. 33

Karte von Johan. W. Schöner (Detail), veröffentlicht 1520, vor der Reise des Magellan.



- Königliche Straßen
- - - Die „Weichen Wege“
- ... Seefahrten des Pay Zumé

Bildtafeln



I. Typischer weißer Guayakí. (Porträt in der Galerie des staatlichen Departements für Eingeborenensagen in Asuncion).



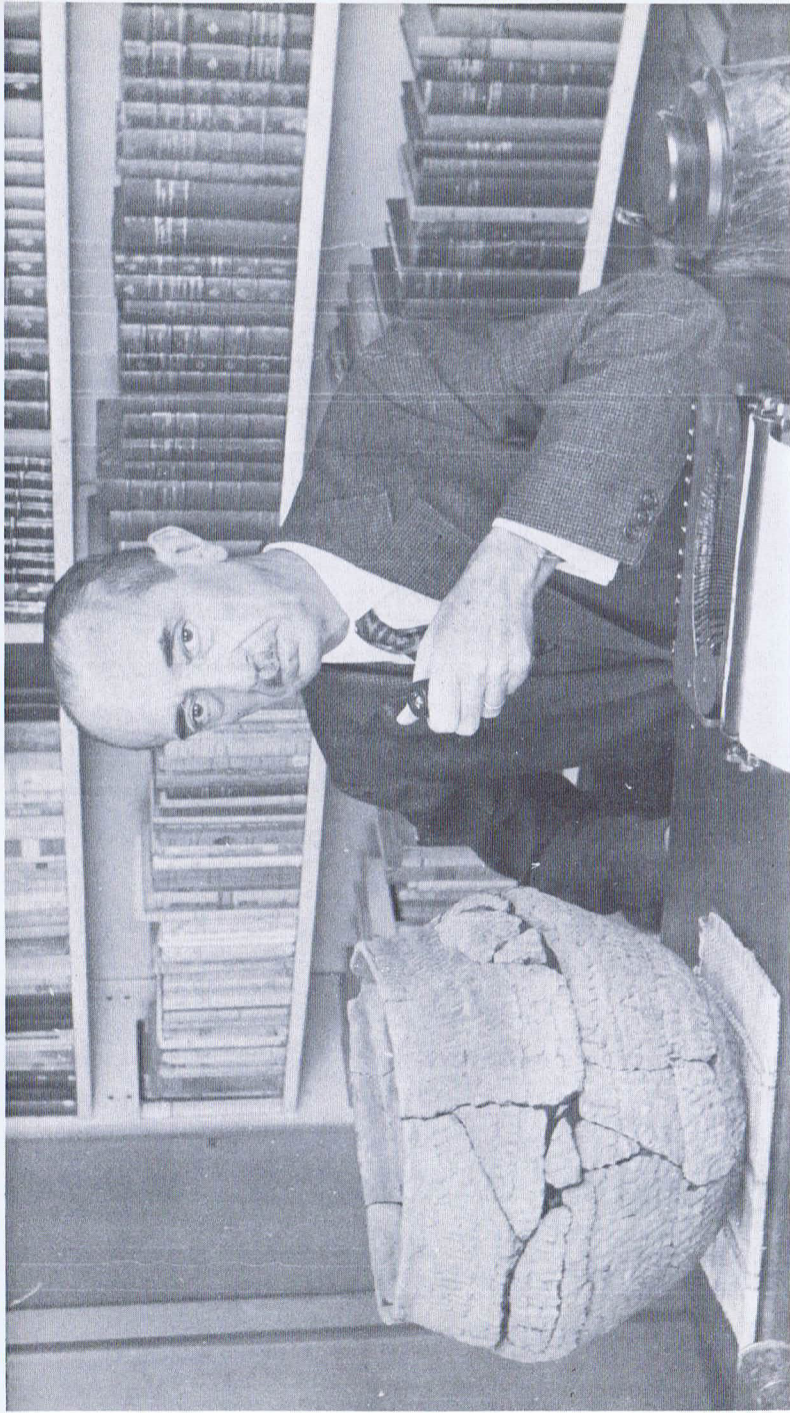
II. Ein kranker, weißer Guayakí-Indianer mit Heil-Bemalung.



III. Ein weißer Guayakí-Indianer von ausgesprochen nordischem Aussehen.



IV. Das „Runenversteck“ vom Cerro Moroti.



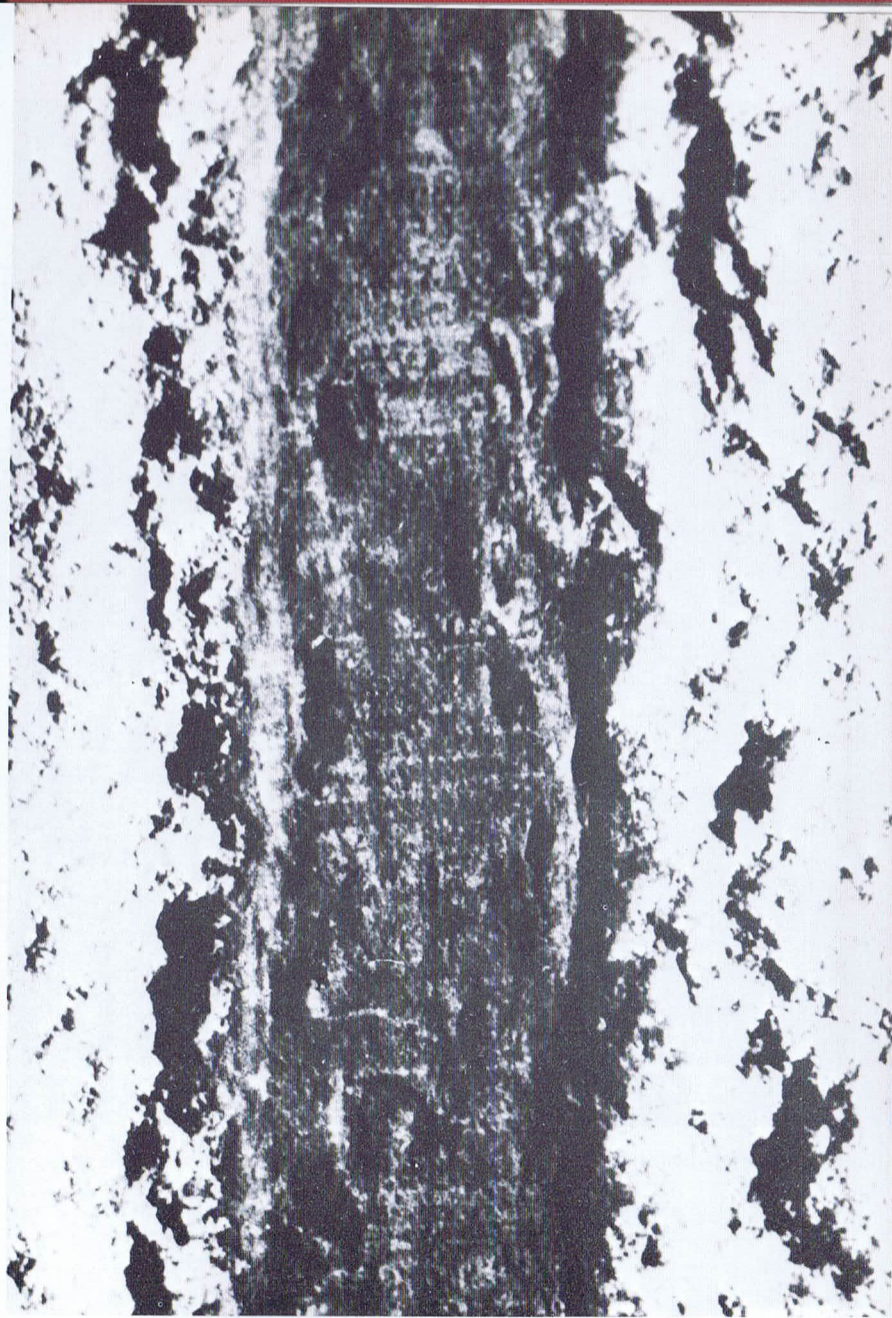
V. Der Verfasser mit der „Schatzkasten-Urne“ vom Cerro Polilla.



VI. Das Lama vom Bruchstück C. M.—15.



VII. Eine der „Fußspuren des Apostels“ in der Nähe von Paraguarí.



VIII. Odin-Darstellung auf dem Kreuz von Cerro Polilla (vgl. auch Abb. 21).



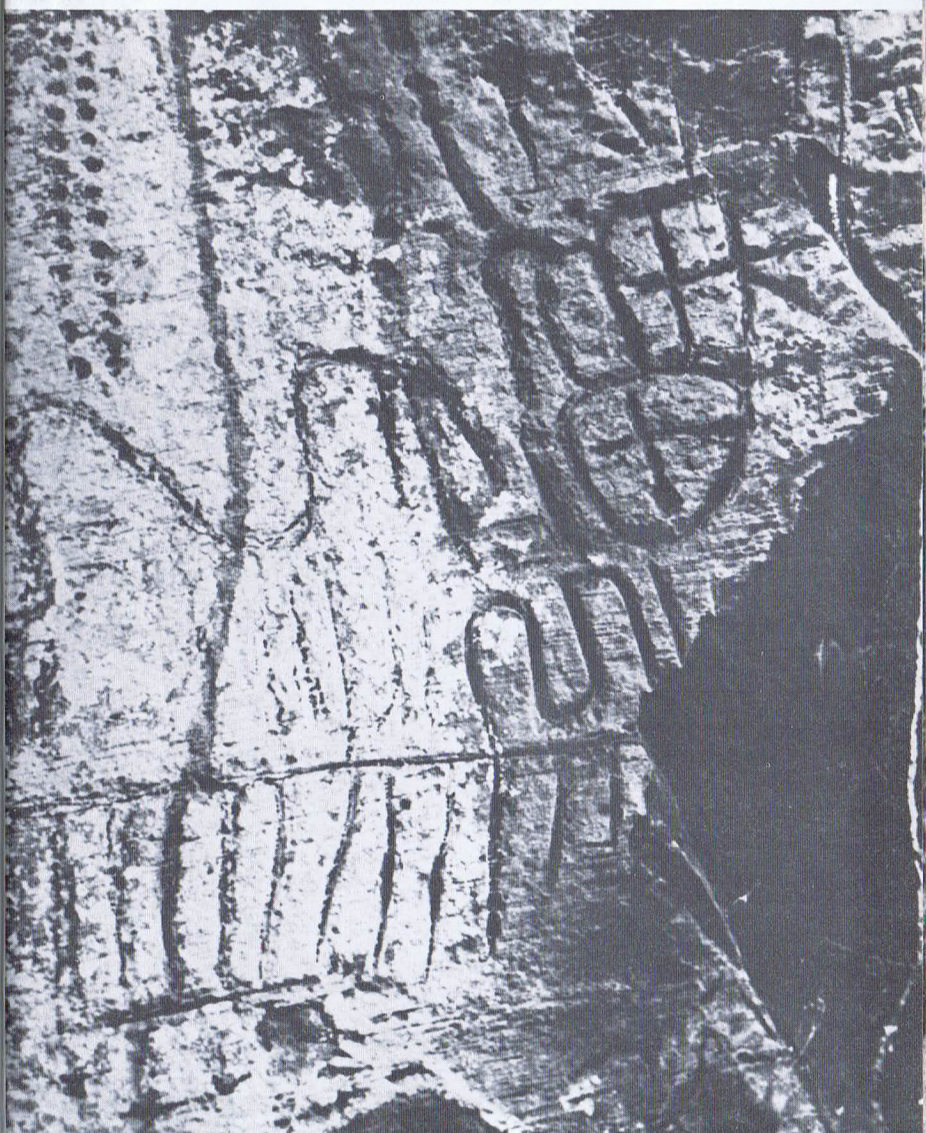
IXa. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: die „steinerne Wandkarte“.



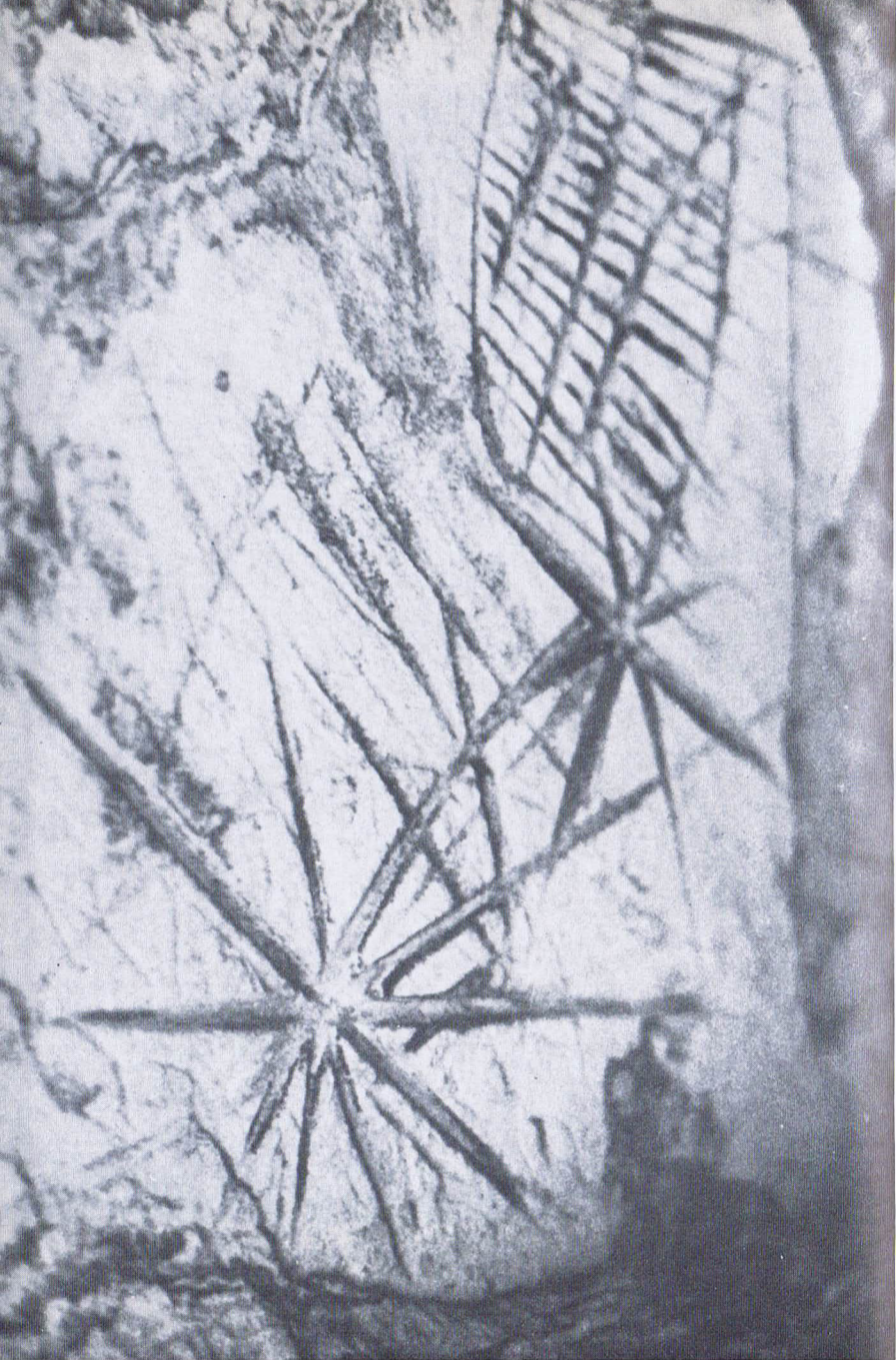
IXb. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: das Kreuz und der „Lebensbaum“.
Oben rechts drei Zeilen einer runenähnlichen, unübersetzbaren Inschrift.



IXc. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: die beiden „Weltschlangen“. In der Mitte unten der obere Teil der Stele mit menschlichem Gesicht, von Runenzeichen umgeben.



Xa. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: zwei Keltenkreuze auf der Hauptwand.



Xb. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: die Decke der Grotte (Detail).



XIa. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: Mitte rechts: die Runen-
Inchrift von Abb. 25. Oben rechts eine entartete runenähnliche In-
chrift.



XIb. Die Wikinger-Station von Yvytyruzú: in Stein gehauenes Motiv am Osteingang des Tunnels. Links die hinter einem Schiff aufgehende Sonne.



de Mahieu
—
Des
Sonnengottes
Todeskampf

Weiterhin empfehlenswert und lieferbar:

Jacques de Mahieu

Des Sonnengottes große Reise

Die Wikinger in Mexiko und Peru (967—1532)
320 Seiten, 16 Bildtafeln, davon 2 mehrfarbig,
40 Abbildungen, Literaturverzeichnis, Ganzlei-
nen DM 26.80

Jürgen Spanuth

Atlantis

Heimat, Reich und Schicksal der Germanen
767 S., 32 Kunstdrucktafeln sowie zahlreiche Ab-
bildungen und Übersichtskarten, umfangreicher
Anmerkungsteil, ausführliches Literaturverzeich-
nis und Personenregister, Ganzleinen DM 38.—

Hermann Noelle

Das Schwert Gottes

Ein Lebensbild Karls des Großen
456 Seiten, 12 Abbildungen, 1 Karte, fünffar-
biger Schutzumschlag, Ganzleinen DM 25.—

Freerk Hays Hamkens

Der Externstein

Seine Geschichte und seine Bedeutung
365 Seiten, 55 Abbildungen, zahlreiche Zeich-
nungen und Pläne, Ganzleinen DM 28.—

Adolf Helbok

Deutsche Volksgeschichte

Wesenszüge und Leistungen des deutschen Volkes
Band 1: Von der Frühzeit bis zur Reformation,
440 Seiten, Kunstdrucktafeln, Ganzleinen
DM 32.—

Band 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zur
Weimarer Republik, 495 Seiten, Kunstdruck-
tafeln, Ganzleinen DM 36.—

GRABERT-VERLAG TÜBINGEN

Mahieu

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF

